This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX JFYD 2

IN·MEMORY·OF
PATRICK·GRANT·II
CLASS·OF·1908
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
STAND SURE
VE RI
TAS
THE·GIFT·OF·HIS·WIFE
MARIE·DISSTON·GRANT
1886 1927

121

43 Bole
Rest R 1/2.

28 Louis complet à 30 s
[illegible]
[illegible]

Mary Ecuyer Lt.

Vu 1697

[illegible] 791 — 864. 22 Louis 22 [illegible]
[illegible] 1 [illegible]
[illegible] 19 [illegible] à 5 [illegible] 5 [illegible]
[illegible] 28 [illegible]
[illegible]

NEKROLOG

AUF DAS JAHR

1790.

Enthaltend

Nachrichten von dem Leben

merkwürdiger in dieſem Jahre

verſtorbener Perſonen.

Geſammelt

von

Friedrich Schlichtegroll.

Erſter Band.

Πολλοὶ

Μαρνανται, καλὸν εἰ τι ποιυφῃ.

PIND.

GOTHA,

bey JUSTUS PERTHES

1791.

4
Ger 11760.30 (1, pt. 1)
✓

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
Jan. 1966

Grant

SEINEM GNAEDIGSTEN

LANDESFUERSTEN

HERZOG ERNST

ZU SACHSEN-GOTHA

DER JEDES VERDIENST SCHAETZT

WIDMET

DIESE BLAETTER DES ANDENKENS

AN VERDIENTE ZEITGENOSSEN

IN UNTERTHAENIGKEIT

DER VERF.

VORREDE.

Es giebt vielleicht wenige Gegenſtände, über die das Urtheil Aller ſo übereinſtimmend ausfällt, als über das Anziehende, das die Erzählung von dem Leben, den Schickſalen, der Denkungsart und den Handlungen ſeltner, ſich auszeichnender Menſchen für uns zu haben pflegt. Schon vor einer nähern Unterſuchung läſst es ſich daher vermuthen, daſs die Urſachen, wel-

che dieſe Theilnahme bewirken, ſehr vielfach ſeyn müſſen, weil Menſchen, die übrigens in den Stufen ihrer geiſtigen Bildung weit von einander abſtehen, doch in dieſem Urtheile ſo allgemein überein kommen. Und ſo findet man es bey einer genauern Betrachtung über die Beſchaffenheit der Biographien vorzüglicher Menſchen in der That. Es ergiebt ſich alsdann ſogleich, daſs bey dieſer Gattung der Unterhaltung unſers Geiſtes ſich wirklich Nutzen und Vergnügen ſehr genau mit einander verbinden, da in dergleichen Erzählungen immer ſo vieles Brauchbare für uns ſelbſt liegt, und die Seele ihnen daher mit beſonders reger und beſchäftigter Aufmerkſamkeit folgt.

Unter

Unter den mancherley Vortheilen, die Erzählungen dieſer Art ihrer Natur nach gewähren müſſen, ſtellt ſich uns beym erſten Blick beſonders der Gedanke dar, daſs das menſchliche Geſchlecht der hiſtoriſchen Ueberlieferung überhaupt, und ganz vorzüglich der älteſten und einfachſten Gattung derſelben, der Lebensbeſchreibung, unendlich vieles verdanke, daſs dieſs unſtreitig der allgemeinſte und wichtigſte Gebrauch ſey, den der Menſch von ſeiner Vernunftfähigkeit gemacht, und wodurch er ſich über alle ſeine Mitgeſchöpfe auf der Erde allmählich ſo weit erhoben habe. Kommen und Gehen, Gebohren-werden und Sterben, iſt einmahl das groſse Geſetz, das über die ganze Erde und über die uns bekannte Schöpfung herrſcht. Je-

des endliche Weſen hat ihm zu Folge ſeine Zeit des Entſtehens und Blühens, und nähert ſich dann ſeinem Tode, ſeinem Aufhören in dieſer Geſtalt, um den nachfolgenden Erſcheinungen ſeiner Gattung Platz zu machen. Auch der edelſte Bewohner dieſer Erde, der Menſch, erkennt durch die Unterwürfigkeit unter jenes allgemeine Geſetz ſeine Mitbürgerſchaft mit dem, was ihm umgiebt, an; auch er kömmt und geht, entſteht und ſtirbt. Aber wenn er gleich durch den Gehorſam unter die groſse Regel dieſes Schickſal mit allem Geſchaffenen theilt, und Geburt und Tod ihn als den Bruder der Pflanze und des Wurmes darſtellen: ſo zeigt er ſich doch ſelbſt im Tode noch als der oberſte, vollkommenſte ſeiner Brüder, als der geliebte Erſtgebohr-

ne im irrdiſchen Hauſe ſeines Vaters. Der Lorbeer, den eine dankbare Hand auf Virgils Grab pflanzte, iſt verblüht und eingeſunken, und die Schöſslinge, die aus ſeinen Wurzeln hervorſproſsten, wiſſen es nicht, und können es dem ſuchenden Enkel nicht ſagen, welches und wo ehemahls ihr väterlicher Stamm war, und was für eine ſchöne Beſtimmung er erfüllte. Der Löwe, der einſt einen römiſchen Sklaven in ſeiner Höhle bewirthete, iſt in Staub zerfallen, und ſein Nachkomme weiſs nicht, daſs er von ihm herſtammt, und daſs er vielleicht noch die Höhle bewohnt, die ſein Urältervater zur Behauſung der Dankbarkeit eingeweiht hatte. Iener Lorbeer konnte ſeine Schöſslinge nicht lehren, höher zu wachſen und lieblichere Gerüche zu

verbreiten, als er, und der Wirth des Androklus konnte ſeinen Abkömmling nicht unterrichten, auch ſo edel und dankbar zu ſeyn, wie er war. Nur der Menſch, den ſchon im Leben ſeine Fähigkeit zur Vernunft und Fortſchreitung ſo weit über alle Geſchöpfe empor hebt, hat ſich durch jene Gaben dem gänzlichen Untergange zu entziehen gewuſst; er allein hat das Mittel gefunden, der allgemeinen, todſtillen Vergeſſenheit alles Geweſenen zu entgehen und in den Gedanken ſeiner ſpäteſten Söhne zu leben. Zuerſt einfache Zeichen, dann Sprache, und endlich Schrift haben Nachrichten vom Vater auf den Sohn, und ſo fort auf die entfernteſte Nachwelt gebracht, und nur durch dieſes Mittel ſind wir geworden, was wir ſind. Wenn die

gan-

ganze übrige Natur um uns her noch immer die Art zu ſeyn hat, die ſie vor Jahrtauſenden hatte, wie unähnlich iſt da im Gegentheil der jetzige Menſch ſeinen frühen Vorfahren! der Berechner des Sternenlaufs, und der vorige nackte Bewohner unſrer Wälder — kaum ſollte man ſie für Weſen Einer Gattung halten! Und dieſe ganze, groſse Verſchiedenheit, dieſer wunderähnliche Fortſchritt iſt bewirkt worden durch Ueberlieferung, dadurch, daſs der Vater ſeinen Sohn nicht bloſs zum Erben ſeiner Höhle, ſondern auch ſeiner Erfahrungen, ſeiner gelungenen und mislungenen Verſuche, und kurz, ſeiner Lebensgeſchichte einſetzte. So wirkte Tradition in ihrem erſten, einfachen Urſprunge, als der Enkel nur ein

ſteinernes Meſſer oder ein Fiſchernetz von ſeinem alten Groſsvater erbte, oder einen Handgriff von ihm lernte, ohne dieſe Dinge erſt ſelbſt erfinden zu müſſen; und ſo wirkte ſie fort, bis bey Alexanders Bild Cäſar weinte, bis die Erzählung von deſſen Thaten Friedrich den Groſsen bildete, und die Ueberlieferung von dem, was Ariſtoteles und Tycho in ihrem Leben dachten, unſere Leibnitze und Newtone hervorbrachte.

Es läſst ſich auf die Art ohne Paradoxie behaupten, daſs alles, was uns zu cultivirten Menſchen macht, alle Erfindungen, alle Künſte und Wiſſenſchaften in der Geſchichte des Lebens, Denkens und Handelns einzelner Menſchen liegen, und

und in dieſer enthalten ſeyn müſsten, wenn wir im Stande wären, eine Reihe von Biographien nach der Ordnung, wie ein Menſch immer um einen Schritt weiter als ſein Vorfahre ging, aufzuſtellen; ob es uns gleich ſelten einfällt, bey der Betrachtung eines nun da ſtehenden vollſtändigen Syſtems an dieſe allmählige und langſame Erzeugung deſſelben zu denken. Die Geſchichte der Philoſophen und ihrer Meynungen, die uns endlich bis zu einen vollendeten Lehrgebäude führt, oder auch unſere Kenntniſs entfernter Weltgegenden durch Reiſebeſchreiber, durch deren fragmentariſche Nachrichten wir nach und nach bis zu einer vollſtändigen Bekanntſchaft mit jenen Ländern gekommen ſind, geben uns einen einleuchtenden Beweis hier-

von; und eben dieſen Weg iſt nun auch die Kunſt des Uhrmachers, des Baumeiſters und jede andere gegangen.

So wichtig und nothwendig zur Fortbildung des Menſchen und der Geſellſchaft iſt die Ueberlieferung dieſer einzelnen Fertigkeiten, die man allmählich von der Lebensgeſchichte der Menſchen abgeſondert, und gleichſam bloſs ſie in die Annalen der beſtimmten Wiſſenſchaft oder Kunſt eingetragen hat, oft ohne den Nahmen des Erfinders mit aufzuheben. Eben ſo wichtig und lehrreich ſind nun auch für Wahrheit, Lebens-Weisheit und Klugheit die Nachrichten von der beſondern Denkungsart und Lebensweiſe einzelner Menſchen, von ihren eigenthümlichen

chen Schickſalen und Handlungen, die ſich von der Geſchichte ihrer Perſonen nicht trennen laſſen. Durch die beſtändige Vergleichung, die der Zuhörer oder Leſer zwiſchen dem, deſſen Geſchichte er vernimmt, und zwiſchen ſich anſtellt, durch die Anwendung, die er von allem, was hier vorkommt, machen kann, erhält dieſe Gattung der Erzählung eben jenen Grad von allgemeinem Intereſſe für alle einzelne Menſchen und alle Nationen auf jeder Stufe ihrer Bildung. Sang nicht ſo der alte Barde ſeinem Zirkel beym frohen Gaſtmahl die Thaten der Vorväter und bildete dadurch die Seelen zum Groſsen und Edlen? Die graue Sage, wie Ulyſſes herumirrte, wie Fingal tapfer war, hörte das Ohr der aufwachſenden Helden

mit

mit Bewunderung; ſie ſehnten ſich, zu werden, was jene geweſen waren, und wurden um vieles mehr. Sind nicht ſo Plutarchs Biographien das Lieblings- und Lehrbuch der ganzen Nachwelt geworden? Hat wohl jemand unter uns jene ſchätzbaren Blätter, die Garve über ſeinen Freund Zollikofer ſchrieb, ohne innige Theilnehmung geleſen? Verweilt nicht der Leſer mit Freuden bey dieſen Gemählden ehemahlicher Menſchen, und wünſcht ihnen in ihrer Gröſſe zu gleichen, und ihre Fehler zu vermeiden? Hat wohl etwas die Menſchen mehr belehrt, gewarnt, geleitet, als die Lebensgeſchichte ihrer Brüder, die vor Zeiten auf derſelben Bühne und unter ähnlichen Umſtänden erſchienen, und hat ſie nicht mehr gethan, das Urtheil

theil und die Handlungsart der Menſchen zu bilden, als ſelbſt die erhabne Muſe der Welt- und Völker-Geſchichte, die nur die groſsen Veränderungen ganzer Länder erzählt?

Das Studium des Individuums iſt offenbar viel lehrreicher und dem Bedürfniſſe des Menſchen an ſich betrachtet viel angemeſſener, als die genaueſte und glücklichſte Betrachtung der ganzen Gattung jemals werden kann; ſicher wenigſtens muſs jenes immer vor dieſer vorausgehen. Wenn der Denker ſich in die Betrachtung der groſsen, allgemeinen Natur verſenkt, wenn er die Geſetze des Univerſums ſtudiert, die Harmonie des Ganzen kennen lernt, die Erde, die er bewohnt, als einen Punkt anſieht, und Sonnenſyſteme, Milchſtraſsen und Nebel-

belſterne denkt; — ſo ſinkt ſeine Seele in ein ſtilles heiliges Staunen, in ein dunkles Ahnden groſſer, unendlicher Kraft und Ordnung, und denkt Gedanken, die eines unſterblichen, ewiger Fortſchreitung fähigen Weſens würdig ſind. Aber derjenige, welcher ein halbes Leben in dieſen hohen Betrachtungen zugebracht hätte, iſt deſswegen doch noch in Gefahr, ſich an der erſten beſten giftigen Frucht den Tod zu eſſen, und ſeine Maſchine zu zerſtören. Und daher handelt ein Menſch immer zwekmäſsiger, der, ehe er das Univerſum anatomirt, erſt einen menſchlichen Körper zerlegt, und deſſen Werkzeuge kennen lernt, was ſie zerſtört oder was ſie erhält, der die Säfte der Pflanzen erforſcht, und einige ſuchen, andere vermeiden lernt.

Mich

Mich dünkt, dieſes läſst ſich ohne Zwang auf allgemeine Geſchichte und Biographie anwenden. Die Muſe der Weltgeſchichte führt uns die Schickſale unſrer Gattung unter allen Himmelsſtrichen vor, wie aus Horden Nationen entſtanden, und Königreiche wurden, und wieder vergingen; ſie erzählt uns die Reſultate tauſend vereinigter oder ſich widerſtrebender Kräfte; ſie lehrt uns die Weltbegebenheiten unſerer Tage richtiger beurtheilen, und wahrſcheinliche Vermuthungen für die kommenden Zeiten machen. Dieſs alles erfüllt die Seele mit Bewunderung über das, was geſchehen iſt, mit Zufriedenheit und Ruhe bey dem, was geſchieht, und mit troſtvoller Ahndung einer nicht unglücklichen, einer immer beſſer werdenden

Zu-

Zukunft. Aber ein ſolcher Schauplatz iſt für das ſchwache Auge des Menſchen zu groſs; denn dieſes iſt von der Hand nicht gebaut, die Pracht einer Hemisphäre in ſchwimmender Dämmerung zu bewundern, ſondern die Reitze eines beſchränkten ſchönen Thales zu genieſsen. Die Weltbegebenheiten, dieſe Kinder von tauſend Kräften und Verbindungen, kann kein einzelner Menſch herbeyführen; ſie lenkt die eiſerne, ewig feſte Nothwendigkeit und Zeit, oder, beruhigender geſagt, die Hand einer unendlichen Weisheit, deren Abſichten wir kaum errathen. Zur Ausführung ihres Planes müſſen wir mitwirken, ohne ihn zu überſehen. Derjenige Menſch nun, der die Schickſale aller Völker und Reiche kennt, iſt deſswegen doch

nicht

nicht auſser Gefahr, die auffallendſten Fehler in ſeinem innern täglichen Leben zu begehen, und Wege einzuſchlagen, welche ihn von der Glückſeligkeit, die er ſucht, gerade abführen. Nothwendig und nützlich iſt es alſo, ehe und während man die Schickſale der groſsen Menſchengeſellſchaften und Reiche betrachtet, oft und fleiſsig die Geſchichte des Einzelnen zu durchdenken, da Belehrung und Warnung und Aufmunterung zu ſuchen. Hier ſchwindelt der Blick des Menſchen nicht ſo, wie bey jenem unüberſehbaren Gemählde. Es iſt ein Weſen ſeines Gleichen, das er betrachtet, mit denſelben Anlagen und Kräften, von eben ſolchen Menſchen umgeben, dergleichen er um ſich her ſieht. Faſt zu allem, was von jenem erzählt wird, findet er die Be-

lege in ſich ſelbſt, in ſeinem Herzen, in ſeiner Erinnerung; alles, was jener that oder litt, dient ihm, dem ähnlichen Mitbruder, zur Lehre oder zum Troſt. Gleichwohl findet er auch hier wieder die gröſſeſte Verſchiedenheit, welche durch die Vergleichung einen unerſchöpflichen Stoff für das Nachdenken darbietet. Groſse Ereigniſſe, allgemeine Kriſen ſehen ſich einander im Ganzen gleich, wenigſtens in ihrem Ausgange; aber in den Charakteren und Schickſalen der Einzelnen findet der Beobachter die gröſſeſte Mannigfaltigkeit, andere Kenntniſſe, andere Vorurtheile, andere Sitten. Von hier aus mag er dann immer zur Geſchichte der Nationen oder des ganzen Geſchlechts aufſteigen, in jenen Stunden, wo er Auf-

ſchlüſſe

ſchüſſe über das Dunkel wichtiger Begebenheiten, verworrener Auftritte auf der groſsen Weltbühne braucht. Da hohle er dann getroſten Sinn und Zufriedenheit mit der menſchlichen Beſtimmung; hingegen die Lehren der Weisheit und Klugheit für ſein Leben und ſeinen beſchränkten Handlungskreis ſuche er in der Geſchichte des Einzelnen. Wenn jenes Betrachten des ganzen Schauplatzes ein Vergnügen für höhere Geiſter zu ſeyn ſcheint, und die Seele des Denkenden für einzelne Stunden zum Rang und Genuſs ſolcher Weſen erhebt; ſo iſt dieſes ein recht eigentlich menſchliches Studium, das in unſerer jetzigen Lage Glückſeligkeit, Nützlichkeit, Humanität und Duldung auf alle Weiſe befördert.

Vielleicht war es nicht nöthig, ſo weit auszuhohlen, um den Nutzen und das Reitzende der Biographie einleuchtend zu machen; aber wenn es nur, wie ich glaube, Wahrheit iſt, was ich hier geſagt habe, ſo ſteht es doch nicht überflüſſig da. Ich hätte freylich nur auf den allgemeinen Hang zu erdichteten Lebensgeſchichten, auf das feſſelnde Intereſſe hinweiſen können, welches ein Roman einflößt, und welches doch von dem einer wahren Geſchichte noch weit verſchieden iſt; ich hätte mich auf die Erfahrung, und beſonders auf die Jugenderfahrung eines Jeden berufen dürfen, wie ſehr das Leſen guter Biographien das Herz erhebt, wie vielleicht nichts im Stande iſt, uns zur Tugend, zum Fleiſſe, zur Stetigkeit, zur Seelengröſſe ſo ſehr aufzumuntern, als ſie!

Zu welchen Vorſätzen man ſich belebt, zu welchen Aufopferungen man ſich ſtark genug fühlt, wenn man eben das wohlgezeichnete Bild eines groſsen und edlen Mannes aus der Hand legt! Wie man ſich dadurch zum Guten verpflichtet hält, ohne daſs man die gewöhnlichen Imperative der Moral, gegen die ſich zuweilen ein dunkles Gefühl von Freyheit regt, vor ſich ſieht, und ohne daſs ſelbſt die gemeine Ausflucht dagegen laut werden dürfte, als ſey dieſe Vollkommenheit zu idealiſch, und die Schwierigkeit ſie zu erreichen, für die Kräfte des Menſchen zu groſs. Es iſt eine Sitten- und Klugheits-Lehre in Beyſpielen, das beſte Erziehungs- und Bildungs-Mittel des frühern und des ſpätern Alters.

Wir haben einzelne ſolche Lebensbeſchreibungen merkwürdiger Menſchen aus alten und neuen Zeiten genug, und ſelbſt diejenigen, die noch ſo chroniſtiſch abgefaſst, noch ſo wenig durch Philoſophie und Vortrag gehoben ſind, verfehlen ihre Wirkung auf Unterhaltung und Belehrung nicht ganz. Wir haben Sammlungen von Biographien berühmter Männer, nach ihren gemeinſchaftlichen Lebensarten und Ständen zuſammen geſtellt, und der Regent, der Staatsmann, der Feldherr, der Gelehrte und Künſtler mag es ſich ſelbſt geſtehen, wie oft er hier belehrt und vergnügt wurde. Andere Sammlungen ſind nach dem Geſchlechte, wieder andere nach den Nationen oder auch nach gewiſſen Zeitperioden geordnet. Nur von Männern,

nern, die erſt kürzlich geſtorben ſind, die uns doch beſonders wichtig ſeyn müſſen, als Leute, welche wir vielleicht kannten, ihren Einfluſs ſahen und empfanden, oder deren Ruf ſich wenigſtens bis zu uns erſtreckte, — nur von dieſen erfahren wir die Geſchichte ihres Lebens, ihrer Denkart und Handlungsweiſe, ſelten zu der Zeit, wo ſie ihren hinterbliebenen Freunden, Bekannten und Zeitgenoſſen gerade am willkommenſten ſeyn müſste. Nirgends giebt man uns eine nach dieſem Plane zuſammengeſtellte Reihe von Biographien. Setzt auch ja noch jemand, ein Freund, ein Schüler, dem guten Verſtorbenen ein kleines Monument; ſo bleiben ſolche einzelne Bogen entweder in dem engen Bezirke der Vaterſtadt, oder ſie verliehren ſich in

eine unſrer vielen Zeitſchriften, in deren bunten Inhalte ſie flüchtig überſehen werden.

Beſonders aber ſterben diejenigen Männer, die oft ein langes und rühmliches Leben im Dienſte des Vaterlandes zugebracht haben, in dieſem harten, mühevollen, täglichen Dienſte, die ihrer ganzen Lage nach nicht an ſchriftſtelleriſche Arbeiten denken konnten und mochten, die das Glück unſerer Staaten gründen und deren Leben ſich oft durch die ſeltenſten Schickſale auszeichnet, — ſie ſterben gemeiniglich nur gekannt und geſchätzt von wenigen Freunden und Mitbürgern, bald darauf gänzlich vergeſſen, ohne daſs das Ausland oder ein dankbarer Enkel ihren

Nah-

Nahmen und ihr Verdienſt erfährt. Solche erleuchtete, mit Kenntniſſen aller Art ausgerüſtete Geſchäftsmänner, deren Anzahl in jedem Staate nicht klein iſt und nothwendig mit der ſteigenden Cultur immer wachſen muſs, haben einen gerechteren Anſpruch auf Nachruhm, als ſo mancher Schriftſteller, deſſen Schickſale und Tod dem gröſsern Publicum bekannt gemacht werden. Es ſcheint eine verkehrte Schätzung des Verdienſtes und eine Ungerechtigkeit gegen ausgezeichnete Männer des thätigen Lebens vorauszuſetzen, wenn wir ihnen nicht eben ſo gut, wie dem Künſtler, dem Gelehrten oder dem Kriegsmanne bey ihren Zeitgenoſſen und der Nachwelt ein rühmliches Andenken zu verſchaffen ſuchen, ein Gut, das von jeher, ſo ſehr es auch in

der Einbildung beſteht, den edlern Menſchen nie gleichgültig geweſen iſt. Von ſolchen Männern beſonders nun laſſen ſich keine richtigen und nützlichen Biographien denken, wenn ſie nicht gleich nach dem Tode derſelben von ihren Freunden aus der Erinnerung und den andern noch vorhandenen Materialien zuſammen getragen und dem Publikum vorgelegt werden.

Zwar nehmen unſere Journale von Zeit zu Zeit eine biographiſche Nachricht von dieſem oder jenem merkwürdigen Manne auf, und es ſind ſolche Aufſätze gewiſs dem Publikum immer willkommen; aber keine dieſer Zeitſchriften hat ſich doch anheiſchig gemacht, oder uns durch die Ausführung ſelbſt zu der Erwartung berechti-

rechtiget, dergleichen Nachrichten von jedem sich auszeichnenden kürzlich verstorbenen Manne unter ihrem Inhalt zu finden. Wie also, wenn man zu jenen schon vorhandenen Sammlungen von Biographien eine dieser Art hinzufügte, wenn man Erzählungen von dem Leben jüngstverstorbener, merkwürdiger Personen nach einem Gesichtspunkte zusammen stellte, den uns das gemeinsame Schicksal dieser Menschen an die Hand giebt? Wie, wenn man die Nachrichten von verdienten und des Andenkens werthen Menschen, die Ein Jahr vom Schauplatz ihrer Thätigkeit abruft, so zusammen ordnete, wie sie dieses ihr gleiches Geschick verbindet, und wenn man so der Menschheit gleichsam Rechnung ablegte, was für ein Deficit in diesem

sem Jahre unter dem entstanden ist, was sie gerade für ihr edelstes und schätzbarstes halten muss?

Einen solchen Versuch nun lege ich hier dem Publicum vor. Es ist sicher in mehreren, so wie in mir, der Wunsch oft aufgestiegen, dass man die Weltbegebenheiten jedes eben verflossenen Jahres zusammen stellen, und uns diese neueste Geschichte im Zusammenhang vorlegen möchte. Zeither ist beynahe nur die Geschichte längst verflossener Jahre belehrend gewesen, weil wir sie, von philosophischen Bearbeitern geordnet, als ein Ganzes übersehen können; da hingegen die Geschichte unserer Tage, von der wir doch, so zu sagen, Augenzeugen waren, für die mehresten

reſten ein verworrenes Gemiſch von Zeitungsnachrichten bleibt, die kein ſtetes Bild in der Seele laſſen. Jeder wird ſich beſcheiden, daſs die Nähe der Zeit, und der Umſtand, daſs dieſes Drama noch nicht zu Ende geſpielt iſt, einen Unterſchied macht; aber ein groſser Schritt könnte immer in der Sache gethan werden, ohne etwas Uebertriebenes zu verlangen. Ein beliebter Schriftſteller hat uns neulich mit Glück Annalen eines einzelnen Reichs zu liefern angefangen; ich ahnde die Schwierigkeiten, ſolche allgemeine Jahrbücher der neueſten Zeit zu verfertigen; ich überlaſſe es dem, der dazu Kräfte, Gelegenheit und deutſchen Fleiſs hat, dem Publicum dieſen gewiſs wichtigen Dienſt zu leiſten, und ich möchte ihn gern

zu einem ſolchen Unternehmen aufmuntern, wenn meine Stimme dazu hinreichte.

Biographiſche Nachrichten von merkwürdigen, im letzten Jahre verſtorbenen Männern zu ſammeln, iſt ein Gedanke, dem nicht ſo viele Schwierigkeiten in der Ausführung entgegen ſtehen, und ich begnüge mich mit der Bearbeitung dieſes beſchränkteren Feldes, das im Grunde einen untergeordneten Theil von jenem ausmacht. Ich möchte nehmlich gern Nachrichten von dem Leben wichtiger Menſchen aller Art, die in dem jedesmahl verfloſſenen Jahre geſtorben wären, ſammeln, und ſo der Welt eine Gallerie merkwürdiger Perſonen aufſtellen, in der es ſich mit Nutzen und Vergnügen umher gehen lieſse, Bildniſſe

von

von Menſchen, die vor Kurzem noch unſere Freunde oder doch unſere Zeitgenoſſen waren, von denen uns aber nun weiter nichts, als das Andenken ihres Lebens übrig bleibt.

Es iſt mir vorgekommen, als ob in dieſem Gedanken vieles läge, was zur Theilnahme an ihm einladen müſste. Sonſt war es faſt durchgängig gebräuchlich, beym Tode unſerer Mitbürger Leichenreden zu halten, und dabey ihr Leben zu erzählen. Alte Leute ſagen uns noch mit Wärme, wie oft dieſe erkauften, durch das ganze Verhältniſs beſchränkten Reden einen tiefen Eindruck auf die ganze Stadt und den Ort machten. Die griechiſche und römiſche Welt, voll zärteren Sinnes

für

für Verdienſt ums Vaterland oder auch im kleinern Kreiſe, ehrte ihre Patrioten durch Reden und Denkmähler, welche ihr Andenken und Beyſpiel den Zeitgenoſſen und der Nachwelt an das Herz legten. Und unſere Todten ſollten ſo ganz ungenannt ſterben, und ſogleich vergeſſen werden, nach dem ſie uns aus dem Auge entrückt ſind? Wir ſollten nicht noch das einzige Vermächtniſs ehren, das ſie uns hinterlaſſen können, das nützlichſte von allen, das belehrende Andenken ihrer Denkart und Schickſale, ihrer Tugenden und Thorheiten, ihrer Freuden und Leiden?

Aber Leichenreden und Grabmonumente erhalten das Andenken der Verſtorbenen nur für ihre Landsleute im engern

Sinne

Sinne. So lange ſich der Menſch nur als Bürger einer Stadt, als Bewohner eines Dorfs betrachtet, ſo lange iſt ihn auch nur der Kirchhof ſeines Ortes wichtig, und die Nahmen ſeiner Bekannten und unmittelbaren Vorfahren, welche ihm jene einheimiſchen Grabmähler nennen. Wenn er aber durch Cultur und Mittheilung dahin gekommen iſt, daſs er ſich als Glied einer groſsen, über die Erde verbreiteten Familie anſieht; ſo ſtirbt ihm in jedem Menſchen ein Bruder, und in jedem guten und merkwürdigen Menſchen, ein geliebter, ein des Andenkens werther Bruder. Laſst uns daher einen allgemeinen Todtengarten anlegen, und in ihm die Kenotaphe aller Verſtorbenen errichten, die uns der Erinnerung würdig ſcheinen,

und deren Beyſpiel belehren und aufmuntern kann! Laſst uns durch das Zuſammenſtellen dieſer Biographien ein Feſt des Andenkens an jene Abgeſchiedenen feyern, einen Aller-Seelen-Tag, an welchem wir Dankbarkeit und gute Vorſätze dieſen Edlen zum Todtenopfer bringen!

Dergleichen Ideen waren es, die mich zu dem Entſchluſſe brachten, dieſen Nekrolog zu ſammeln, und von dem Publicum zu erforſchen, ob ihm mit einer jährlichen Fortſetzung deſſelben gedient wäre. Was für ein Plan dabey zum Grunde liegen ſoll, erhellt theils aus dem bisher Geſagten, theils mögen noch einige Worte darüber hier einen Platz finden.

Die Sammlung ſoll möglichſt charakteriſirende Lebensbeſchreibungen ſolcher Perſonen enthalten, die in dem eben verfloſſenen Jahre verſtorben ſind, und die ſich durch beſondere Schickſale, durch nützliche Thätigkeit, durch umfaſſende Kenntniſſe, oder auf ſonſt eine Art ausgezeichnet haben, in was für einem Stande und durch welche Wirkſamkeit das immer geſchehen ſeyn mag. Das Leben jedes in vorzüglichem Grade thätigen und nützlichen Mannes hat einen Anſpruch auf unſer Andenken, und vielleicht dann am mehreſten, wenn es ſo im Stillen verlebt wurde, daſs nur Wenige von dieſer Rechtſchaffenheit und Nützlichkeit Zeugen werden konnten. Wenn dieſes Leben beſonders ſo dargeſtellt werden kann, daſs man ſieht, wie

der vorzügliche Mann das wurde, was er war, welchen Einfluſs ſein Schickſal auf die Bildung ſeines Geiſtes und Charakters hatte, welche Hinderniſſe und wodurch er ſie überwand: ſo muſs eine ſolche Darſtellung für alle Menſchen und beſonders für Leute ſeines Standes und ſeiner Lage ſicher belehrend und aufmunternd werden. Findet aber jedes Verdienſt hier ſeinen Platz, in welcher Gattung von Thätigkeit es auch erworben wurde; ſo bewahrt das vor Einſeitigkeit in Schätzung der verſchiedenen Wege, auf denen es ſich einſammeln läſst, und die beſtändige Vergleichung, die ſich hier darbietet, ſichert uns, auf keine Weiſe ungerecht in unſern Urtheilen zu werden.

Die Lage des Sammlers, und das Publicum, für welches er ſein Repertorium be-

beſtimmt, laſſen ſchon vermuthen, daſs dieſes gröſstentheils Biographien von merkwürdigen deutſchen Männern ſeyn werden. Sie gehen uns am nächſten an, und von ihnen laſſen ſich auch noch am erſten ſichere und geprüfte Nachrichten für uns erwarten. Doch möchte ich mich dadurch nicht ſo beſchränken, daſs ich den Biographien groſser Ausländer, welche die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich gezogen haben, und die ich die Heroën des Zeitalters nennen möchte, keinen Platz in dieſer Sammlung einräumen dürfte. Männer, wie Franklin, Howard, und ihnen ähnliche, oder auch groſse Schriftſteller, von welcher Nation ſie ſeyn mögen, gehören nicht mehr bloſs ihrem Vaterlande, ſie gehören der Welt, der geſammten Menſch-

heit an, in deren Dienſte ſie ſtanden und arbeiteten.

Könige, Fürſten, und ihre groſsen Räthe macht ſchon der Platz, von wo aus ſie auf ihre Zeitgenoſſen wirken können, vorzüglich merkwürdig. An ihre Denkungsart an ihre Leidenſchaften, an ihre Schickſale, hat die Ordnung der Dinge das Schickſal von Tauſenden gebunden. Selbſt wenn ihre Thätigkeit gering iſt, ſo ſtehen ſie doch einmal im Mittelpunkte, und von hier aus bewirkt die kleinſte Bewegung eine ſehr groſse und merkliche an den Enden des Kreiſes. Und die Moraliſch-Groſsen, die Edlen unter ihnen — ſagt, Menſchen, welcher Lebende hat mehr Anſpruch auf die Aufmerkſamkeit, auf das Andenken, auf die Dankbarkeit der Welt?

Ueber

Ueber die gewöhnliche ungerechte Gleichgültigkeit gegen das Andenken verdienter Männer des thätigen Lebens ist schon oben einiges gesagt worden, und es liesse sich darüber noch manches erinnern. „Wer handeln will und kann, sagt der naivste unsrer Schriftsteller, hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht Zeit und Lust zum Schreiben.“ Und doch ist so ein langes, im Dienste des Vaterlandes zugebrachtes Leben, ein Leben, wo jedes Jahr und jeder Tag mit Sorgen für das Wohl anderer, mit Verbessern, mit Glücklichmachen bezeichnet ist, eines ganz andern Lorbeers werth, als ein witziger Einfall in einige Reime gebracht, oder als manches auch mehr schimmernde Talent. Ich würde mich daher für sehr glücklich in Errei-

chung meiner Abſicht halten, wenn ich künftighin oft zwekmäſsige Nachrichten von dergleichen im thätigen Leben durch edle, uneigennützige Betriebſamkeit oder durch beſondere Schickſale ſich auszeichnenden Männern bekäme, Nachrichten, die man freylich mehr von dem eigenen Antriebe und der ungebetenen Bereitwilligkeit der nähern Zeugen eines ſolchen geräuſchloſen Verdienſtes erwarten muſs, als man ſie ſich durch Nachfragen verſchaffen kann; ja, es würde vielleicht das Vorzüglichſte an dieſer Sammlung ſeyn, wenn ſie hier und da einem ſolchen Manne, ob gleich nach ſeinem Tode erſt, die Bürgerkrone aufſetzen könnte.

Unter Gelehrten und Schriftſtellern giebt es natürlich eine Menge, die unbe-

deu-

deutend ſelbſt in dieſer Rückſicht, und noch viel unbedeutender in Rückſicht ihres Lebens ſind. Aber dadurch, daſs ſie ein oder mehrere Mahle in ihrem Leben, öffentlich zu ihren Zeitgenoſſen geſprochen haben, gehören ſie auf gewiſſe Weiſe dem Publicum und der Nachwelt an. Sie machen eine Claſſe von Menſchen aus, die dem künftigen Literator wichtig ſind, und wo ſoll dieſer die Lebensnachrichten derſelben, die man von ihm verlangt und die oft ſo manches Licht über ihre Schriften verbreiten, in der Zukunft hernehmen, wenn ſie ihm der Zeitgenoſſe nicht aufzeichnet? In Anſehung ihrer alſo, werde ich mich bemühen, beſonders was Deutſchland anbetrift, möglichſte Vollſtändigkeit zu leiſten, ſollte ſich auch oft von ihnen

nur eine sehr dürftige Nachricht mittheilen lassen; so also, dass der Literator nie vergebens nach dem Sterbejahr und den Haupt-Lebensumständen der Schriftsteller, die nur einiges Ansehn erlangt haben, in diesen Todtenkalendern suchen wird. Da aber die Classe der Autoren, neben der Menge der unbedeutenden, zugleich die gebildetsten, edelsten und blos durch eigene Kraft und Thätigkeit grosen Menschen des Jahrhunderts mit in sich enthält, die einem oft unzählbaren Publicum bekannt und wichtig sind, die Lehrer der Welt und Nachwelt, die das Feld der Wissenschaften erweitern, die den grösten Einfluss auf die Denkungsart ihrer Mitmenschen und mittelbar auf die wichtigsten Veränderungen der Nationen

haben

haben: ſo iſt es Pflicht, von dieſen ausgezeichneten Gelehrten und Schriftſtellern weitläuftigere und genauere Lebensbeſchreibungen zu liefern, eine Pflicht, welche ihr Biograph deſto ſicherer zu erfüllen verſprechen kann, je leichter es vergleichungsweiſe iſt, über ſie beſtimmtere Angaben zu erfahren. Ein Gedanke dabey thut mir im voraus wohl. Mancher Schriftſteller, der ehemals allgemein und mit Recht geachtet wurde, bringt oft die letzten Jahre ſeines Lebens ohne Arbeiten für das Publicum zu. Man hat vielleicht auf den Platz, den er erſt vom Schutte reinigte, ein Gebäude gebaut, das nun von allen bewundert wird. „Der gute Mann hat ſeinen Ruhm, hat ſich ſelbſt überlebt!“ pflegt man wohl mitleidig zu ſagen. Jedem,

dem, der unſere Literatur kennt, werden Beyſpiele zu dem Geſagten in den Sinn kommen. Zeitgenoſſen oder Schüler eines ſolchen Mannes nun, welche in der Periode ſeines Blühens Zeugen von ſeiner Thätigkeit und ſeinem Einfluſſe waren, könnten dann hier durch Darſtellung deſſen, was er war, ſeinem Schatten noch Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und die zu gleichgültige junge Welt auf ſein früheres Verdienſt hinweiſen, ehe die Zeit ſein Andenken noch mehr verwiſcht.

Groſse Kräfte verdienen Aufmerkſamkeit, ſelbſt wenn ſie zum Verderben wirken. Daher könnte es kommen, daſs auch zuweilen Nachrichten von ausgezeichnet böſen Menſchen hier einen Platz fänden, jedoch

doch nur von ſolchen, über deren Betragen die öffentliche Meynung das Urtheil ſchon gefällt hat. Die gemeinere, heimliche Bosheit ruhe vergeſſen mit denen, die ſie einſt ausübten, in ihrer Kammer; die mögliche Gefahr, den ſcheinbar Böſen, den bloſs Schwachen zu brandmarken, hält den Menſchenfreund ab, ihre Geiſter zu beſchwören und ſie vor ſeinen Richterſtuhl zu rufen. Das Beyſpiel des Guten und Tugendhaften kann den, der des Nacheifers fähig iſt, genug aufmuntern, dieſe ſchöne Bahn zu betreten; was wollen wir uns noch betrüben mit den Gemählden menſchlicher Schwäche und Verkehrtheit, von der wir ja genug Erfahrungen im wirklichen Leben zu machen genöthigt ſind!

Die-

Dieſes ſey zugleich ein Wink, daſs niemand fürchte, man werde hier jede Anekdote, jeden Zug, der von einem Verſtorbenen erzählt wird, gern aufnehmen, wenn er auch gleich nicht gänzlich auſser Zweifel geſetzt werden kann, und wenn er auch gleich den Sohn oder Bruder des Verſtorbenen kränken möchte. Ohne daſs ich den Vorwurf fürchte, in die Claſſe der bezahlten Leichenredner herabgeſunken zu ſeyn, die alles loben und nichts tadeln, glaube ich, daſs jeder billige und feinfühlende Mann den Mittelweg kennt, der hier ſtatt findet, und den man niemahls ungeſtraft verläſst.

* * *

Das wäre der Plan der Sammlung, die ich gern liefern möchte, weil ich glaube

bē dadurch etwas nützliches zu thun; wie glücklich ich dabey in der Ausführung ſeyn werde, hängt von mehrern Umſtänden ab. Derjenige Denker, der ſein Publicum mit der Betrachtung allgemeiner oder ſpecieller Wahrheiten unterhält, muſs, wenn er glaubt, den Gegenſtand von einer neuen und fruchtbaren Seite anzuſehen, in ſich ſelbſt zurück gehen, aus ſich ſelbſt den Stoff ſeiner Betrachtungen ſchöpfen, und iſt unabhängig von der Bereitwilligkeit ſeiner Zeitgenoſſen, ſeinen Vorſatz zu befördern. Nicht ſo der Hiſtoriker; er kann bloſs fleiſsig nachforſchen, und das, was er findet, nach ſeiner Art und Weiſe den Leſern mittheilen. Da ich nun die Beyträge zu dieſem vorliegenden Heft gröſstentheils mühſam habe zuſammen bringen

müſſen: ſo rechne ich darauf, daſs das Publicum mehr den Gedanken, die Anlage meines Unternehmens beurtheile, als die vorliegende Probe ſelbſt, die nothwendig unvollkommner ausfallen muſste, als die künftigen Jährgänge hoffentlich ſeyn werden. Ich erſuche daher jeden, der ſich für mein Unternehmen erwärmt fühlt, oder es doch als nützlich billigt, mir dieſen Beyfall durch Mittheilung biographiſcher Nachrichten von Perſonen, die er genau zu kennen Gelegenheit hatte, und die in dieſen Plan gehören, zu bezeigen. Sollte es nicht manchem Guten und Edlen eine willkommene Veranlaſſung ſeyn, hier ſeinem Freunde, ſeinem Lehrer, dem Wohlthäter ſeines Vaterlandes, ſeinem Fürſten, oder auch bloſs ſeinem ſtillen nützlichen

Mit-

Mitbürger, ein kleines Denkmahl zu ſetzen, ſeine Büſte hier in dem Saale der ausgezeichneten und verdienten Männer aufzuſtellen, und ſo das Andenken deſſelben den Zeitgenoſſen und einer gerechten und dankbaren Nachwelt zu empfehlen? Sollte nicht mancher mit mir glauben, daſs dieſes die wahrſte und zweckmäſsigſte Ehre ſey, die wir dem Schatten guter Todten erweiſen können?

Ueber jüngſtverſtorbene Fürſten und berühmte Männer werden hie und dahin, und oft in allgemein geleſene Zeitſchriften, Nachrichten eingerückt, die ihr Leben betreffen, und es iſt natürlich, daſs ich dieſe Vorarbeiten nutze, ja vielleicht, daſs ich ungeachtet aller Bemühungen oft nicht

mehr mittheilen kann, als das Publicum ſchon vorher erhalten hat. Niemand wird mir daraus einen Vorwurf machen, da die Nachricht hier in einer andern Verbindung vorkömmt. Ueberhaupt werde ich bey jedem Nahmen anzeigen, was über das Leben eines Mannes ſchon öffentlich bekannt iſt, und wo man es findet. So bald es mir indeſſen möglich ſeyn wird, ſolche ſchon gedruckte Nachrichten durch beygebrachte neue Zeugniſſe zu beſtätigen, zu berichtigen oder zu vermehren: ſo werde ich mir daraus eine Pflicht machen, von deren Erfüllung mich keine Mühe und kein Aufwand abhalten ſoll. Jene erhabnen und groſsen Männer, wie Joſeph II., Franklin, Laudon, Baſedow, u. a., deren Leben ein ſo kleiner Raum nur unvollkommen faſst,

und

und die mehrentheils ſchon einen eignen Biographen haben oder ihn doch erwarten können, — würden an Nachruhm nichts verlieren, wenn hier auch nicht einige Blätter ihrem unſterblichen Andenken gewidmet wären; aber wenn gleich ſie unſers Büchleins entbehren können, ſo kann dieſes doch ihrer nicht entbehren. So wie ſie in ihrem Leben die Zierden der Menſchheit waren, ſo gereichen nach ihrem Tode ihre groſsen Nahmen auch dieſer Sammlung zum Schmuck. Dem erhabnen Genius ſolcher Männer opfert man des dankbaren Andenkens niemahls genug, und auch die kleine Herme, die uns an ſie erinnert, muſs uns willkommen ſeyn. Dergleichen kurze und gedrängte Darſtellungen dienen uns als Vorbereitung oder Wiederhohlung einer

gröſsern Lebensbeſchreibung, und wenn ſie den Ruhm eines ſolchen Mannes gleich nicht durch neue Züge ſeiner Gröſse oder durch eine genauere Geſchichte ihrer Entwickelung vermehren, ſo helfen ſie dieſen verdienten Ruhm doch wenigſtens verbreiten.

Um Miſsverſtändniſſe zu vermeiden, und um zu verhüten, daſs die einzelnen Aufſätze nicht nach einem zu groſsen, und folglich falſchen, Maaſsſtabe beurtheilt werden mögen, iſt es nicht unnöthig, zu erinnern, daſs der Sammler hier keine Biographien im eigentlichen und ſtrengen Sinne des Wortes zu liefern verſpricht. Nur das Leben weniger Menſchen iſt fähig, der Gegenſtand einer Biographie in der höhern Bedeutung zu werden; und noch

noch ſeltner iſt man im Stande, alle die Materialien wirklich beyzubringen, die zur Erbauung eines ſolchen Denkmahls erforderlich ſind. Zu zeigen, was jemand war, ſeinen äuſsern und innern Menſchen darzuſtellen, ſichtbar zu machen, wie er es wurde, was für einen Einfluſs er auf ſeine Mitwelt und auf die Folgezeit hatte, — das alles mit Treue zu zeichnen, mit Lebhaftigkeit auszumahlen, und zu einem ſchönen Ganzen zu vereinigen, erfordert einen ſo glücklich zuſammen gebrachten Vorrath von Stoff, und eine ſo geſchickte Hand in der Ausführung, daſs dergleichen Menſchengemählde immer nur ſehr rare Kabinetsſtücke bleiben werden. Was man hingegen hier im Durchſchnitt zu erwarten hat, ſind biographiſche Nachrichten,

mehr oder weniger fragmentarisch, je nach dem es möglich war, sie zusammen zu bringen. Nur zuweilen darf ich hoffen, dass sich ein Aufsatz der Vollständigkeit so nähern wird, um auf den Nahmen einer eigentlichen Biographie Anspruch machen zu können. In den mehresten Fällen muss es mir genügen, die bedeutendsten Lebensumstände mitzutheilen, die das Publicum ohne dieses Unternehmen nicht, oder nicht so vollständig würde erhalten haben, und die ihm doch, da sie einen wichtigen Mann angehen, nicht unwillkommen seyn können. Und so wird denn hier manche schöne Handlung vorkommen, die bisher unbekannt oder schon wieder vergessen war, mancher edle Zug, der zur Nachahmung einladet, manches

seltne

ſeltne Schickſal, über das wir erſtaunen, mancher Umſtand, der zu weitern, fruchtbaren Nachdenken führt, und dem künftigen eigentlichen Biographen zur Vorarbeit dienen kann.

Ich bin lange unentſchloſſen geweſen, ob ich den Lebensnachrichten von Schriftſtellern ein Verzeichniſs ihrer Schriften beyfügen ſollte, welches ich gemeiniglich bey der Gelegenheit, daſs ich jene Nachrichten ſammle, genau und vollſtändig zu erhalten im Stande bin. Da ich aber doch in den meiſten Fällen mehr nicht thun könnte, als dieſe Rubrik aus dem Meuſeliſchen Lexicon abzuſchreiben, und es ferner ſchwer zu beſtimmen iſt, welche Schriften zu unbedeutend ſeyn möchten, um alle

einzeln aufgezählt zu werden, indem ſonſt die vielen Programmen eines fleiſsigen Schulmannes, oder die zahlreichen einzeln herausgekommenen Predigten mancher Verfaſſer einen gar zu groſsen Raum einnehmen würden: ſo hat, um Platz zu erſparen, der Entſchluſs, kein ſolches Verzeichniſs anzuhängen, die Oberhand behalten, und ich werde mich nur begnügen, die Rubriken, wie ſie in Meuſels Handbuch ſtehen, vollſtändiger zu machen, wenn mir nehmlich Schriften von einem Verfaſſer bekannt werden, die ich dort noch nicht angeführt fände. Sollten indeſſen mehrere Stimmen dafür ſeyn, dieſe Schriften-Kataloge hier ganz zu haben; ſo wird mich das ſogleich beſtimmen, die jetzige Einrichtung für die Zukunft abzuändern.

Da

Da es faſt unmöglich ſeyn würde, die Nachrichten von den Männern, die in dem jedesmahl eben verfloſſenen Jahre, und beſonders in der zweyten Hälfte deſſelben verſtorben ſind, ſo früh nach ihrem Tode zuſammen zu bringen, um alles auf Einmahl erſcheinen zu laſſen, ſo kömmt die Sammlung in zwey Hälften heraus. Vielleicht erhält ſie auch ſo eher einen Platz unter den Heften und Zeitſchriften, die gewöhnlich in den deutſchen Leſegeſellſchaften umlaufen. Zu Michaelis erſcheint alſo die zweyte Hälfte, die auſser den Lebensbeſchreibungen der in den letztern Monaten des verfloſſenen Jahres Verſtorbenen auch noch einen Nachtrag enthalten wird. Es kann nehmlich nicht fehlen, daſs bey aller Sorgfalt, welche ich von meiner

Seite anwenden werde, und bey aller Genauigkeit der Beförderer meines Unternehmens, die mich mit Beyträgen unterſtützen, doch nicht hie und da eine beträchtliche Lükke bleiben, oder ein falſcher Umſtand ſich einſchleichen ſollte. Iſt nun dieſe Lücke oder dieſer Umſtand von Wichtigkeit, ſo erſuche ich alle diejenigen, welche jene ausfüllten oder dieſen berichtigen können, mir ihre Verbeſſerungen mitzutheilen. Ferner könnte auch der Fall eintreten, daſs zu der Zeit, wo der Ordnung nach eine Biographie folgen müſste, noch manche Nachrichten zu ihrer Vervollſtändigung nicht eingegangen wären, ſo daſs man an dem Todestage des Verſtorbenen bloſs ſeinen Nahmen nennen könnte. Jene Berichtigungen nun, und dieſe ſpäter vollende-

ten

ten Nachrichten werden in dem Nachtrag einen Platz finden.

Noch muſs ich mich der Pflicht der öffentlichen Dankbarkeit gegen diejenigen entledigen, die auf mein Erſuchen die freundſchaftliche Mühe, mich zu dieſem erſten Hefte mit den erbetenen Beyträgen zu unterſtützen, über ſich genommen, und mich mit ihrem Beyfall und Beyſtand aufgemuntert haben. Diejenigen Beyträge, mit welchen mich einige angeſehene Gelehrte, deren Zeit mit weiſer Sparſamkeit eingetheilt, und ihrem Amte und dem Publicum gewidmet iſt, beehrt haben, verdienen meinen doppelten Dank, auſser welchem die Ueberzeugung, etwas Nützliches befördert zu haben, dieſen Achtungs

tungswerthen Männern zu einiger Belohnung gereichen wird.

An Mannigfaltigkeit und unterhaltender Abwechslung kann es einer ſolchen Sammlung nicht fehlen. Wie der Tod mit freywählender Hand heute den König und morgen ſeinen Knecht, heute den berühmten, und morgen den unbekannten, in der Stille wirkenden Mann, in derſelben Stunde einen Helden in Europa und einen braven Bürger in der neuen Welt, ergreift, und ſie in rangloſer Ordnung in ſein ſtilles Land geleitet; ſo gehen ſie auch hier vor dem Auge des Leſers vorüber, jeder an dem Tage, der für ihn auf der Erde der letzte war. Das verfloſſene Jahr giebt von dieſer Mannigfaltigkeit eine hin-

läng-

längliche Probe. Wichtig für die Weltgeſchichte durch nie erhörte, nie geſehene Bewegungen der Völker, hat es ſich auch ausgezeichnet dadurch, daſs es über die wichtigſten, thätigſten, gröſsten Menſchen das Loos warf, und ſie von ihrem Poſten abrief. Anſpruchslos fliegen ſie nun vermiſcht mit dem bunten Haufen in das friedliche Todesthal. Und ſo wird es fortgehen, ſo lange noch Menſchen gebohren werden, ſich zur Würde ihrer Beſtimmung erheben, und wieder dahin ſterben. Vorzüglich wird Deutſchland nie ermangeln, uns mit jedem Jahre der Verſtorbenen genug aufzuweiſen, die ein Andenken verdienen; und der ſpäte Enkel wird uns, ſtolz auf ſein Vaterland, noch ſegnen, daſs unſere Dankbarkeit dieſe Krän-

Kränze von Immergrün um ihre Urnen, die in den hundert Ländern dieſes alten, ehrwürdigen Staaten-Bundes zerſtreut ſind, gewunden hat.

Noch einmahl — man nehme die gegenwärtigen Blätter für das, was ſie ſind, für einen nicht ohne manche Schwierigkeiten gemachten Verſuch, und für eine Probe von dem, was ſich künftig bey gröſserer Unterſtützung wahrſcheinlich leiſten laſſen wird. Gotha, im Januar 1791.

Friedrich Schlichtegroll.

Nekrolog

auf das Jahr

1790.

Erſte Hälfte.

Parva petunt manes; pietas pro divite grata eſt
Munere: non avidos Styx habet ima deos.

OVID.

Am 5. Januar

ſtarb zu Regensburg

JACOB CHRISTIAN SCHAEFFER,

der Philoſ. und der Theol. Doctor, der daſigen evangel. Kirche Paſtor u. Superintendent, des Conſiſtor. erſter Beyſitzer, königl. däniſcher Rath und Prof. honor. zu Altona, Ehrenmitglied der kaiſ. Akad. der Naturforſcher, der Akad. zu Petersburg, London, Berlin, Upſal, Roveredo, München und Mannheim, der gel. Geſellſch. zu Duisburg, des hiſtor. Inſtituts zu Göttingen, der botan. Geſellſch. zu Florenz, der patriotiſch-phyſiographiſchen zu Lund, der ökonomiſchen in der Lauſitz, in Steyermark, zu Bern, Burghauſen, und mehrerer deutſchen Geſellſchaften, Correſpondent der Akad. zu Paris.

Wenn ausgezeichnete Talente und unermüdete Thätigkeit, treue Erfüllung ſeiner Hauptpflichten und zweckmäſsige Anwendung der Nebenſtunden auf allgemein nützliche Beſchäftigungen, eine Redlichkeit, die ſich viele Jahre hindurch ihren Mitbürgern bewährte, und ein Verdienſt, das vom ganzen Aus-

lande anerkannt ward, — wenn dieſs hinlängliche Urſachen ſind, um den Nahmen eines Mannes ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachwelt zur Achtung zu empfehlen: ſo wird es bey Schäffers Nahmen eine unerläſsliche Pflicht für uns. Wir ſehen der Menſchen ſo viele um uns her, die damit ihrer Beſtimmung genug gethan zu haben glauben, wenn ſie das Amt, von dem ſie leben, ſo verwalten, daſs ihr Publicum keine Urſache zu Beſchwerden findet; die aber alle übrige Zeit dem Vergnügen oder einer trägen Ruhe widmen, und ihren Geſichtskreis, ihren Antheil an Menſchen und Wiſſenſchaften gerade nicht mehr erweitern, als jenes beſchränkte Bedürfniſs es mit ſich bringt. Manche andere hingegen ſehen das Amt, das ihnen der Staat anvertraute, nur als eine Firme an, unter der ſie ihr Auskommen finden, thun ihr Hauptgeſchäfte mit Widerwillen, und wenden alle heitere Thätigkeit ihres Geiſtes auf andere Arbeiten, zu denen ſie ihre Vorliebe hinzieht. Deſto ſchätzbarer müſſen uns daher Männer ſeyn, die zu gewiſſenhaft ſind, um die Unterordnung der Zwecke und Pflichten zu verkennen, und doch zu edel und thätig, um es bey dem bloſsen Muſs in Anwendung ihrer Kräfte bewenden zu laſſen; ſie machen dem menſchlichen Geſchlecht durch ihre regſame Thätigkeit Ehre, und laſſen ahnden, was für die Wiſſenſchaften und für das innere Glück

der

der Gesellschaft geschehen könnte, wenn Männer in öffentlichen Aemtern neben der treuen Erfüllung ihrer Amtspflichten, die Nebenstunden mit nützlichen Beschäftigungen ausfüllten. Den Commentar zu diesen Wahrheiten giebt Schäffers Beyspiel.

Er war 1718 (d. 30 May) zu Querfurt in Thüringen geboren. Schon im zehnten Jahre verlor er seinen Vater, der dort Archidiakonus war, und der ihm und fünf andern unerzognen Geschwistern ausser einer schönen Bibliothek wenig Vermögen hinterliess. Da seine Mutter keinen Wittwengehalt, und er keine Stipendien hatte, so brachte er seine frühern Jahre im drückendsten Mangel zu. Er lebte als Schüler von einer sogenannten mensa ambulatoria und vom Chorsingen. Eben so kümmerlich war der Anfang seines akademischen Lebens. „Im achtzehnten Jahre, sagt er selbst in einer 1779. gehaltenen Rede, bezog ich die Universität Halle mit wenigen Groschen, die mir meine Mutter mitgeben konnte. Noch jetzt begreife ich es nicht, und denke mit Aengstlichkeit daran, wie ich es wagen konnte, an einem fremden Ort ohne alle Hülfsmittel leben und studieren zu wollen. Doch fand ich bald Unterstützung bey den dortigen Professoren. Ich litt im ersten halben Jahre zwar nicht einen Tag Hunger; aber mehrentheils bestand mein Mittagsessen

in einem Pfennigbrode, und für einen Pfennig frischem oder dürrem Obste.“ Nun erhielt er einige Unterstützung, und konnte sich gegen Ostern zum ersten Mahl Holz zum Einheitzen kaufen.

Dieses dürftige Leben hatte freylich die Folge, dass er alle seine Zeit und Kräfte auf das Studieren verwendete, zugleich musste man aber auch bey seiner erschütterten Gesundheit eine Auszehrung befürchten. Er gab nun einige Stunden Unterricht im Waisenhause; da aber seine Lage immer noch sehr dürftig blieb, so rieth ihm D. Baumgarten, Halle auf einige Jahre zu verlassen, und verschaffte ihm eine Informatorsstelle bey einem Kaufmanne in Regensburg. Schäffers Gedanke war dabey, sich dort in einigen Jahren etwas zu ersparen, um dann nach Halle zurück zu kehren und seine Studien ruhiger fortsetzen zu können. So kam er im zwanzigsten Jahre in seinen nachherigen Wohnort, voll Besorgniss, sein schlechter Aufzug und sein kümmerliches Aussehn möchte einen übeln Eindruck auf seine beyden Zöglinge machen; aber er fand sogleich bey Aeltern und Kindern Vertrauen und Liebe. Ein Jahr darauf starb sein Principal, und da der zeitherige Aufwand für die Wittwe zu gross wurde, dachte er ernstlich darauf, mit seinem Ersparten nach Halle zurück zu kehren.

In-

Indeſſen hatte er einige Mahle in Regensburg gepredigt, und bey der Gemeine groſsen Beyfall gefunden; und ſo gab man ihm 1741. eine gerade damahls erledigte Predigerſtelle, zu der er ſich als Fremder wenige Hoffnung machen konnte, indem er viele einheimiſche Candidaten überſpringen muſste. Unter manchen körperlichen Leiden und traurigen Ereigniſſen in ſeiner Familie, (denn 1747. verlor er ſeine erſte, und zwölf Jahre darauf ſeine zweyte Gattin zugleich mit einer Tochter) that er den Pflichten ſeines Amtes auf das ſtrengſte Genüge. Seine Nebenſtunden fing er an, mit dem Studium der Natur auszufüllen, und ſeine Entdeckungen dem Publicum von Jahr zu Jahr mitzutheilen. Dadurch ſtieg ſein gelehrter Ruf ſehr ſchnell, und er kam mit vielen Fürſten und Gelehrten in Briefwechſel. Der König von Dännemark beſchenkte ihn für die Dedication einer Schrift mit einer goldnen Medaille, und ernannte ihn zu ſeinem Rath. Vom Kaiſer Franz erhielt er für ein Exemplar von der Beſchreibung der bayeriſchen Schwämme eine lange goldne Kette mit einer daran hängenden Medaille. Maria Thereſia und Joſeph behandelten ihn mit ausgezeichneter Güte, und munterten ihn in ſeinen mühſamen Verſuchen durch Geſchenke und Beyfall auf. Die anſehnlichſten gelehrten Societäten nahmen ihn zum Mitglied auf, und 1763. ertheil-

te ihm die theologiſche Facultät in Tübingen die Doctor-Würde.

Schon vorher und beſonders als er 1779. Superint. in Regensburg geworden war, lieſs er einige theologiſche Schriften und Predigten drucken, und machte ſich um ſeine Stadt vorzüglich durch verbeſſerte Schulbücher verdient. Thätigkeit, Dienſteifer, Uneigennützigkeit und Menſchenliebe machten ihn ſeiner Gemeine und ſeinen Bekannten ſehr werth. Arme und Bedrängte fanden Hülfe und Erleichterung bey ihm, und er errichtete für ſie noch in ſeinen letzten Jahren eine eigne Anſtalt, die in einer Leih- und Vorſchuſs-Caſſe ohne Zinſen beſteht, und die er mit ungemeiner Freude ſelbſt verwaltete. Mit dem menſchenfreundlichen Gedanken dazu hatte er ſich ſchon lange getragen; endlich bekam er von einem reichen Wohlthäter 150 fl. zu dieſem Endzweck, und lieſs 1787. einen Plan drucken, aus welchem die ungeheuchelte Freude über ſeine erreichte gute Abſicht hervor leuchtet. Schon vielen leidenden und bedrängten Familien iſt ſeit dem daraus geholfen worden, und die Summe iſt anſehnlich gewachſen. Der edle Greis hätte den Abend ſeines thätigen Lebens durch nichts anders ſo ſehr erheitern und ſich ſelbſt kein rühmlicheres Denkmahl ſetzen können, als durch dieſe Anſtalt, die an Wohlthätigkeit die

die reichſte Ein mahl gegebene Almoſen - Spende bey weitem übertrift.

Er genoſs das Glück eines geſunden und frohen Alters bis in die letzten Wochen ſeines Lebens, wo er nach einigen heftigen Gemüthsunruhen erkrankte, und an einem Schlagfluſſe ſtarb.

Schäffer war von zärtlichem Körperbau, aber von angenehmer Bildung; ſein wohlgetroffnes Bildniſs findet ſich vor einem Bande Predigten, den er auf Verlangen ſeiner Zuhörer herausgab. Er ſprach ſchnell und unterhaltend, und daher war der Vortrag ſeiner Predigten flieſsend. In ſeinen Unternehmungen war er ſehr eifrig und unermüdet; ſonſt würde ſich auch die Menge von Arbeiten, die er zu Stande gebracht hat, nicht begreifen laſſen. Es erregt Erſtaunen, wie viel er nur neben ſeinen gelehrten Beſchäftigungen und ſeinem groſsen Briefwechſel an Handarbeiten verfertigt hat. Im Schleiffen optiſcher Gläſer hatte er es ſehr weit gebracht; er verfertigte Brennſpiegel, Mikroſkope, cameras obſcuras, etc. ja, es ſind Gläſer von ihm nach Portugall und Spanien gekommen, und oft theuer bezahlt worden. Das künſtliche Drechslen, ſelbſt in Silber, hatte er faſt ohne alle Anweiſung, bloſs durch Abſehen erlernt; er war ſo geſchickt darin, daſs er ein menſchliches Auge nach der Anatomie ſehr künſtlich aus Elfenbein gemacht hatte.

Auch die eingelegte Tiſcherarbeit verſtand er zu verfertigen, und er hat für ſein Haus und einige Anverwandten ſehr niedliche kleine Tiſche, ſelbſt auch groſse Schränke gemacht, die mit Blumen und Laubwerk von Wurzelholz, Schildkrot, Elfenbein, und Perlemutter ausgelegt ſind.

Dieſe ſeltne Anlage zu mechaniſcher Geſchicklichkeit verband ſich in ihm mit einem wirklich philoſophiſchen Blicke, der allenthalben, wohin er ſich richtete, Entdeckungen machte oder etwas zu verbeſſern fand. Wie thätig und wie glücklich er hierin für ſein Lieblingsfach, die Naturgeſchichte und Phyſik, war, zeigt die groſse Menge von Schriften, die er von 1753. an dem Publicum mittheilte, und wovon faſt jedes Jahr eine erſchien.

Zuerſt lieſs er kleine Abhandlungen über ſorgfältige Unterſuchungen ſeltner Inſecten drucken; ſie empfahlen ſich den Kennern durch Genauigkeit in der Anatomie und Beobachtung durch Gläſer, und waren immer mit zuverläſſigen Kupfern begleitet. In einer derſelben hat er die ſehr ſeltne Sattelfliege beſchrieben, die er auf einem Spatziergange fand; er ſchickte dieſe Bogen an Reaumur nach Verſailles, und dieſer antwortete ihm, daſs er die Wahrheit der Sache kaum glauben würde, wenn es nicht ein Geiſtlicher wäre, dem es geglückt ſey, dieſe ſeltne Flie-

ge-

ge zu finden, die bis dahin nur von einer schwedischen Insecten-Freundinn besessen und beschrieben worden war. Schäffer schickte die Fliege an Reaumur zum Geschenk, und lernte, um dessen Briefe beantworten zu können, im vierzigsten Jahre noch französisch.

Seit 1758. wendete er sich zur Botanik, und gab verschiedene Schriften darüber heraus, die mit Beyfall aufgenommen wurden. Er folgt darin dem linnäischen System, sucht aber die Kräuter nach den Blumen in bequemere Tabellen zu bringen. 1766. fing er an, sein grosses entomologisches Werk herauszugeben, sehr prächtig gedruckt und mit vielen Kupfern versehen.

Aus diesen mühsamen Unternehmungen, Gegenstände der Natur zu untersuchen, und seine Resultate nebst genau illuminirten Abbildungen öffentlich vorzulegen, sieht man seinen Eifer für das Fach, dem er Zeit, Geld und Mühe opferte; zugleich leuchtet aber auch aus allen der ihm eigne philosophische Geist hervor, die Gegenstände besser und sicherer zu classificiren, und in bequemere Übersichten zu bringen.

Eben dieses Bestreben, immer etwas Neues und Nützliches zu erfinden, zeigte sich im Anordnen der grosen Sammlungen von Naturalien die er besas. So hatte er z. B. eine zahlreiche Sammlung von Vögeln, von wel-

chen er die Federn auf halbe aus Holz geschnitzte Körper mit einem Kitt sehr genau nach der Natur auftrug, und sie so hinter Glas aufbewahrte. Er glaubte sie auf diese Art besser vor Motten und Würmern zu sichern, als durch das gewöhnliche Ausstopfen.

In demselben Jahre 1766. that er den Vorschlag zu einer in der Wirthschaft zu brauchenden Waschmaschine, von der er auch eine Abbildung beyfügte. Die Maschine selbst soll in England erfunden seyn; Schäffer aber brachte verschiedene Verbesserungen dabey an. In Kurzem kam schon die dritte Auflage von diesem Vorschlag heraus, worin er Nachricht giebt, dass unter seiner Aufsicht über sechszig dergleichen verfertigt worden wären. Man behauptet nun aus Erfahrung, dass sie höchstens nur bey der gröbern Wäsche zu gebrauchen sey; aber auch selbst dann wäre diese Erleichterung bey einem so allgemeinen Geschäfte nicht zu verachten, und vielleicht, wenn man sie mehr brauchte und dadurch vollkommner machte, könnte man sich ihrer wenigstens in Lazarethen, Spitälern, und andern solchen öffentlichen Anstalten mit Nutzen bedienen.

Es dringt sich überhaupt die Bemerkung auf, dass Schäffers Arbeiten fast immer auf das Gemeinnützige abzweckten, welches seinem Ideengange um so mehr Ehre

macht

macht, je leichter die Mikrologie seines Studiums gewöhnlich von diesem Gesichtspunkte abzuführen pflegt. So suchte er z. B. auch die Elektricität, mit der er sich sehr früh schon beschäftigte, vorzüglich in dieser Rücksicht weiter zu treiben, und machte mit seinem Bruder, dem Arzte in Regensburg, die mannigfaltigsten Versuche, die ihn freylich auch auf Lieblingstheorien leiteten, deren Ungrund man nachher dargethan hat.

Wodurch er sich aber am mehresten auszeichnete, und einen Platz unter den Erfindern der zweyten Classe erwarb, sind seine berühmten Papier-Versuche. Als nehmlich nach dem Ende des siebenjährigen Krieges durch die starke Consumtion in Lazarethen ein grosser Mangel an Lumpen zur Verfertigung des Papiers bemerkt wurde, erinnerte sich Schäffer des Vorschlags mehrerer Naturkundiger, aus andern Vegetabilien Papier zu machen, indem ja die Lumpen auch nichts weiter als ein Product des Pflanzenreichs wären. Guetart und Gleditsch hatten einige Versuche damit angestellt, die aber nicht im Grosen nachgeahmt worden waren. Ein Spaziergang, auf welchem Schäffer die Saamenwolle der Schwarzpappel und des Wollengrases in grosser Menge antraf, schien ihm zu einem Versuche dieser Art aufzufordern. Er besprach sich darüber mit einem Papiermacher, und

und ſtellte in der Folge Proben mit den verſchiedenſten Vegetabilien auf einer Hand-Papiermühle in ſeinem Hauſe an. Manche Pflanzen gaben ohne allen Zuſatz, manche mit einer geringen Beymiſchung von Lumpen ein mehr oder weniger feſtes Papier. Dinge, an die man zeither beym Papiermachen gar nicht gedacht hatte, wurden von ihm zu Verſuchen angewendet; die Weſpennester, welche von dieſen Thieren aus Holzfaſern gemacht werden, leiteten ihn auf den Gedanken, auch Holzarten zu Papierſtoff zu bereiten; und es glückte ihm. Er ſchickte 1761. der bayeriſchen Akademie eine Abhandlung und Proben hiervon ein, und ſie wurden mit Beyfall aufgenommen. 1765. gab er ſeine Verſuche und Muſter heraus, und in demſelben Jahre noch eine neue Ausgabe davon. Man erſtaunt, hier Papierproben aus Säge- und Hobelſpänen, Buchen- und Weidenholz, aus Mooſen, Hopfenranken, Weinreben, Hanfagen, Baumblättern und Kohlſtrünken zu finden. Manche dieſer Proben ſind ſo feſt und ſchön, daſs man kaum aus dem gewöhnlichen Stoffe dergleichen liefern könnte.

Alle Erfindungen ſind von einem kleinen Anfang ausgegangen, und wie gerecht iſt daher nicht die Vermuthung, daſs man auch dieſe Verſuche zu einem höhern Grade der Vollkommenheit bringen könnte. Aus der Pap-

pel-

pelwolle liefs er auch Faden spinnen, und sie zum Stricken und Weben anwenden; auch davon setzen die Proben in Erstaunen. Möchte man doch diese Erfindung, die man schon ganz vergessen zu haben scheint, weiter ausbilden, und sie im Grofsen nachzuahmen suchen!

Schäffer verlegte seine Schriften selbst, deren viele in wenigen Quartbogen bestehen, unter denen aber auch einige grofse und kostbare Werke sind. Aufser dem, dafs man sie im Meusel angegeben findet, ist auch ein Verzeichnifs davon gedruckt, das man bey seinen Erben in Regensburg, so wie die Schriften selbst, haben kann.

Wenn man das Leben und die nie unterbrochene Thätigkeit eines solchen Mannes betrachtet, so findet sich der Mensch geehrt, dafs sein Geist im stillen, bürgerlichen Leben einer so anhaltenden und nützlichen Anstrengung fähig ist. Man fühlt sich aufgemuntert in seinen eignen Arbeiten, und belächelt dann die Klagen über zu gehäufte Geschäfte, die man von so manchem hören mufs, dessen Arbeit und Anstrengung gar keinen Vergleich mit einer Thätigkeit leiden, als die ist, von deren Betrachtung wir so eben zurück kommen.

Den

Den 10. Januar.

M. Christoph Jeremias Rost,

Rector in Bautzen.

Er wurde den 10. Jul. 1718. in Grimma geboren, und legte auf der dortigen Fürſtenſchule unter dem Rector Schumacher den Grund zu ſeinen Studien. Unſtreitig hatte er dieſem gelehrten, von Schurzfleiſch gebildeten Schulmanne die erſte Anlage zu jener claſſiſchen Latinität zu danken, die ihn nachher auf dem Katheder und in ſeinen Schulſchriften ſo vortheilhaft auszeichnete. Er war darauf gegen zehn Jahre in Leipzig, wo er anfänglich an den damahligen Lehrern wenig Geſchmack fand, ſo daſs er lange Zeit faſt keine Collegia beſuchte, ſondern alles durch Privat-Fleiſs erzwingen wollte. Einſtmahls hörte er zufällig eine öffentliche Vorleſung des Prof. Chriſt über den Horaz, und die Lehrart dieſes Mannes zog ihn ſo an, daſs er von nun an ſein fleiſsiger Schüler wurde, und ihm nach eignen Geſtändniſs vieles verdankte. Man findet eine groſse Aehnlichkeit zwiſchen der Schreibart beyder Männer, und man hat daher auch beyden denſelben Vorwurf gemacht, daſs ihr Styl dunkel und gezwungen ſey. Wäre aber

auch

auch wirklich Rosts schriftlicher Ausdruck etwas zu gesucht gewesen, so war doch sicher sein lateinischer mündlicher Vortrag überaus leicht und fliessend und wurde allgemein bewundert.

Nach diesem langen Aufenthalte bekam er 1747. den Ruf als Rector nach Plauen. Er rühmte es noch in späten Zeiten, welche Ruhe und Zufriedenheit er funfzehn Jahre hindurch an diesem Orte genossen habe, und wie glücklich er in jenem kleinern Wirkungskreise gewesen sey; eine Erfahrung, die mehrere Schulmänner bestätigen, wenn sie von kleinern Lehranstalten, wo sie eine geringe Anzahl von Lehrlingen mit gedrängter Kraft bildeten, an gröfsere übergiengen. Hier fand er den nunmehrigen Herausgeber des Herodians, den gelehrten Irmisch, als einen höchst armen, aber vielversprechenden Schüler, den er durch seine Aufmunterung und Vermittelung beym Studieren erhielt, und hernach die Freude hatte, ihn als seinen Nachfolger in diesem Amte zu sehen.

Als Rost 1759. nach Bautzen gerufen wurde, fand er die dortige Schule in einer traurigen Verfassung. Sein Vorgänger Zeiske war schon vor einigen Jahren gestorben; gleich nach dessen Tode waren die Preussen als Feinde in die Gegend eingerückt, und der Magistrat konnte während der Kriegsunruhen

an

an Wiederbesetzung des Rectorats nicht denken. Nach dem unglücklichen Überfalle bey Hochkirchen wurden die Hörsäle von den Preussen zu Lazarethen gebraucht, und die Schüler zerstreuten sich. So fand er bey seinem Antritt alles verwildert, und suchte durch Gelindigkeit, die mit der pedantischen Strenge seiner Vorfahren und Collegen sehr contrastirte, die Herzen der jungen Leute zu fesseln, sah sich aber in der Folge genöthigt, wieder zu einem strengern Tone zurück zu kehren.

Vielumfassende Gelehrsamkeit, lebhafter Witz und auffallende Eigenheiten in seiner Art zu leben und zu lehren, machen diesen Gelehrten sicher zu einem sehr merkwürdigen Manne, so wie Redlichkeit und eine seltne Gewissenhaftigkeit ihm unsere aufrichtige Achtung erwerben.

Seine gröfste Stärke, besafs er unstreitig in der Kenntnifs der lateinischen Sprache. Ihrer bediente er sich fast beständig bey seinen Vorträgen, und durchaus in allem, was er schrieb. Denn ob er sich gleich im Gespräch, und auch zuweilen auf dem Katheder, kraftvoll und witzig in seiner Muttersprache ausdrückte, so fürchtete er sich doch, in einer Sprache etwas drucken zu lassen, mit deren stufenweiser Ausbildung er selbst so wenig gleichen Schritt gehalten hatte. Er konnte sich sehr erzürnen, wenn er seine Schüler

über

über deutſchen Büchern antraf. Beym Erklären der Autoren rückte er ſehr langſam vorwärts, indem er alles genau grammatiſch und rhetoriſch durchgieng. Jedesmahl dictirte er alsdann die vorzüglichſten Gedanken aus dem Geleſenen; die er nur *lexes* oder *locos laudabiles* zu nennen pflegte, und worauf er viel hielt. Oft fing er auch, wenn er irgendwo einen vorzüglichen Gedanken geleſen hatte, ohne weitere Veranlaſſung die Lection mit einem: *hoc referatur inter locos laudabiles*, an. Seine Schüler muſsten ſie hernach auswendig lernen, und dieſes beſondere Wohlgefallen an ſententiöſen Stellen erklärt ſich leicht aus ſeinem eignen Talent zu Witz und Scharfſinn. Bey der Wahl der Autoren liebte er die Veränderung ſehr, ſo daſs er ſelten eine Biographie des Svetonius, den er doch vorzüglich ſchätzte, bis ans Ende erklärte. Im Reden befleiſsigte er ſich beſonders der Sprache des Terenz, den er vom Anfang bis zum Ende auswendig wuſste.

Im Fache der Geſchichte war er ſehr unterrichtet, beſonders auch in der neuern deutſchen und vaterländiſchen; aber ſeine Lehrſtunden hierin wurden dadurch weniger nützlich, daſs er faſt immer nur abgebrochene Perioden der ältern und neuern Geſchichte erzählte, ſelten aber eine allgemeine Überſicht gab. So trug er oft viele Stunden die Ge-

ſchichte eines einzelnen Fürſtenhauſes mit ungemeiner Beleſenheit vor; ein andermahl wieder eine lange Zeit hindurch die Geſchichte der Maccabäer.

Seine weitläuftige Gelehrſamkeit machte, daſs er gern das Anſehen eines Polyhiſtors haben mochte, und ſich, wie einſt die Sophiſten, gern unbekannte und ſchwere Fragen vorlegen lieſs. Alle Abende um 8 Uhr revidirte er die an ſeinem Hauſe wohnenden Schüler der Mättigſchen Stiftung. So wie er in die Stube trat, muſste jeder, der nicht ausgeſcholten ſeyn wollte, eine Frage in Bereitſchaft halten, um ſie ihm vorzulegen. Da wurden nun, wenn es gegen 8 Uhr kam, alle verlegenen Lexica und andere Bücher nachgeſchlagen, um irgend eine vocem Plautinam oder ſonſt eine Rarität aufzufangen, die man den Rector fragen könnte; und ſehr ſelten blieb er die Antwort ſchuldig. Auch andere ſeiner Freunde, die ihm dieſe Laune abgemerkt hatten, machten ſich auf ſolche Fragen gefaſst, wenn ſie ihn zu ſich baten.

Niemahls iſt er Schriftſteller für den Buchhändler und den Meſskatalog geworden. Zwar forderte ihn ſein groſser Lehrer Ernſti, welcher ihm, Leisnern, und Krebſen ſeine Ausgabe von Ariſtophanes Wolken dedicirte, in frühern Jahren mehrmahls zur Schriftſtellerey im philologiſchen Fache auf; allein

allein Roſt blieb ſtets ſeinem Grundſatze getreu: ein redlicher Schulmann habe ſo viel mit ſeiner Schule und dem Studium ſeines Publicums zu thun, daſs ihm keine Zeit übrig bleibe, um Schriftſteller zu werden. Er ſchickte auch dem D. Erneſti eine eigne ſcharfſinnige Deduction über dieſen Satz zu, und ſeit der Zeit forderte ihn dieſer weiter nicht auf. Zu ſeinen Programmen, deren er in ſeinen zwey Aemtern über hundert geſchrieben hat, wählte er meiſtens intereſſante hiſtoriſche Gegenſtände, oder moraliſche Sätze aus der Philoſophie des Lebens und der Pädagogik. Eins davon handelt *de facile laborantibus*, in welchem jeder, der den Verfaſſer genau kannte, das eigne Bild deſſelben fand. Er ſchrieb mit erſtaunlicher Schnelligkeit, und war nie um Stoff verlegen. Sein glückliches Gedächtniſs bot ihm immer eine Menge Gedanken, Beyſpiele und Gemeinſätze aus den Alten dar. Selten las er dasjenige, was er für den Druck ſchrieb, wieder durch, und ſchickte es, ohne etwas zu ändern, unter die Preſſe. Mit eben der glücklichen Leichtigkeit ſchrieb er Poeſien nieder, kleine Epigramme auf die Geburtstage ſeiner Freunde, oder auch gröſsere Gedichte.

Sein heftiges, choleriſch-ſanguiniſches Temperament zeigte ſich vorzüglich bey und nach dem Tode ſeiner Gattin, einer gebornen Ebel aus Dresden, die 1770. im Wochen-

bette ſtarb und ihm fünf unerzogne Kinder hinterlieſs. Die ſanfte Frau hatte manchen Ausbruch des Unmuths ihres leicht aufbrauſenden Mannes ertragen, und dadurch ſo gemildert, daſs er ſie oft in derſelben Viertelſtunde mit der ihm eignen komiſchen Weiſe um Verzeihung bat. Seine lebhafte Einbildungskraft mochte ihm nun wohl bey ihrem ſchnellen Tode alle dieſe Scenen kleiner Streitigkeiten vorſtellen, und er war anfangs ganz untröſtlich; er verfiel in ein hitziges Fieber und war in augenſcheinlicher Lebensgefahr. Mehrere Jahre nach einander wallfahrtete er faſt täglich zu dem Gottesacker, wo er ihr ein kleines Monument hatte ſetzen laſſen, auf deſſen Vorderſeite: *Plus erit hinc vitae*, auf der Rückſeite: *Plus erat inde viae*, ein Pentameter von ſeiner eignen Erfindung, zu leſen iſt. Er konnte Stunden lang an dieſem Grabhügel verweilen, und verſteckte Laufcher hörten ihn oft hier laute Unterredungen mit ſeiner lieben Verſtorbenen halten. Er erzählte ihr, als wäre ſie gegenwärtig, alle ſein Anliegen, und klagte ihr jeden kleinen Unfall ſeines Hausweſens und ſeiner Kinder. Dieſes Benehmen verliert etwas von ſeiner Sonderbarkeit, wennman weiſs, daſs er, wie mehrere heftig empfindende Menſchen, die Gewohnheit hatte, ſeine Gedanken laut vor ſich her zu ſagen, und ſo im Gehen laute Monologe zu halten.

In

In den letztern Jahren, wo er sich viel mit geistlichen Betrachtungen beschäftigte, ging er oft auf belebten Strafsen und Spaziergängen irgend ein geistliches Lied singend einher, woran sich endlich die Einwohner so gewöhnten, dafs es niemanden mehr auffiel.

Sein Witz war zum Bewundern lebhaft: er wufste eine Menge lustiger Anekdoten, und im Nothfall brachte sie ihm sein sogenanntes Weisheitsbüchlein, ein Vademecum, das er sich in frühern Jahren zusammengetragen hatte, wieder in das Gedächtnifs. Er besafs das Talent, diese Lächerlichkeiten ganz trocken in den glücklichsten Augenblicken anzubringen, und dadurch ganze Gesellschaften zu erheitern. Selbst beym Unterricht machte er häufigen Gebrauch von diesen lustigen Geschichten und Einfällen, und belebte damit seine Vorträge. Er verglich sich dann mit dem Demosthenes, der sich durch das Märchen vom Schatten des Esels neues Gehör bey den flatterhaften Athenienfern verschaffte. So sehr er auch durch sein Ansehen die Zerstreuung, die hier nothwendig entstand, wieder zu unterdrücken suchte, so mochte ihn doch diese Gewohnheit oft zu weit vom eigentlichen Zweck abführen, und er verwöhnte dadurch seine Zuhörer so, dafs sie alsdenn die nützlichsten Stunden trocken fanden, wenn sie nicht durch einige solche Scherze unterbrochen waren.

Es konnte nicht fehlen, dafs er bey ſeinem Streben nach witzigen Antworten nicht zuweilen beleidigend wurde, ſich Unwillen und wohl gar Feindſchaft zuzog. Niemand konnte hierin mehr von ihm ertragen, als der Graf Anhalt. Als dieſer den pohlniſchen Adler-Orden erhalten hatte, fragte er Roſten, der am Glückwünſchungsfeſte zu einer groſsen Tafel bey ihm eingeladen war: Ertheilen Sie auch Orden in Ihrer Schule, Herr Rector? Ja, antwortete er, aber nur denen, die es verdienen! Eine Antwort, die freylich in dieſem Fall, dieſem Manne gegeben, alles Beleidigende verlor.

Die ganz beſondere Zuneigung, die der Graf Anhalt, dieſer Freund der Gelehrſamkeit und der Schulen, zu Roſten hatte, macht beyden zu viel Ehre, um hier nicht erwähnt zu werden. Eine von den rühmlichen Eigenſchaften jenes erhabenen Mannes iſt, dafs er eine beſondere Ehrerbietung gegen alte Leute nicht affectirte, ſondern wirklich bewies. Seinem Muſter, dem groſsen Könige, getreu, war er ein unermüdeter Frager, und liebte, ſo wie Friedrich, ſchnelle und witzige Antworten. Alles dieſs fand er in dem gelehrten und muntern Greiſe zuſammen, und daher entſtand das enge Band zwiſchen dieſen beyden Männern, das manchem, der für dieſe Sache keinen Sinn hat, unbegreiflich war.

Kaum

Kaum war der General auf einige Zeit in Bautzen angekommen, so liefs er auch dem Rector sogleich seine Ankunft melden und ihn auf den folgenden Tag zu Tische bitten. Die Bewillkommung beym Wiedersehn war allezeit sehr herzlich, und der alte Rector brachte da gewöhnlich ein zu dieser Absicht vielleicht schon zugespitztes Bon-mot, eine Anekdote oder sonst etwas der Art vor, welches den ernsthaften Anhalt ein inniges Lachen abnöthigte. Wenn auch sein Aufenthalt in der Stadt noch so kurz war, so versäumte er doch selten, seinen alten Freund ein paar öffentliche Stunden in der Geschichte dociren zu hören, eine Aufmunterung für Lehrer und Schüler. Einst hatte sich R o st, der gewohnt war, die Helden, Gelehrten, und Schlachten einer gewissen Periode zur Hülfe für das Gedächtnifs auf runde Zahlen zu bringen, in Anhalts Gegengenwart die acht vornehmsten griechischen Schriftsteller hernennen lassen. Nach Endigung der Stunde fragte der General: ob es ihm nicht grofse Freude machen würde, diese Männer einmahl jenseits persönlich kennen zu lernen? Rost bejahte es, und der General sagte noch im Weggehen: aber werden Sie diese Männer auch alle im Himmel antreffen können? — Indefs verfolgte der Graf diese Idee, und überbrachte einige Tage darauf beym Jahreswechsel dem Rector statt eines modi-

schen Wunsches eine Zeichnung in die Classe, die Rosts Ankunft in Elysium vorstellte, wie ihn jene acht Griechen in ihrer Mitte bewillkommten, und darunter stand die Jahrzahl 1818. (Rost war 1718. geboren.) So schmeichelhaft diese Idee und ihre Ausführung für den würdigen Greis war, so blieb der Graf dabey noch nicht stehen; er liefs, so bald er nach Dresden gekommen war, denselben Gegenstand durch den berühmten Professor Schönau mahlen, und überschickte das sehr gut gerathene Stück seinem gerührten Freunde, mit der Bedingung, dafs es zum immerwährenden Andenken einen Platz auf der Bautzner Raths-Bibliothek haben sollte, wo es nun auch zu finden ist. *)

So wie er gewissenhaft in allem war, so zeigte sich dieser Zug seines Charakters besonders in der genauesten Beobachtung der obrigkeitlichen Verordnungen, die bis an das Aengstliche grenzte, und ihm die kleinste Ac-

*) Als Graf Anhalt 1784. sich zu seiner Reise nach Rufsland rüstete, begleitete ihn der Greis noch mit diesem Hauche der Freundschaft, der auch für uns nicht verwehen soll:

Albim si peteres, manibus Te Saxo libenter
Hinc ferret; gelidi sed petis arva poli.
Tecum sit Dominus! proprium qui noluit esse
Genti, quod donum gentibus ipse dedit.

Accise-Defraudation zu einem Verbrechen gemacht haben würde. Wenn er nach Dresden reiste, welches sonst oft geschah, so gab er im Thore sogar den Schnupftabak an, den er in der Dose hatte; und als er einmahl beym Auspacken des Koffers ein Stück Zeug fand, das er seinem Sohne zum Ausbessern alter Kleidungen mitgebracht und im Thore anzugeben vergessen hatte, eilte er sogleich voll Bestürzung damit zur Accise.

Einen merkwürdigen Beweis, wie sehr seine Seele von den Ideen der Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit durchdrungen war, legte er noch wenige Tage vor seinem Tode ab. Er erinnerte sich, dass ihm einst vor länger als 40 Jahren seine Mutter, die zu Grimma sehr wohlhabend in einer zweyten Ehe lebte, auf sein dringendes Verlangen 11 Thaler nach Leipzig geschickt, und ihm dazu geschrieben hatte, sie habe dieſs ohne Vorwissen ihres Mannes weggenommen. Er glaubte hier noch eine Wiedervergeltung schuldig zu seyn, und befahl daher, dass man sogleich 11 Thaler in die Armencasse zur Vertheilung schicken sollte. Nun erst, sagte er, als es geschehen war, gehe ich ohne Schulden aus der Welt.

Man kann nicht läugnen, dass ihn die Eigenheiten seines Wesens, die ihn uns interessant machen, zuweilen in seinem Verhältnisse zu der jungen Welt an einer glücklichen

Wirksamkeit hinderten; aber sicher ist es, dass er einer der gelehrtesten, originellsten und besten Männer unserer Zeit war.

Den 20. Januar.

JOHANN HOWARD.*)

Welches menschenliebende Herz wallt nicht bey diesem Nahmen auf! Alle Nationen müssen sein Andenken ehren, denn er ist der Wohlthäter aller geworden, indem er sie erinnert hat, nicht durch unverzeihliche Gleichgültigkeit gegen ein Elend, das sie vor Augen haben, das tausendfache Wehklagen und Seufzen gequälter Menschenbrüder, die Vorwürfe der edlern Zeitgenossen, und die Verachtung einer bessern Nachwelt auf ihre Häupter zu laden.

Dieser Freund und Erbarmer der Unglücklichen stammt aus einer vornehmen englischen Familie, und wurde 1725. zu Lower Clap-

*) The life of late J. Howard, Esq. Lond. 1790. Ein Auszug daraus steht im hannöver. Magaz. d. v. J. Sein vertrauter Freund, D. Aikin, arbeitet an einem neuen Leben desselben, von welchem D. Girtanner, sobald es erschienen seyn wird, eine Uebersetzung versprochen hat.

Clapton in Middlesex geboren. Die Strenge mit der sein Vater, der etwas karg war, auf Ordnung in seinem Hause und auf die unausgesetzte Feyer des Sonntags hielt, legte wahrscheinlich den Grund zu jener religiösen Stimmung des Sohnes, die spaterhin einen ausgezeichneten Zug in seinem Charakter ausmachte. Auf der Schule und Akademie muss er seine Zeit nützlich angewendet haben, wie die Kenntnisse zeigen, die er in seinen Schriften verräth. Er kam alsdann auf einem sehr anständigen Fusse in eine Materialienhandlung, als ihm ungefähr im siebzehnten Jahre sein Vater starb, und die Vormünder wegen seiner Thätigkeit und Klugheit bald einen grossen Theil des Vermögens seiner Verwaltung überliessen, wo sich schon früh die Gutmüthigkeit zeigte, die ihm nachher die Bewunderung und den Dank der Welt erwarb. Sein ansehnliches Vermögen und seine schwächliche Gesundheit machten, dass er nun seinen Lehrherrn verliess, den Handelsgeschäften entsagte, sein Haus in Clapton vermiethete, und einige Zimmer in London bezog. Hier widmete er, so viel es seine schwankende Gesundheit erlaubte, alle Zeit der Ausbildung seines Geistes, besonders dem Studium der Physik und Medicin, Wissenschaften, die ihm nachher bey seinem menschenfreundlichen Unternehmen von so grossen Nutzen waren.

In

In ſeiner erſten Wohnung begegnete man ihm nicht gut; er zog daher in ein anderes Haus zu einer Wittwe Sara Loidorn. Die Aufmerkſamkeit und Pflege, die er hier fand, und die von der Behandlung in ſeiner vorigen Wohnung ſo ſehr verſchieden war, rührte ihn ſo tief, daſs er der guten Wittwe ſeine Hand antrug, die aber, ungeachtet ſeines groſsen Vermögens, nicht einwilligen wollte. Bey der Verſchiedenheit ihres Alters, und bey ihrer eignen Kränklichkeit glaubte ſie, eine eheliche Verbindung würde ſie beyde nicht beglücken. Howard überwand dieſe Bedenklichkeit, und Sara, die damahls ſchon funfzig Jahre alt war, wurde (1753.) ſeine Gattin. Das kleine Vermögen, das er mit ihr bekam, überlieſs er nach einem Edelmuthe, der nun an ihm nicht mehr befremdet, ihrer Schweſter. Schon drey Jahre darauf verlor er dieſe Gattin wieder, und lieſs ihr ein ſchönes Grabmahl errichten. Er hatte ihr immer mit der gröſsten Zärtlichkeit begegnet; er hätte gern groſse Summen darum gegeben, um ihr nur eine ruhige Nacht zu verſchaffen, und er ſagte nach ihrem Tode oft, daſs er im Fall einer Wiederverheirathung, eine Frau, die ihr gliche, allen Reitzen der Jugend und Schönheit vorziehen würde; ja ſelbſt noch in ſpätern Jahren war ihm ihr Andenken heilig.

Nach

Nach dem Tode ſeiner häuslichen Freundinn hob er den eignen Haushalt auf, bezog andere Zimmer, und vertheilte ſeine Hausgeräthe unter die Armen. 1756. ward er Mitglied der Societät der Wiſſ. in London. Um ſeinem Geiſte die nöthig gewordene Aufheiterung zu verſchaffen, entſchloſs er ſich eine Reiſe zu machen, und die Begierde, die Ruinen des vor kurzem durch Erdbeben zerſtörten Liſſabons zu ſehen, beſtimmten ihn, nach Portugall zu gehen. Aber er ſah Liſſabon nicht; das Packetboot, worauf er ſich befand, ward von einem franzöſiſchen Caper genommen, und nach Breſt gebracht.

Dieſes Unglück hatte entſcheidenden Einfluſs auf ſein ganzes übriges Leben, indem er von jetzt an die Richtung bekam, auf das Elend einer gewiſſen Art aufmerkſam zu ſeyn, und alle ſeine Thätigkeit der Verminderung deſſelben zu widmen. Er ſelbſt wurde anfänglich zu Breſt und zu Corbaix ſehr hart behandelt, und hatte Gelegenheit während ſeiner Gefangenſchaft, die einige Monate dauerte, Zeuge davon zu ſeyn, wie unmenſchlich man mit ſeinen armen Landsleuten umging, ſo daſs mehrere Hundert dieſer unſchuldigen, unglücklichen Menſchen umkommen muſsten. Sein offnes, redliches Weſen erwarb ihm allgemeines Zutrauen in dieſem fremden Lande, ſo daſs man ihn auf ſein Ehrenwort nach Eng-

land

land zurückkehren liefs, von wo aus ihn die Regierung gegen einen französischen Seeoffizier auswechselte. Hier machte er sogleich die zur Unterhaltung kranker und verwundeter Seeleute angeordnete Commission aufmerksam auf den Zustand der Gefangenen, und durch Vorstellungen, die man dem französischen Hofe that, wurde ihr Schicksal wirklich gemildert. So führte ihn also eignes Leiden auf die rühmliche Laufbahn seiner künftigen Tage.

Nach seiner Zurückkunft von einer Reise nach Italien kaufte er sich ein kleines Landgut für 7000 Pf. St. und verheirathete sich mit Henriette Leeds, einem liebenswürdigen, gebildeten, und ganz für ihn geschaffenen Frauenzimmer. Auch sie verlor er nach sieben Jahren im ersten Kindbette, und dieses traurige Schicksal bewog ihn, auch Whatcombe wieder zu verlassen. Es ist bemerkenswerth, dafs Howard an diesem Orte, wo er sich freylich allen Einwohnern werth gemacht hatte, während seines ganzen Aufenthaltes auch nicht um die geringste Kleinigkeit bestohlen wurde, ungeachtet er selten Schlösser und Riegel gebrauchte, da hingegen der vorige Besitzer mit allen seinen Fufsangeln und Selbstschüssen öftern Diebstählen ausgesetzt war.

Howard nahm nun seine Wohnung auf einem väterlichen Gütchen zu Cardington, und

und — wie allenthalben, wo er sich aufhielt — wurde er auch hier der Wohlthäter der armen Einwohner. Er munterte sie zum Fleisse auf, besuchte sie in Krankheiten, und wendete manches Unglück von ihnen ab; baute ihre Hütten, die den Einsturz droheten, nach einem bequemen Plane wieder auf, gab jedem einen kleinen Blumengarten vor dem Hause und hinter demselben ein Stück Land zu Kartoffeln. Augenzeugen rühmen, dass sie niemanden gekannt hätten, der durch seine Unterstützungen den Fleiss und das Wohlverhalten seiner Schützlinge so sehr zu befördern verstand. Er gab und half, ohne dass sich die Leute deshalb ihres Standes überheben, oder der Arbeit entziehen durften; er gab so klug und so wenig auf Einmahl, dass seine Wohlthaten dadurch einen dreyfachen Werth erhielten, da hingegen gutmüthige Reiche den rechten Weg hierbey oft verfehlen. Ach, Geben ist so leicht; aber recht Geben, wie schwer!

Allmählig fängt nun der grösere Wirkungskreis dieses erhabenen Menschenfreundes an, wo seine Wohlthätigkeit nicht mehr in den engen Grenzen eines Dorfs eingeschränkt blieb, wo nicht Neugierde, sondern viel edlere Beweggründe ihn von neuem in fremde Länder führten.

Im Jahre 1773. beſtimmte ihn die Grafſchaft Bedford zum Sherif, und nun wurde ſeine Theilnehmung an dem Leiden der Gefangnen, und die Aufmerkſamkeit auf ihren Zuſtand, den er aus eigner Erfahrung kannte, eigentlicher und unmittelbarer Beruf für ihn. Er fand bald, daſs in den ihm untergebnen Gefängniſſen viele Miſsbräuche herrſchten, und daſs der Jammer der Gefangenen groſs ſey. Er beſuchte die Gefängniſſe der benachbarten Grafſchaften, und fand hier gleiche Misbräuche, gleiches Elend. Dieſes bewog ihn, ſeine Unterſuchungen auch auf entfernte Gegenden auszudehnen, und ſchon im folgenden Jahre war er ſo weit gekommen, daſs das Haus der Gemeinen ſich über dieſen Gegenſtand Bericht von ihm erſtatten lieſs. Die Folge davon war, daſs noch in derſelben Sitzung zwey Bills durchgiengen, wovon die eine die Erhaltung der Geſundheit der Gefangnen, die andere die Loslaſſung und Unterſtützung derer betraf, die, obwohl freygeſprochen, doch ihre Freyheit noch nicht erhielten, weil ſie die Gefängniſsgebühren nicht bezahlen konnten. Howard genoſs dabey die ausgezeichnete Ehre, für das, was er gethan hatte, eine öffentliche Dankſagung vom Unterhauſe zu erhalten. — Edle Nation, die gute Handlungen öffentlich anerkennt, und durch dieſe öffentliche Anerkennung und dieſen

Dank

Dank ſolchen Männern die einzige Belohnung gewährt, die ſie etwa noch, auſser ihrem eignen Bewuſstſeyn, erwarten!

Howard wäre bey der Parlamentswahl 1774. gern Repräſentant des Städtchens Bedford geworden, um ſeine Plane beſſer befördern zu können; doch ſtörte das Fehlſchlagen dieſes Wunſches ſeine menſchenfreundlichen Vorſätze nicht. Im Jahre darauf machte er eine Reiſe durch Frankreich, Flandern, Holland und Deutſchland; wiederhohlte ſie im folgenden Jahre, wo er auch die Schweitz beſuchte, und legte nun das Reſultat ſeiner Reiſen und mühſamen Unterſuchungen dem Publicum vor. *)

Im Jahr 1778. unternahm er eine dritte Reiſe durch die preuſsiſchen und öſterreichiſchen Staaten, durch Italien und einige ſchon von ihm beſuchte Länder; dann reiste er von neuem nach Holland, beſuchte die Hauptſtädte von Dännemark, Schweden, Rufsland und Pohlen, und bereicherte mit den geſammelten Bemerkungen die folgenden Ausgaben ſeines Buchs.

Auf

*) The ſtate of the priſons in England and Wales, with preliminary obſervations and an account of ſome foreign priſons. by J. Howard. Warrington 1777. deutſch, v. Köſter. Leipz. 1780.

Auf allen dieſen Reiſen waren Hoſpitäler und Gefängniſſe ſein vornehmſtes Augenmerk. Er ſcheute keine Mühe, das Innere dieſer Wohnungen des Jammers zu ſehen; er wagte ſich in den Vorhof der Baſtille, und ſehr zu ſeinem Verdruſſe wurde er von einem Officier wieder aus einem Orte gewieſen, den ſonſt jeder froh iſt, verlaſſen zu können. In Rom und Liſſabon bemühte er ſich vergeblich um Einlaſs in die Gefängniſſe der Inquiſition; in Madrid erhielt er auf Empfehlung des Grafen Campomanes Zutritt zum Groſs-Inquiſitor, und ſah das Seſſions-Zimmer, aber nichts von den Gefängniſſen. Zu Valladolid führte man ihn auf eben dieſe Empfehlung in die Verhör-Zimmer, die mit allen den ſchrecklichen Inſignien dieſes geheimen Gerichts ausgeſchmückt waren. Um die Gefängniſſe ſelbſt zu ſehen, wollte er ſich hier einen Monat lang einſchlieſsen laſſen; aber man ſagte ihm: niemand komme unter drey Jahren wieder heraus, und müſſe alsdann den Eid der Verſchwiegenheit leiſten.

Auch ohne Titel und Glanz muſste ein Mann, der ſein Leben einem ſo edlen Geſchäfte widmete, bey Perſonen des höchſten Standes die ausgezeichnete Achtung finden, die ſeinem Charakter und ſeinem Verdienſte gebührte. Howard vergaſs nie die Ehrerbietung, die man den höhern Ständen ſchuldig iſt;

iſt; nie verlieſs ihn aber auch jenes einfache und offene Weſen, das einen Mann von ſeinem Verdienſte ſo wohl kleidet. Der Prinz Heinrich von Preuſsen fragte ihn einmahl, warum er Abends nie einen öffentlichen Ort beſuche; „ich finde, antwortete er, mehr Freude in Erfüllung meiner Pflichten, als in irgend einer Art von Zerſtreuung". Bey Leopold, damahligem Groſsherzog von Toskana, ſollte er einmahl zu Mittag ſpeiſen; er lieſs ſich aber entſchuldigen, weil er ſeinen Geſchäften eine Zeit von drey Stunden nicht entziehen könnte. Joſeph II. wünſchte ihn bey ſeinem Aufenthalt in Wien zu ſprechen; damahls war es noch am kaiſerlichen Hofe gebräuchlich, daſs man knieen muſste, wenn man dem Kaiſer vorgeſtellt würde; Howard lieſs ſich daher entſchuldigen, weil er glaubte, nur vor Gott ſeine Kniee beugen zu dürfen. Joſeph ſetzte ſich über dieſes Ceremoniel, das er ſechs Wochen nach Howards Abreiſe ganz abſchaffte, hinweg, empfing ihn in ſeinem Cabinett, reichte ihm die Hand, und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Es iſt bekannt, daſs den Kaiſer Howards freymüthige Erklärung gegen einige Kerker in Wien aus dem Munde eines Engländers befremdete, in deſſen Vaterlande man doch die Miſſethäter zu Dutzenden hänge. „Ich will auch lieber in England gehangen ſeyn, als in Ew.

Majeſtät Kerkern leben" antwortete Howard; und der Kaiſer ſchien dieſes ſo wenig übel zu nehmen, daſs er bloſs zu einem andern ſagte: Howard ſchmeichle wenigſtens nicht. Vielleicht trug dieſe Unterredung dazu bey, die Aufmerkſamkeit, welche dieſer Monarch in der Folge auf die Gefängniſſe richtete, rege zu machen.

Seit eilf Jahren war nun Howard mit der Reform der Gefängniſſe in Rückſicht auf Geſundheit und Moralität, und mit Ausrottung des fürchterlichen Kerkerfiebers beſchäftigt. Dieſe ſegensvollen Bemühungen leiteten ihn auf einen neuen, obwohl mit ſeinen zeitherigen Ideen verwandten, Gedanken, den wohlthätigſten, den nur immer ein Menſch denken kann, nehmlich: dem Fortgange der verzehrenden Peſt Einhalt zu thun. Aber hier ſtanden ſeinem erſten Bemühen, die Lazarethe und Quarantäne-Häuſer, deren vorzüglichſtes zu Marſeille iſt, kennen zu lernen, groſse Schwierigkeiten entgegen. Die Eiferſucht, mit der die franzöſiſche Regierung über den levantiſchen Handel wacht, verſtattet keinem Fremden den Eintritt ins Lazareth. Die Verwendung angeſehener Männer am Hofe richtete nichs aus; er nahm daher den Charakter eines engliſchen Arztes an und ging gerade zu nach Marſeille. Da er in ſeiner Jugend Medicin ſtudiert hatte, und auch nachher häu-

fig mit Aerzten umgegangen war, so konnte er schon diese Rolle behaupten; und da er seine Kunst unentgeldlich ausübte, so fehlte es auch nicht an Kranken, die sich seiner Hülfe bedienten. Nach einem Aufenthalte von neun Tagen erhielt er durch gute Addressen und Geld die ihm nöthigen Nachrichten, und sogar einen genauen Aufriss von dem Gebäude. Er besuchte hierauf die Lazarethe zu Genua, Spezia, Livorno, Malta u. a. und reisete nach Smyrna und Constantinopel. Hier widerfuhr ihm viele Achtung, und er fand Ursache, ausser andern guten Eigenschaften besonders die Dankbarkeit der Türken zu rühmen. Ein reicher Mann, den er von einer Krankheit geheilt hatte, bot ihm mehr als 5000 Rthl. zum Geschenk; Howard lehnte es ab, und erbat sich blos die Erlaubniss, aus dessen Garten zuweilen einige Trauben und Orangen zum Frühstück hohlen zu dürfen. Seitdem erhielt er jeden Morgen einen Korb der ausgesuchtesten Früchte, die der Garten lieferte. Er bestieg zur Rückreise nach Venedig absichtlich ein Schiff, das mit keinem Gesundheitspasse versehen war, um so die Quarantäne im dortigen Lazareth selbst aushalten zu müssen. Nach einer gefährlichen Reise von 60 Tagen führte man ihn im Lazareth zu Venedig aus einer ungesunden und unreinen Kammer in die andere, und er war in Gefahr, von ei-

nem verpeſteten Zimmer angeſteckt zu werden, ſo daſs er ſich bloſs durch etwas Kalk, mit dem er es ausweiſsen lieſs, noch rettete.

Howard hatte ſich nun möglichſt genau über die Natur der Peſt, und über die wahrſcheinlichſten Mittel gegen dieſe fürchterlichſte aller Krankheiten unterrichtet, beſuchte noch einmahl die meiſten Gefängniſſe in Europa, beſonders die engliſchen und irrländiſchen, und theilte die Reſultate dieſer groſsen Reiſen in einer neuen Schrift über die vorzüglichſten Quarantäne-Häuſer mit. Noch immer nicht zufrieden mit dem, was er ſchon ausgerichtet hatte, noch immer nicht müde auf ſeinem mühſamen und gefahrvollen Wege, kündigte er am Schluſſe dieſes Buchs ſeinen Vorſatz an, England wieder zu verlaſſen, um Rufsland, die Türkey und einige andere Reiche von neuem zu beſuchen, und bis in den Oſten zu dringen. Merkwürdig und rührend ſagt er: „Ich fühle wohl, was für Gefahren eine ſolche Reiſe nothwendig begleiten müſſen; aber im Vertrauen auf die Vorſehung, die mich bisher erhalten hat, unterwerfe ich mich ruhig und freudig der Fügung der nie irrenden Weisheit. Sollte es Gott gefallen, während der Verfolgung meines Zwecks mein Leben zu enden, ſo ſchreibe man mir nicht auf eine unredliche Art Unbeſonnenheit oder Schwärmerey zu, ſondern halte ſich verſichert

ehert, dafs ich den Weg meiner Pflicht wandele, und dafs der aufrichtige Wunfch, meinen Mitgefchöpfen in gröfserm Maafse nützlich zu werden, als ich es in den engern Grenzen eines eingezogenen Lebens feyn konnte, meine Entfchlüffe und meine Handlungen leitete." Seine Hauptabficht bey diefer Reife war, mit dem in England bey bösartigen Fiebern gefchätzten Doctor-James-Pulver einen Verfuch in Heilung der Peft zu machen, überzeugt, dafs es auch in diefer Krankheit wirkfam feyn werde.

Bey dem Abfchiede von mehrern feiner Freunde fchien er eine Ahndung zu haben, als würde er fie nicht wieder fehen; aber er bezeugte, dafs er feinem Schickfale mit aller Ruhe entgegen gehe. Es war ihm zu glauben; wenn ein folcher Mann nicht mit Heiterkeit fein Leben befchliefsen wollte, wer könnte es denn fonft thun! — Im Sommer 1789. trat er feine neue Reife an, und ftarb zu Cherfon in der Krimm am 20. Jan. 1790. im 63ften Jahre f. A., als ein Opfer feines beyfpiellofen Eifers für die Verminderung des Elends unter feinen Nebenmenfchen. Er befuchte als Arzt eine am epidemifchen Fieber krank liegende Dame, und wurde angefteckt; *) der Fürft Potemkin fchickte ihm von Jaffy aus feinen Arzt,

*) Eine andere Nachricht fagt, er habe fich feinem Tod

aber nach zwölf Tagen raffte ihn die Krankheit hin. Auf eignes Verlangen begrub ihn sein treuer Diener, sein beständiger Begleiter auf allen seinen Reisen, in den Garten eines benachbarten Landhauses, das einem Franzosen, von dem er viele Höflichkeiten genossen hatte, zugehörte.

Wenn die Menschen von einem gemeinschaftlichen, grossen Gefühle ergriffen werden, und unabgeredet nur Eine Stimme von allen Seiten ertönt; so ist das ein Zeichen von der Wahrheit der Sache, über die auf einmahl so verschieden denkende Menschen sich vereinigen. Zugleich ist es aber auch ein erhabener und rührender Anblick, zu sehen, wie die Meynung der Menschen für dieses Mahl so einstimmig ist, wie in dem einzigen Gefühle der Verabscheuung oder Bewunderung alle andere Verschiedenheiten sich verlieren und die durch tausend und tausend Dinge getrennte Menschenmenge schnell wieder zu einer grossen Bruderfamilie wird. Wenn die Tugend ausser sich selbst noch eines Lohnes bedürfte, so fände sie ihn in dieser Einstimmung, wo der Adel der menschlichen Natur

Tod gewissermasen selbst zugezogen, indem er in zu leichter Kleidung gegangen, von seiner gewohnten Diät nicht abgewichen sey, und überhaupt seinen Körper für zu abgehärtet gegen allen Einfluss des Klima gehalten habe.

tur über alle Vorurtheile ſiegt, wo man die Tugend, die man ſelbſt auszuüben, nicht Kraft und Gelegenheit hat, wenigſtens bewundert, und ſich Alle faſt unwillkührlich zur Gerechtigkeit im Urtheil hingeriſſen fühlen. Das war der Fall, als die Nachricht von Howards Tode ſich in Europa verbreitete.

Man würde ſich vergebens bemühen, die neuen und einzigen Verdienſte dieſes Mannes treffender zu ſchildern, als es ſein berühmter Landsmann Burke in einer vor zehn Jahren gehaltenen Rede gelegentlich that. „Ich kann, ſagte er, dieſen Mann nicht nennen, ohne zu bemerken, daſs ſeine Bemühungen und Schriften ſehr vieles dazu beygetragen haben, die Augen und Herzen der Menſchen zu öffnen. Er iſt ganz Europa durchreist, nicht um koſtbare Palläſte zu ſehen, oder die Ruinen des Alterthums; nicht um neuere Kunſt zu bewundern, oder Schaumünzen und Handſchriften zu ſammeln; ſondern um in die Tiefen der Kerker hinab zu ſteigen, ſich in das Gift der Hoſpitäler zu ſtürzen, die Wohnungen des Jammers und des Unglücks zu beſuchen, den Umfang des Elends, der Unterdrückung und Verachtung auszumeſſen, der Vergeſsnen zu gedenken, der Verſäumten ſich anzunehmen, die Verlaſſenen zu beſuchen, und die Leiden aller Menſchen in allen Ländern gegen einander abzuwägen. Sein

Plan war originell; eben ſo geiſtvoll und kühn, als menſchenfreundlich. Es war eine Entdeckungsreiſe, eine Reiſe der Menſchenfreundlichkeit. Mehr oder weniger fühlt man ſchon in jedem Lande die wohlthätigen Folgen ſeiner Bemühungen; und den letzten Lohn, wird er, hoffe ich, im voraus dadurch einärndten, wenn er den groſsen Zweck, den er ſich vorgeſetzt hatte, nach allen Wirkungen in ſeinem Vaterlande erreicht ſieht."

Im Jahr 1786. wollte man ihm in London ein Monument errichten, und die Subſcription ſtieg in wenigen Monaten bis zu 1500 Pf.*) Aber nichts konnte ihm mehr entgegen ſeyn, als dieſes, und er verſicherte nachher, er würde niemahls wieder in ſein Vaterland zurück gekehrt ſeyn, wenn der Plan ausgeführt worden wäre. Auf einen Brief von ihm an die Subſcribenten, der in einem öffentlichen Blatte erſchien, wurde die Sache aufgegeben; einige Unterzeichnete erhielten ihr Geld zurück; andere überlieſsen es der Committée, die 200 Pf. davon zur Unterſtützung von 55 armen Gefangenen in London verwendete, 750 Pf. aber noch in Händen

*) In Deutſchland erbot ſich auch der Herausgeber eines vielgeleſenen Blattes Subſcription anzunehmen; es unterzeichnete aber nur ein einziger Jude mit einem Louisd'or bey ihm.

den hat. Nun will man ihm, wie es heifst, ein Monument in der St. Pauls-Kirche errichten, zu dem der König eigenhändig den Rifs angegeben hat.

Er hinterläfst einen Sohn, der aber wahnfinnig ift. Man hat gefagt, Howard habe durch zu grofse Strenge in der Erziehung diefen Zuftand bewirkt; es ift aber diefem Vorgeben aus dem beften Quellen widerfprochen worden, und die Urheber felbft haben es zurück genommen. Auffallend ift es, dafs diejenigen, die den Vorfchlag der Errichtung eines Monuments bey feinen Lebzeiten am meiften betrieben, nach feinem Tode die erften waren, ihn zu verläumden.

Howard lebte äufserft mäfsig; fein Geift war ftch immer gleich, immer froh und heiter, und er verficherte, dafs er diefes blofs feiner Mäfsigkeit zu danken habe. Im 62ften Jahre feines Lebens hatte er feit langer Zeit keine Speifen von Fleifch zu ftch genommen, und feit 30 Jahren keinen Wein gekoftet. Seine Nahrung beftand für den ganzen Tag in zwey Pennybroden mit etwas Butter, oder anderem Backwerk, einem Nöfel Milch, und fünf bis fechs Taffen Thee, nebft einem gebratenen Apfel beym Schlafengehen. Er pflegte immer früh aufzuftehen, ftch aber bald zu Bette zu legen. Er glaubte, dafs der Thee die Lebensgeifter erheitere, und führte

ihn

ihn auf ſeinen Reiſen immer bey ſich. Von Empfehlungsſchreiben machte er ſelten Gebrauch, und behauptete, er ſey glücklicher, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen bliebe. Auf ſeiner letzten Reiſe wollte er Groscahiro, als den vermeyntlichen Geburtsort der Peſt, beſuchen, und auf der Rückreiſe über Conſtantinopel in die Barbarey gehen. Über die Peſt las er wenig, weil er lieber aus eignen Beobachtungen ſchöpfte. Es heiſst, daſs ein Namensfreund von Howard den menſchenfreundlichen Plan des Verſtorbenen fortſetzen und die Gefängniſſe der verſchiedenen Länder beſuchen will; er ſoll ein guter Naturforſcher und Arzt ſeyn, und Vermögen genug beſitzen, ein ſolches Unternehmen auszuführen.

Neben ſeinem Hauptzwecke war Howard aufmerkſam auf die Polizeyanſtalten der Orte, durch die er reiste. So hatte er die Gewohnheit, in jeder Stadt, wo er ſich verweilte, des Abends Brod von verſchiedenen Bäckern zu kaufen, und das Gewicht gegen einander zu vergleichen; er verſicherte, daſs er es an keinem Orte ſo übereinſtimmend, als in Berlin gefunden habe. Aus Florenz brachte er ein Exemplar des neuen peinlichen Geſetzbuches mit, und überſetzte es ins Engliſche.

Eine neuere Nachricht ſagt, er habe in ſeinem Teſtamente 40,000 Pf. St. zur Verbeſſe-

rung

rung der Gefängniſſe und Tollhäuſer vermacht.

Als die Zeitung von Howards Tode nach England kam, hielten viele Prediger unaufgefordert Predigten zu ſeinem Andenken. Wenn die Liturgie in andern Ländern nicht ſo beſchränkt wäre, ſo hätten vielleicht auch da manche Prediger ihren Gemeinen das Beyſpiel ſeiner Tugenden vorgehalten; und ich glaube, nicht ohne Nutzen. Hätte er vor tauſend Jahren gelebt, ſo würde ihn die Welt unter die Heiligen geſetzt, und nach ſeinem Nahmen Tempel genennt haben; und wer von uns würde nicht noch bis jetzt den Tag dieſes Heiligen mit reiner, unverſtellter Verehrung feyern!

Am 24. Januar

ſtarb

Johann Gabriel Domeyer,*)

Der ſich an eine lange Reihe von Männern aus dieſer Familie, die dem Vaterlande nützliche

*) S. Annalen der braunſchw. lüneburgiſchen Churlande. Viert. Jahrg. p. 717.

che Dienſte geleiſtet haben, mit Ruhm anſchlieſst. Er wurde 1717. den 25. April zu Moringen im Hannöveriſchen, wo ſein Vater die erſte Prediger-Stelle bekleitete, geboren. Durch ſeines Vaters Unterricht vorbereitet ging er 1733. auf das Gymnaſium nach Göttingen, darauf nach Jena, und kehrte 1736. nach Götting. zurück, um die dort neu errichtete Akademie zu benutzen. Zwölf Jahre darauf wurde er als Auditor bey dem Amte Moringen angeſtellt; um aber der Unterſtützung ſeiner Aeltern entbehren zu können, trat er 1741. in die Dienſte des däniſchen Landdroſten von Ahlefeld, und wurde nach einigen Jahren Gerichts-Inſpector der Ahlefeldiſchen Herrſchaften im Hollſteiniſchen. Ganz unerwartet wählte ihn die Stadt Moringen 1748. zu ihrem Bürgermeiſter, und 1763. wurde er zum landſchaftlichen Deputirten der kleinen Städte des Fürſtenthums Göttingen verordnet, wozu er noch einige Gerichtshalter-Stellen verſah. Eine bewundernswürdige Ordnungsliebe erleichterte ihm ſeine mannigfaltigen Geſchäfte; Vorſicht und Strenge leiteten alle ſeine Handlungen. Den edelſten Grundſätzen zugethan, erfüllte er alle Pflichten eines Staatsbürgers, und eines treuen Hausvaters ſeiner zahlreichen Familie mit williger Unverdroſſenheit. Seine Freunde rühmen ſeine Dienſtfertigkeit und ſeine mun-

tere

tere, geſellſchaftliche Laune, die ihn ſelbſt im Alter nicht verliefs.

Ein Schlagfluſs tödete ihn zu Hannover bey voller Geſundheit im 73ſten Jahre, nachdem er 42 Jahr als Bürgermeiſter in Moringen und 17. als Deputirter mit Ruhm gedient hatte.

Auſser jener gründlichen Kenntniſs in der Rechtswiſſenſchaft vereinigte er mehrere Fächer der Gelehrſamkeit in ſich, wodurch er ſich nicht nur als Geſchäftsmann, ſondern auch als Schriftſteller auszeichnete. Zwey Abhandlungen von ihm über Gegenſtände der Baukunſt ſtehen im zweyten Stück von Ungers *matheſi forenſi*; zwölf andere, deren Inhalt aus der Geſchichte iſt, finden ſich in der vom Prof. Kohl ſeit 1743. herausgegebenen hamburgiſchen vermiſchten Bibliothek. Seine Geſchichte der Stadt Moringen (1753.) und der Stadt Hardegſen (1771.) werden ſeinen Nahmen in der hannöveriſchen Landesgeſchichte erhalten.

Den

Den 28. Januar.

Johann Friedrich Stahl,

Hof- und Domänen-Rath und Profeſſor zu Stuttgart. *)

Er wurde zu Heimsheim, einem Städtchen im Würtembergiſchen geboren, wo ſein Vater Schulmeiſter war; dieſer wurde ihm ſchon in ſeiner früheſten Jugend durch den Tod entriſſen, und dadurch Mutter und Kind in eine traurige Lage verſetzt. Ein verwandter Pfarrer nahm ihn 1720. an Kindes ſtatt auf, und wollte ihn ſtudieren laſſen. Allein das Schickſal ſchien ihm in ſeiner Jugend durchaus zuwider zu ſeyn; denn auch dieſer zweyte Vater ſtarb, als der arme Pflegeſohn erſt 9 Jahre alt war. Seine Mutter hatte indeſſen wieder geheirathet und der Stiefvater beſtimmte ihn zum Schulhalter; ſeine Anlagen, ſeine Aufmerkſamkeit und Fleiſs, verſprachen einen künftig brauchbaren Mann in dieſem Fache. Aber eben dieſe Talente machten ihm auch den damahligen Leib-Medicus Seeger zum Gönner, der ſeinen Stiefvater bewog, ihn dem Studieren zu widmen. Nachdem er die lateiniſchen Stadtſchulen zu Vayhingen und Tü-

*) S. Schwäbiſche Chronik auf das J. 1790. S. 127.

Tübingen beſucht hatte, kam er auf das Gymnaſium zu Stuttgart und machte da ſo gute Fortſchritte, daſs er in Gegenwart des Herzogs mit Beyfall eine Rede hielt, 1738. die Univerſität in Tübingen bezog, in das theologiſche Stift kam, und zwey Jahre darauf Magiſter wurde. Er gab nun, um ſich etwas mehr Einkünfte zu verſchaffen, Privatunterricht, und wurde Pfarr-Vicarius zu Rudersberg. Aber das Studium der Theologie war ſeinem äuſserſt lebhaften Charakter nie ganz angemeſſen geweſen; ſein Lieblingsgeſchäfte beſtand daher immer im Leſen kameraliſtiſcher Schriften und im Umgange mit der Natur. Sein Gönner, der Philoſoph Canz in Tübingen, empfahl ihn dem Freyherrn von Göllnitz zum Hofmeiſter; hier benutzte er die Gelegenheiten, ſeine Kenntniſſe in den Kameralwiſſenſchaften zu erweitern, hatte vielen Umgang mit Jägern, und ſeine Neigung entſchied ſich nun ganz für das Forſtweſen. 1751. kam er als Hofmeiſter und Bibliothekar in das Haus des Geh. Raths Korn. Hier eröffnete ein kleiner Umſtand ihm ſeine künftige Laufbahn. Der Leib-Arzt Geſsner, Korns Freund, hatte damahls die Aufſicht über das Münzcabinett, und erhielt den Auftrag, für den Miniſter und Kammer-Präſidenten von Hardenberg einige ſeltne Münzen zeichnen zu laſſen; Korn ſchlug ſeinen Hofmeiſter zu der Ar-

beit vor, und dieſer, dem man dazu einige Wochen eingeräumt hatte, brachte die Zeichnungen dem Miniſter ſchon am folgenden Tage. Denn Stahl beſaſs hierin, und beſonders in der Kunſt Baumblätter zu zeichnen, beſondere Vortheile. Die Baumblätter beſtrich er mit Farbe, druckte ſie ab, und zeichnete ſie alsdann aus. Der Miniſter wunderte ſich über ſeine Fertigkeit, fand an ihm einen helldenkenden Kopf, der ihm alle Fragen freymüthig und gründlich beantwortete; und da der Herzog um dieſe Zeit einige junge Leute auf das Münzweſen, die Bergwerks-Kunde und alle ökonomiſche Wiſſenſchaften wollte reiſen laſſen, ſo ſchlug Hardenberg den Hofmeiſter Stahl vor, und zeigte dem Herzog die Zeichnungen. Der Fürſt entdeckte ſogleich viele Anlagen darin, die nur Entwickelung brauchten, gab ihm ein jährliches Reiſegeld von 100 Louisd'or, und die Erlaubniſs, zwey Jahre zu reiſen. So waren auf einmahl ſeine Wünſche erfüllt, die er einige Jahre vorher für leere Träume würde angeſehen haben.

Im Frühjahr 1733. trat Stahl ſeine Reiſe über Frankfurt, Gotha etc. an, mit dem Auftrag, ſich beſonders mehrere Kenntniſſe in der Numiſmatik zu erwerben, weil er dazu beſtimmt war, in Zukunft die Aufſicht über das Münzcabinett zu übernehmen, welche Stelle, da ſie eben offen war, der Herzog

nicht

nicht beſetzte, und das Cabinett verſiegeln ließ. Stahl reiste nach Sachſen, hielt ſich ein Jahr in Freyberg auf, wo er die Schmelz- und Probier-Kunſt erlernte, ging dann auf die Harzbergwerke, und ſuchte ſich da in der Metallurgie zu vervollkommnen. Der Herzog änderte nun den Plan unſers Reiſenden, und nicht mehr Numiſmatik, ſondern Metallurgie, ſollte der Hauptzweck ſeiner Reiſe ſeyn. Er beſuchte noch Freyberg und die böhmiſchen Gruben, und bekam Anträge, mit anſehnlichen Gehalten in ſpaniſche und ſächſiſche Dienſte zu treten. Aber Dankbarkeit gegen ſeinen Fürſten und die Ausſichten in ſeinem Vaterlande überwogen dieſe glänzenden Anerbietungen. Eine Reiſe nach Italien, die ihm vorher zu Vergröſserung ſeiner Kenntniſſe in der Numiſmatik und Alterthumskenntniſs beſtimmt war, unterblieb nun ganz; hingegen war er eben im Begriff, die ungariſchen Bergwerke zu bereiſen, da ihn (1755.) ein Befehl als Bergrath und Ober-Inſpector über alle edle Bergwerke ins Vaterland zurück rief; worauf er in kurzem auch bey der Rentkammer angeſtellt wurde, und die wichtige Stelle eines Forſt-Referenten verſah.

Seine gründlichen, ſeltnen Kenntniſſe und ſein unermüdeter Dienſteifer erwarben ihm nun immer mehr den Beyfall ſeiner Obern und des Fürſten ſelbſt. Man vertraute ihm

viele und wichtige Geſchäfte an; er bekam Stimmen bey dem Kammer-Collegium, beym Bauweſen, bey der Sanitäts-Deputation, wurde Beyſitzer des ächten Porcellain-Geheimniſſes (Arcaniſt), wozu ihn der Herzog ſelbſt beeidigte; Münz-Deputirter und Münz-Probierer, und erhielt zum Zeichen der Zufriedenheit ſeines Fürſten den Charakter und Rang eines Hofraths. 1773. übertrug ihm der Herzog eine Lehrſtelle an der Karls-Akademie, nebſt einer anſehnlichen Gehaltsvermehrung, um denjenigen Zöglingen, die zu Forſtmännern und Jägern gebildet werden ſollten, in den dazu nöthigen Wiſſenſchaften Unterricht zu ertheilen.

Stahl hatte in den Sächſiſchen Staaten, auf dem Harz- und Schwarz-Walde, die beſte Gelegenheit gehabt, ſich in der Forſtwiſſenſchaft weiter zu bringen: er beſorgte daher die Direction dieſes Zweigs der Staatsverwaltung mit beſonders glücklichem Erfolg. Er war unſtreitig in ganz Deutſchland einer der erſten, welcher mit groſsen Koſten Nord-Amerikaniſche und andere fremde Holzarten, die in unſerm Klima fortkommen, anpflanzte, dadurch andern den Weg bahnte, und viele nützliche Anſtalten und Verbeſſerungen in ſeinem Vaterlande machte. Er erlebte kritiſche Zeitpunkte; aber ſeine Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit, Amtseifer, Kenntniſſe und

ge-

geſellſchaftliche Tugenden ſicherten ihm den Beyfall ſeiner Obern und des Publicums.

Zweymahl wöchentlich ertheilte er auf der Solitüde und in den benachbarten Wäldern den Zöglingen der Akademie Unterricht in der Forſtwiſſenſchaft; ſeine vorzügliche Gabe, durch Beyſpiele ſeinen Unterricht intereſſant zu machen, und ſeine Rechtſchaffenheit erwarben ihm die Liebe der Lehrlinge in einem beſonders hohen Grade.

Schon als Hofmeiſter hatte er eine kleine Schrift über die Jägerey aufgeſetzt, die ihm entwendet und gedruckt wurde. Auſser dem Forſtmagazin, das er herausgab, und das zu 12 Bänden angewachſen iſt, ſtehen mehrere Abhandlungen von ihm über dergleichen Gegenſtände in den *Selectis phyſico-oeconomicis*. Stuttg. 1752. und in den phyſikaliſch-ökonomiſchen Auszügen 1758. Auch liegen noch viele beträchtliche Werke im Manuſcripte fertig, als: Beſchreibung aller Wirtembergiſchen Forſte mit Charten; Entwurf über die Nahrungszweige, in ſieben Quartbänden; Waſſercharten, und andere das Forſtweſen betreffende Schriften, wovon vielleicht das Publicum noch einige kennen lernen wird; andere ſind von dem Herzog für die öffentliche Bibliothek beſtimmt.

Stahl hinterliefs eine ausgeſuchte Bücherſammlung im Fache der Oekonomie, Forſt-

und Berg-Wiſſenſchaft, eine koſtbare Sammlung von Mineralien, und von Bergwerks-Maſchinen im Kleinen, von Münzen und Holzarten. Nur ein ſehr thätiger und lebhafter Mann, der ſelbſt in der Arbeit ſeine Erhohlung fand, konnte bey ſeinen vielen und wichtigen Berufsgeſchäften noch ſo mancherley Schriften ausarbeiten. Die Lebhaftigkeit und Heiterkeit des Geiſtes begleitete ihn von der Jugend bis ins Alter, und jedermann wurde in ſeiner Geſellſchaft aufgeheitert; ja dieſe Vorzüge verlieſsen ihn ſelbſt nicht auf dem Krankenbette. Er war drey Monate krank und ſtarb an der Bruſtwaſſerſucht in einem Alter von 72. Jahren und 4 Monaten.

Stahl gehört unter die wenigen Glücklichen, die ein günſtiges Schickſal ſelbſt auf den Weg führt, auf welchem ſie mit dem gröſsten Vergnügen für ſich und mit dem meiſten Nutzen für andere wandeln können. Umſtände hatten ihm einen Beruf angewieſen, in welchem er vielleicht ruhmlos und mit innerm Kampfe gelebt hätte; aber ſein gutes Glück verbeſſerte dieſen Miſsgriff. Er hatte ſich 1760. mit der verwittweten Pfarrerinn Huber verheirathet, von welcher ihm vier Söhne geboren ſind, die er bey ſeinem Tode ſämmtlich verſorgt ſah.

Den

Den 30. Januar.

Jacob Andreas Mallet,

Profeſſor in Genf.

Unter die Eigenheiten republicaniſcher Verfaſſungen gehört unſtreitig auch, daſs die Tugenden und Vorzüge des einzelnen Bürgers mehr erkannt und geſchäzt, und ſo mehr durch die allgemeine öffentliche Meynung belohnt werden. Da alles einen natürlichen, ungezwungenen Antheil an der Verfaſſung nimmt, ſo fühlt jedermann den Werth eines braven Bürgers, der durch ſeine Talente, durch ſeine Erfahrung und Rechtſchaffenheit dem Staate zur Zierde und Mitſtütze gereicht, ſelbſt auch, wenn ſo ein Mann ſich nicht unmittelbar mit den öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigt. Wir ſehen dieſe Erfahrung in den alten und neuern Republiken beſtätigt. Der dauernde Beyfall, den ein ſolcher rechtſchaffner Bürger erhält, läſst mehrentheils auf wahres Verdienſt ſchlieſsen; denn er iſt zuſammengeſezt aus den freyen Stimmen eines Volkes, das nur allzu gern miſstrauiſch iſt, nur allzu gern ſeinen Ariſtiden einen ehrenvollen Beynahmen verſagt. Allgemein geſchätzt in ſeinem Leben, allgemein betrauert bey ſeinem Tode war der Prof. Mallet von der Republik, der er zuge-

hörte, ein treuer Bürger, ein schätzbarer Gelehrter, ein achtungswerther Mensch.

Er ward 1740. in einer angesehenen Familie der Stadt geboren; sein Vater war in französischen Kriegsdiensten, und hätte ihn gern auch für diese Laufbahn bestimmt; aber er verbrannte sich in seiner zarten Kindheit den einen Schenkel, wodurch sich die Muskeln desselben verkürzten und er zeitlebens lahm blieb. Seine ersten Studien machte er in der öffentlichen Schule zu Genf, diesem allgemein bekannten und gerühmten Institute, an welchem der Staat einen Antheil nimmt, wie man es nur immer in den Idealen einer guten öffentlichen Erziehung verlangen kann, dem er dafür aber auch die Zahl ausgezeichneter Männer verdankt, die nach Verhältniss der Grösse dieses Staats so beträchtlich ist und schon seit lange gewesen ist.

Mallets Geschmack an den mathematischen Wissenschaften entwickelte sich schon früh. Er erlernte die Anfangsgründe davon in Genf, und da er fühlte, dass er es in diesem Fache weiter bringen könnte, begab er sich nach Basel, und studierte dort unter dem berühmten Daniel Bernouilli, der aus seinem Lehrer bald sein Freund wurde. Nach zwey Jahren kehrte er (1762) wieder nach Genf zurück, begleitet von der Achtung seines grossen Lehrers. „Es ist natürlich, schrieb ihm dieser

bald

bald darauf, dafs ſie als ein gröſserer Mathematiker von Baſel weggereist ſind, als Sie bey Ihrer Ankunft waren; aber dieſe Fortſchritte haben Sie, wenigſtens dem gröſsten Theile nach, bloſs ihren Talenten und ihrem Eifer zu danken. Ich ſehe voraus, dafs dieſe Sie ſehr weit führen werden, und was mich dabey noch mehr freut, iſt, dafs Sie den gröſsten Mathematikern unſers Jahrhunderts gleich kommen werden, ohne im geringſten jene Beſcheidenheit zu verletzen, die Ihnen ſo eigen iſt, und welche die andern ſo wenig kennen."

So zeichnete ſchon damahls dieſe liebenswürdige Eigenſchaft den ſchätzbaren Gelehrten aus, den jetzt ſeine Vaterſtadt betrauert, und ſie wuchs in der Folge in eben dem Verhältniſſe, in welchem ſeine gerechten Anſprüche auf litterariſchen Ruhm ſich vermehrten. Er blieb im Briefwechſel mit Daniel Bernoulli bis an den Tod des letztern, und ihre Briefe, die vorzüglich intereſſante mathematiſche Unterſuchungen betreffen, gereichen dem Lehrer und dem Schüler zu gleicher Ehre.

Von der Akademie in Lyon bekam er 1764. das Acceſſit wegen Beantwortung einer mathematiſchen Preisfrage. Das Jahr darauf reiste er nach Frankreich und England; zu Paris machte er Bekanntſchaft mit *de la Lande*, und zu London mit *Maskelyne* und Dr. *Bevis*. Es ſcheint in

dieſer Periode ſeines Lebens, und vielleicht eine Folge ſeiner freundſchaftlichen Verbindung mit dieſen zwey groſsen Aſtronomen geweſen zu ſeyn, daſs ſich ſein Geſchmack für die Aſtronomie entwickelte. Aber er verlieſs deshalb das Studium der Mathematik nicht; er ſchickte während der Zeit zwey Abhandlungen *ſur le calcul de probabilité* an Bernouilli, welche in die *acta Helvetica* eingerückt wurden; auch erhielt er kurz darauf ein Acceſſit von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Auf *de la Lande's* Erſuchen übernahm er darauf die Berechnung einer Tafel von der Aberration und Nutation der Sterne von der erſten und zweyten Gröſse, die ſich in der *Connoiſſance des Tems* und auch in *de la Lande's* Aſtronomie findet.

Er lebte jetzt wieder im Schoofse einer Familie, die ihn zärtlich liebte; man kann ſich alſo vorſtellen, welches Opfer, beſonders bey ſeinen körperlichen Umſtänden, er dem Eifer für ſeine Wiſſenſchaft brachte, wenn man ihm ſogleich in dem entfernteſten Norden ſehen wird. Die Akademie zu Petersburg trug ihm auf, den Durchgang der Venus an einem der nördlichen Poſten zu beobachten, die man in Rufsland für dieſe berühmte Beobachtung, welche im Jahre 1769 vor ſich gehen ſollte, beſtimmt hatte. De la Lande und Bernouilli, die man über die Wahl der Beobachter gefragt hatte, vereinigten ſich, den Prof. Mallet dazu vor-

vorzuſchlagen; und da man ihm die Wahl eines zweyten Obſervators in einem benachbarten Poſten überliefs, ſo ſuchte er ſich dazu ſeinen Jugendfreund J. L. Pictet aus, der ſehr fähig war, ihm bey dieſem Unternehmen Beyſtand zu leiſten.

Die beyden litterariſchen Miſſionärs reiſeten ab, und ihr Weg war glücklich. Aber man weifs, wie durchaus ungünſtig ihnen das Wetter war, um den Zweck ihrer Sendung zu erreichen. Mallet konnte nur eine Phaſe jenes Durchgangs zu Ponoi in Lappland beobachten, und Pictet, der zu Ouomba in jener Gegend angeſtellt war, hatte während des ganzen Durchgangs beſtändigen Regen.

Nach ſeiner Zurückkunft errichtete er eine vertraute Freundſchaft mit dem noch lebenden berühmten Phyſiker in Genf, J. A. Pictet, mit dem ihn ſchon Verwandtſchaft und die Nähe ihrer Landhäuſer verband. Mallet hatte ſchon vorher vortreffliche aſtronomiſche Inſtrumente aus England erhalten; nun liefs er, faſt ganz auf eigne Koſten, ein ſehr wohleingerichtetes Obſervatorium bauen, wo ſie aufgeſtellt wurden. Hier obſervirte er mit ſeinem Freunde neun Jahre hindurch, und machte mit ihm eine Reiſe um den See, in der Abſicht, von den umliegenden Gegenden eine Special-Charte aufzunehmen, die aber nicht vollendet worden iſt.

Der

Der gelehrte Bürger eines Freyſtaats iſt, nach Sokrates Beyſpiel, ſeinem Vaterlande auch öffentliche Dienſte ſchuldig, wenn er ſie ihm leiſten kann, und dieſer Bürger, der in allem ſo gern ſeine Pflicht that, entzog ſich ihnen nicht. Seine Talente, ſeine geſunde Urtheilskraft, und die Mäſsigung, die ſeinem Charakter ſo natürlich war, machten, daſs man ihn 1777. zu einem Mitgliede der Commiſſion ernannte, die ein Edict entwerfen ſollte, um die verſchiedenen Zwiſtigkeiten beyzulegen, die ſeit 15 Jahren die Republik beunruhigten, und die endlich durch die Dazwiſchenkunft fremder Mächte und ihrer Truppen auf einige Zeit geſtillt wurden. Mallet hatte voraus geſehen, daſs der fremde Einmarſch ſchlimme Folgen für ſeine Inſtrumente haben könnte; er lieſs ſie daher auf ſein Landhaus in Avully bringen, wo er ſich ein bequemes Obſervatorium baute, deſſen er ſich auch bis an ſeinen Tod bediente.

Der gelehrte Lorbeer, nach dem er ſo wenig ſtrebte, ſuchte im Gegentheil ihn auf. Er ward Mitglied der Akad. zu Paris und Petersburg, und die Schriften dieſer Geſellſchaften enthalten auch ſeine vorzüglichſten aſtronomiſchen Beobachtungen. Er ſtand mit vielen der gröſsten Aſtronomen unſrer Zeit, mit *de la Lande* und *Meſſier* zu Paris, *d'Arguier* in Toulouſe, *Maskelyne* in London, *Wargentin* in Stock-

Stockholm, *Euler* dem Sohn, *Joh. Bernoulli* u. a. im beständigen Briefwechsel. Die beyden letztern waren seine vertrauten Freunde, denn sie hatten ihn persönlich kennen gelernt, und es war unmöglich, diesen Mann nur ein einziges Mahl zu sprechen, ohne sich durch einen geheimen Zug ihm nicht genähert zu fühlen. Wer mit ihm umging, empfand es, wie sehr er durch die nie getrübte Heiterkeit seiner Stimmung und durch die Talente seines Geistes ein angenehmer Gesellschafter und ein schätzbarer Freund wurde. Eben diese Eigenschaften, verbunden mit der grösten Rechtschaffenheit und Herzensgüte, machten ihn zum Rathgeber, zur Stütze und zum Stolze seiner Familie; denn sein Vater war schon lange todt. Er beschäftigte sich auf seinem Landhause, wo er mit seiner Familie den grösten Theil des Jahres zubrachte, mit Leitung der Oekonomie, und seine Lieblingsbeschäftigung, die Beobachtung des Himmels, die er hier täglich fortsetzte, hatte ihm der Erde so wenig untreu gemacht, dass er vielmehr die zusammengesetztesten Calculs auf die Oekonomie anwendete. Die reitzende Lage dieses Landhauses und der freundschaftliche Umgang, dem er sich dort ganz widmen konnte, trugen dazu bey, seinem Geiste die gleichförmige und fröhliche Stimmung zu sichern, die ihm so schon natürlich war. Er unterhielt sich gern und

freund-

freundlich mit den Bauern des Orts über ökonomiſche Gegenſtände, und dafür liebten und ehrten ſie ihn wie einen Vater. Er befaſste ſich mit den Geſchäften dieſer kleinen Gemeine, liefs ſich zum Caſſirer und zum *Procureur des Communes*, (ein Platz, der dem eines deutſchen Dorf-Schulzen ähnlich iſt) ernennen, und verwaltete dieſe kleinen Aemter mit wahrer Theilnahme. Die Monate über, welche er in Genf zubrachte, lebte er einſam, und beſuchte keine öffentliche Geſellſchaft, als die Seſſionen der *Societé pour l'encouragement des arts*; wöchentlich einmahl hatte er einen kleinen litterariſchen Zirkel bey ſich. Er wurde von Fremden viel beſucht; mehrere Groſse, und beſonders ein allgemein verehrter deutſcher Fürſt, ſchätzten ſeine Kenntniſſe und ſein Herz und beklagten ſeinen frühen Tod. Er ſtarb an einem Schlagfluſſe in den Armen ſeines Freundes *Pictet*.

Den

Den 2. Februar.

FRIEDRICH WOLFGANG REIZ,

der Dichtkunſt ordentlicher Profeſſor zu Leipzig, des groſsen Fürſten-Collegiums Collegiat, und der Univerſitäts-Bibliothek Director.

„Das Leben des Gelehrten iſt in ſeinen Schriften“ ſagt Voltaire. So wahr dieſer Ausſpruch in vielen Fällen ſeyn mag, ſo ungerecht in Schätzung dieſer Claſſe von Menſchen würde man ſeyn, wenn man ihn auf alle, und beſonders auf den verſtorbenen Reiz anwendete. Bey manchem Gelehrten von ſtillem Charakter und von ſorgfältigern, an Aengſtlichkeit gränzenden Fleiſſe, geben ſeine Schriften, die ſich ſeiner Stimmung nach mehrentheils nur mit ſehr einzelnen Theilen ſeiner Wiſſenſchaft beſchäftigen, nur eine unvollkommene Idee von dem Umfange ſeiner gelehrten Kenntniſſe; und man muſs ſchon ſehr geübt ſeyn, aus einzelnen Winken auf das Ganze zu ſchlieſsen, wenn man durch ſie eine richtige Vorſtellung von der Gelehrſamkeit eines ſolchen Mannes bekommen ſoll; noch öfterer aber laſſen ſie gar nichts

von

von dem guten oder tadelnswerthen sittlichen Charakter ihres Verfassers ahnden, dessen Bekanntschaft uns bey näherer Untersuchung überrascht.

Reiz *) war 1733. zu Windsheim in Franken geboren, wo sein Vater, M. Wolfgang Ludwig, Prediger war. Schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt zeichnete er sich durch besondern Fleiss und Geschicklichkeit aus, und in Leipzig hatte er vorzüglich Christ und Ernesti zu Lehrern. Er widmete sich der alten Litteratur mit dem grösten Fleisse, promovirte 1757, war alsdann in einigen Familien Hofmeister, und führte die Aufsicht über den Druck verschiedener Werke in der Breitkopfischen Druckerey. Seiner Armuth wegen konnte er sich erst neun Jahre darauf habilitiren; er erhielt dann eine Collegiatur, und ein ausserordentliches Lehramt der Philosophie; nach Morus Übergang in die theologische Facultät wurde er Professor der griechischen und lateinischen Sprache, und nach Clodius Tode 1785. Prof. der Dichtkunst. Er hatte verschiedene Anträge, auswärts zu gehen

*) S. Leipziger gelehrtes Tagebuch auf d. J. 1790. — Des Pfarrers Bauer Grundstriche zur Charakteristik seines Lehrers; — eine kleine vortreffliche Schrift, durch die man die Vorzüge des Verstorbenen, und die Pietät des Schülers gleich aufrichtig schätzen lernt.

hen, die er aber alle aus Vorliebe für Leipzig ausſchlug, ſo dürftig auch daſelbſt in vorigen Jahren ſein Auskommen war. *)

Man machte ihm 1771. von Petersburg aus den Antrag, eine antiquariſche Reiſe nach Griechenland und in die Inſeln des ägäiſchen Meeres zu thun; er erklärte ſich auch bereitwillig dazu, erhielt aber vom Präſidenten Orlow weiter keine Antwort. Zwey Jahre nachher hielt er ſich einige Zeit in Wien auf, um das Franciſche Münz- und Antiquitäten-Cabinett, das dem Reichshofrath von Heſs gehört, in Ordnung zu bringen.

Er gehörte unſtreitig unter die gründlichſten Kenner der lateiniſchen und griechiſchen Spra-

*) Er ſchrieb 1778. nach Dresden, als er die Anträge ausgeſchlagen hatte: Lipſiae amore victus negavi. Difficile eſt, vt amor in conflictu cum egeſtate ſemper euadat ſuperior. Nam inopia coactus eam vitam colo, quam neque corpus nec animus videantur in longum durare poſſe. Modicus eſt fructus, quem ex Collegiatura percipio; merces, quam docendo aut alia opera lucror, et parua, et rara; ſaepe humanitatis, pietatis, aut alius officii eſt, nihil poſcere, nihil accipere. Tamen hi quantulicunque reditus mihi ſatis eſſent ad viuendum, qui nihil deſiderem amplius, quam vt fileant neceſſitates: niſi maxima pecuniae pars in librorum fumtum abiret, quorum largo inſtrumento ei opus eſt, ſi quis aliquod ſcientiae genus magis excolere velit, etc.

Sprache, die es jemahls gegeben hat; das beweisen seine wenigen, aber bis zur Bewunderung genauen Schriften über diese Sprachen; die gelehrtesten Männer, die aus seiner Schule hervorgegangen sind, stimmen in diesem Urtheil überein, und bestätigen dadurch Platners Ausspruch, dass Reiz in diesen Fächern das *jus de non appellando* habe. Damit verband er die Kenntniss der neuern Sprachen, Chronologie, Geschichte, Archäologie, Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, und alles dessen, was mit seinem Hauptstudium in Verbindung stand; ja, selbst in der neuesten Litteratur der Deutschen war er nicht fremd. Er war innig vertraut mit der speculativen Philosophie, gab ehmals Unterricht in der Logik, und hatte im Sinne, eine Geschichte dieser Wissenschaft zu schreiben. Das Interesse seines Herzens sowohl, als seines Kopfs hatte ihm das Studium der Moral wichtig gemacht, und jede seiner Aeusserungen in Reden und Thaten bewies, dass er sich hierüber ein festes System durch Lectüre und eignes Nachdenken gebildet hatte. Sein lateinisches Gedicht: *Saeculum ab inventis clarum*, welches die Haupterfindungen unsers Zeitalters aufzählt, zeigt, dass ihm das Kleinliche seines Hauptstudiums den Blick nicht abgestümpft hatte, um den grosen allgemeinen

Fort-

Fortschritt unsers Jahrhunderts nicht zu sehen, und gehörig schätzen zu können.

So übersah er mit unpartheyischem Auge den ganzen Zusammenhang des menschlichen Wissens, und schätzte jedes Verdienst an seinem Platze. Er bestimmte die Fächer, zu denen ein genaues Studium der alten Litteratur unerläfslich nothwendig sey, und machte einen Unterschied zwischen dem Beruf des Liebhabers der Alten und dem des eigentlichen Philologen. Er schätzte gute Uebersetzungen alter Schriftsteller, und empfahl seinen Zuhörern, sie nach dem vollendeten Lesen des Originals, jedoch ohne Zuziehung desselben, zu gebrauchen, um auf diese Art besser in das Ganze und in den Genius beyder Sprachen einzudringen.

Seine Sprachkenntnifs war nicht ein aus unzähligen Commentarien zusammengerafftes Gewühl von Collectaneen; er kannte und schätzte jene Denkmähler eines mehr glänzenden als nützlichen Fleifses; er aber hatte aus den alten Schriftstellern selbst geschöpft, und wies alle seine Schüler auf diese reine Quelle hin. Er konnte mit der gröfsten Pünktlichkeit entscheiden, ob ein Ausdruck oder Periodenbau bey den reinen lateinischen Schriftstellern zu finden, oder der Analogie ihres Sprachgebrauchs gemäfs wäre, und er gab Erläuterungen durch Beyspiele und durch logische

Erörterungen, die nicht blofs für den vorliegenden Fall, fondern im Allgemeinen lehrreich waren, und einen Blick in das Innere der Sprache thun liefsen. Er hatte beym Lefen der Alten die Zeitfolge beobachtet, und gab feinen Schülern den Rath, das nehmliche zu thun. Daher rührte nun auch feine Vertraulichkeit mit dem Genius der Sprachen und ihrer allmähligen Entwickelung, und feine Sorgfalt, jeden Schriftfteller aus feinem eigenthümlichen Charakter und aus dem Geifte feines Zeitalters zu erklären und kritifch zu berichtigen. Sein Beftreben nach Deutlichkeit und logifchen Zufammenhang in allen Begriffen, fein feiter Ideengang, der fich nicht mit einer ungefähren Überficht, mit einer halbwahren Vorftellung begnügte, machte ihm einen gewiffen Skepticismus in Erklärung und Kritik natürlich, den er nur dann verliefs, wenn er die richtige Lesart mit Sicherheit gefunden zu haben glaubte. Er geftand es daher frey, dafs ihm eine glückliche und wohlerwiefene Conjectur mehr werth fey, als eine zweydeutige Lesart, aus der fich allenfalls noch ein nothdürftiger Sinn herausbringen liefse. Doch war er hierin äufserft vorfichtig, brachte bey einer befremdenden Wortverbindung die Eigenheiten, ja den Eigenfinn des Sprachgebrauchs erft forgfältig in Rechnung, verfuchte zuvor alle leich-

leichtern Heilungsmittel, besonders durch veränderte Interpunction, welches letzte Mittel er mit vorzüglicher Geschicklichkeit anzuwenden verstand, ehe er zum kritischen Messergriff, und man kann ihn sicher als ein Muster vorsichtiger Genauigkeit hierin aufstellen.

Nichts war entfernter von ihm, als unnöthiges Auskramen überflüssiger Gelehrsamkeit. Begreifen galt ihm mehr als merken, urtheilen mehr als wissen, so sehr er auch beydes miteinander verband. Sein Gefühl war richtig, aber nicht besonders warm; daher auch sein Verdienst um Erklärung prosaischer wissenschaftlicher oder auch witziger Schriftsteller unstreitig gröser war, als um Erläuterung und Berichtigung von epischen oder lyrischen Dichtern. Hätte er seinen Herodot vollendet, so würden wir an ihm das Muster einer vortrefflichen und genauen Handausgabe besitzen.

Sein Vortrag war nicht fliesend, und der Fortgang der Worte wurde zuweilen mitten in der Periode durch einiges Innehalten unterbrochen, weil er immer den passendsten Ausdruck zu der Idee, die ihm selbst vorschwebte, suchte, und im Reden seine Gedanken noch prüfte. Er konnte sich besser und geschwinder im Lateinischen als im Deutschen ausdrücken, und schrieb daher auch

lieber in der erſtern Sprache. In vertrauten Unterredungen konnte er oft den deutſchen Ausdruck nicht finden, und endigte alsdann die deutſch angefangene Periode lateiniſch; auch antwortete er in dieſer Sprache ſelbſt denjenigen Gelehrten, die zuerſt deutſch an ihn geſchrieben hatten. Freylich war ſein Unterricht für ſolche, die ſchon merkliche Fortſchritte gemacht hatten, am nützlichſten; doch war er weder unfähig, noch unwillig ſich zu der Faſſung und den Kenntniſſen deſſen, der in den alten Sprachen noch ſehr weit zurück war, herunter zu laſſen. So tief er ſelbſt in die Theorie der Sprache eingedrungen war, ſo wenig wollte er, daſs man Anfänger mit der Grammatik behelligen ſollte; ja ſogar Geübtern widerrieth er das abſichtliche, ununterbrochene Leſen grammatiſcher Werke, und wollte die mehr ins Einzelne gehenden Bemerkungen lieber aus den Quellen ſelbſt geſchöpft wiſſen.

Je weniger die moraliſche Güte dieſes vortrefflichen Mannes Gelegenheit hatte, ſich in glänzenden Handlungen zu äuſsern, je mehr ſie in die tauſend kleinen Geſchäfte ſeines ſtillen und einfachen Lebens verwebt war, deſto weniger iſt es möglich, dem Leſer, der den edlen Mann nicht von dieſer Seite gekannt hat, ein lebhaftes Bild hiervon zu entwerfen. Man müſste alle die vielen Züge von Redlich-

lichkeit, Wahrheitsliebe und Wohlthätigkeit, die uns seine Bekannten und Schüler mit so vieler Theilnahme erzählen, zusammenhäufen, um ihn ganz in dem vortheilhaften Lichte zu zeigen, in welchem er seinen Vertrauten erschien. Schon die Freundschaft, durch die einer der edelsten Menschen unsers Zeitalters, Garve, sich mit ihm verbunden hatte, bürgt uns für die Güte und Schätzbarkeit seiner Gesinnungen. Sein Herz war von aller Falschheit frey, und seine Aeusserungen quollen so recht unmittelbar und mit einem gewissen Ungestüm aus seiner Seele hervor; und doch hatten diese Eigenschaften nichts von jener beleidigenden Rauhigkeit zum Gefolge, mit der man sie so oft verbunden antrifft. Seine Aufrichtigkeit war so wohlwollend, als sein Wohlwollen aufrichtig war; er sprach mit jedermann liebreich und freundlich, weil er von und gegen jedermann liebreich und freundlich dachte; und wenn er einen Irrthum rügte, so geschah es zwar mit der grösten Freymüthigkeit, aber sicher ohne Eitelkeit und beleidigende Anmassung. Sittliche Verirrungen der Menschen konnten ihn lebhafter zum Unwillen reitzen; aber die Selbstgewalt des Weisen hielt die Aeusserungen des Zorns zurück, und das Wohlwollen des Menschenfreundes bannte jede Möglichkeit von Rache oder Tücke aus seinen Gedan-

ken. Gleichwohl war sein Urtheil und sein Betragen unbestechlich, und kein äuserer Vortheil konnte ihn bewegen, das an andern als Verdienst zu preisen, was keins war, und das zu loben, was Tadel oder höchstens Entschuldigung verdiente.

Bey aller Offenheit seines Charakters machte ihm schon seine musterhafte Bescheidenheit eine voreilige Darlegung seiner Überzeugungen unmöglich. Der Dinge, die er in dem Gebiete der menschlichen Erkenntnis, ja auch nur in seiner Hauptwissenschaft, für ausgemacht hielt, waren überhaupt so viele nicht, und deren, über die er sich vor andern Gelehrten ein entscheidendes Urtheil anmaste, noch weit weniger. Wenn er aber nun nach reifer Überlegung und mit dem Tone der Gewisheit etwas sicher behauptete, so konnte man auch die Sache für ausgemacht ansehen.

Seine Dienstfertigkeit war wirklich unbegrenzt, und es würde den Raum dieser Blätter bey weitem nicht angemessen seyn, wenn man nur die Beyspiele, die sich ohne grosses Nachforschen darbiethen, sammeln wollte. Seine dankbaren Schüler und Freunde mögen sie ihren Bekannten erzählen, und so das allgemeine Lob seiner Gefälligkeit und Wohlthätigkeit mit lebender Stimme commentiren. In frühern Jahren wachte er achtzehn

zehn Monate hindurch eine Nacht um die andere bey seinem kranken Lehrer, Profess. Christ, und that dadurch seiner schwächlichen Gesundheit Schaden. Andern eine Bitte, die er gewähren konnte, abzuschlagen, schien bey ihm unmöglich zu seyn; oft genug kam er ihnen selbst mit dem Anerbieten entgegen. Dem Bestreben, andern nützlich zu seyn, ihnen Belehrung und Aufschluss über schwere wissenschaftliche Gegenstände zu geben, und ihre gelehrten Arbeiten zu sichten, der Bereitwilligkeit, für andere, die durch conventionelle gelehrte Verhältnisse in Verlegenheit gesetzt waren, solche Arbeiten in Geheim ganz zu übernehmen, opferte er Gewinn, Ruhm, Bequemlichkeit, Gesundheit, und selbst seine Wirksamkeit für das grösere Publicum auf. Seine Gutmüthigkeit wurde häufig gemissbraucht; und es ist ihm, ungeachtet der lautern Quelle, offenbar als ein Fehler anzurechnen, dass er nicht mit grösserer Strenge über die Unterordnung seiner Pflichten und Beschäftigungen hielt, und seiner Dienstwilligkeit keine Schranken setzte. Diesem Fehler, und der ängstlichen Genauigkeit, mit der er jedes Geschäfte trieb, müssen wir es Schuld geben, dass er keine seiner angefangenen gelehrten Arbeiten vollendet und ihrer nicht mehrere geliefert hat, ja selbst, dass er uns vor der Zeit entrissen ist.

Indeſſen muſs man das, was er mittelbar durch Bildung anderer für das Publicum gethan hat, als eine Entſchädigung für das anſehen, was er ihm unmittelbar ſchuldig geblieben iſt.

Fähigen Köpfen, die kein Vermögen hatten, gab er den Unterricht ganz frey, ſelbſt noch Unterſtützungen dazu, wo er nur konnte. Und ſo ſchien ihn die Dürftigkeit ſeiner frühern Jahre nur bereitwilliger gemacht zu haben, dem Mangel Anderer nach Kräften abzuhelfen. Ob er gleich kein eigenes Vermögen hatte, ſo nahm er doch ſeine Beſoldung als Bibliothekar nicht an, ſondern ſchenkte ſie zur Vermehrung der Bibliothek. Mitten in ſeiner vorigen Armuth *) und mitten unter den körperlichen Leiden ſeiner letztern Jahre, erhielt er ſich jenen Gleichmuth und jene Zufriedenheit, die, bey einem lebhaften und empfindlichen Temperament, unter ſolchen Umſtänden nur allein von dem wahren Weiſen nicht entfliehen. Er war ſeit

*) Er ſagt in einem Briefe von d. J. 1778. Laborando et vigilando, plurimum ſudavi et alſi; eam cogor vitam colere, quae iis, qui mecum familiarius vivunt, et res meas omnes proplus cognitas habent, ita miſera videtur, vt iis miraculo ſit, me valere adhuc, et obtinere aliquam animi ſerenitatem.

seit 1778. glücklich verheirathet, *) und seine Gattinn hat seinen Tod überlebt.

Es bedarf fast keiner Erwähnung, dass ein Mann der so dachte, handelte und lebte, von den Wahrheiten und Gefühlen einer erleuchteten Religion durchdrungen war. So schuldlos, so gottergeben, so wohlthätig in seinem Kreise aber auch sein Leben war, so hätte ihn doch gern der heilige Eifer angeschwärzt, gern noch selbst auf seinem Krankenlager beunruhigt, wenn es möglich gewesen wäre.

Sich selbst genug, sagt sein Freund und Schüler Bauer, und doch andern nach Kräften und mit dem besten Willen Alles; seines wahren Werthes sich bewusst, und doch im höchsten Grade bescheiden; streng gegen sich selbst, und nachsichtsvoll gegen andere; mit seinem Zustande zufrieden, und doch für dessen äusserliche Verbesserung nicht unbesorgt; voll unabläßlichen Eifers für die Erweiterung seiner Kenntnisse und besonders seiner Haupt-

*) Er schrieb um die Zeit an einen Freund: Quaeso Te, perge isto in me semper animo esse, quem pridem susceptum nunc humanissime declarasti, gratulando mihi nuptias, et optando, vt quod egissem bene mihi et feliciter eveniret, Dei benignitate vxorem sum nactus probis et commodis moribus, ingenioque meo satis aptam, rei non litterariae sed culinariae peritam, et quae didicit acu pingere, non acuminibus pungere.

Hauptwiſſenſchaft, und doch jedes andere Verdienſt des Menſchen und des Gelehrten zu würdigen fähig; offen ohne Unbeſonnenheit, wahrheitliebend ohne Anmaſsung, ſcharfſinnig ohne Eitelkeit, tiefgelehrt ohne Anſprüche, fromm ohne Heucheley, — das waren die ſo ſchwer zu vereinigenden und ſo ſelten vereinigten Züge, die in dieſem edlen Manne zuſammen trafen, den die gröſsten und beſten Männer ſeiner Stadt ſchätzten, der vielleicht keinen Feind hatte, und der der Welt unvergeſslich zu ſeyn verdient.

Einfach und anſpruchlos war ſein Aeuſseres; in ſich gekehrt ſein Blick; unverdroſſenes Nachdenken verkündigte ſeine gefaltete Stirn, raſtloſen Fleiſs ſein gekrümmter Körper; aber Offenheit lag in ſeiner Miene, Heiterkeit und Zutraulichkeit in ſeinem Auge; lieblich und mit Salz gewürzt war ſeine Rede, herzlich ſein ganzes Betragen!

Friede ſey mit dieſem Edlen, und mit uns das Andenken ſeiner Tugenden.

Den

Den 7. Februar

ſtarb auf dem Guthe Dalwitz in Meklenburg

die Gräfinn,

SABINE ELISABETH OELGARD

geborne und verwittwete

VON BASSEWITZ

im 74ſten Jahre.

Sie war die einzige Tochter des geheimen Raths Joachim Otto von Baſſewitz und verheirathete ſich 1733. an den Kammerherrn B. M. Grafen Baſſewitz, mit dem ſie ohne Kinder lebte. Eine Frau von groſsen und ſeltnen Talenten; man könnte ſie gelehrt nennen, wenn man nicht fürchten müſste, dadurch ihren Schatten zu erzürnen, indem ſie nie wünſchte, einige Celebrität in der litterariſchen Welt zu erlangen. Sie ſchlug die Bitte ihrer Freunde um ſchriftliche Nachrichten von ihrem Leben und von der Bildung ihres Geiſtes allemahl mit vieler Beſcheidenheit ab, und daher kömmt es, daſs auch die gegenwärtigen nur ſehr fragmentariſch ſind.

Ihre Neigung hatte ſich früh auf ernſthafte, geiſtige Beſchäftigungen gelenkt, und Wolf, und Leibnitz waren in der Philoſophie ihre Leiter; Kants neuere Verſuche blieben ihr unbekannt. Sie hielt die Bibel wirklich für

Offen-

Offenbarung, und pflegte zu ſagen: es ſey ein ſanfter Übergang von der natürlichen zur geoffenbarten Religion.

Sie iſt nur Ein Mahl in ihrem Leben Schriftſtellerinn geworden, und das bloſs aus Gefälligkeit gegen eine Freundinn, indem ſie die Vorrede zu der poetiſchen Pſalmen-Überſetzung der Frau von Grabow in Güſtrow ſchrieb. Theden in Berlin hat eine Ode bekannt gemacht, die ſie auf ihre eigene Geneſung verfertigte. Sie hatte einen Krebsſchaden an der Bruſt gehabt, von dem ſie auf Thedens Anrathen faſt allein durch den Gebrauch der Quecken-Wurzeln befreyt wurde.

Ihr Briefwechſel mit Gelehrten war ſehr ausgebreitet; beſonders oft ſchrieb ſie an Spalding in Berlin, der auch in der Vorrede zu der neueſten Ausgabe ſeiner Schrift vom Nutzen des Predigeramts ihre ihm mitgetheilten Bemerkungen rühmt. Auch mit Voltaire ſtand ſie im Briefwechſel, beſonders über ſeine Geſchichte Carls XII.; man hat aber nach ihrem Tode nichts von dieſen letztern Briefen gefunden. Ich habe eine Anzahl eigenhändiger Briefe an einen ihrer Freunde vor mir liegen, in denen man die Reinheit und Eleganz des Styls, die Schärfe der Urtheile über Menſchen und Bücher, die Bekanntſchaft mit unſrer Litteratur, und das Herz dieſer ſeltnen Frau bewundern muſs. Ich kann mir es nicht verſagen

ſagen, einige Urtheile daraus herzuſetzen. Sie ſchrieb im Jahre 1776. „— aber nie werde ich glauben, daſs es Göthen jemahls eingefallen iſt, uns Werthern zur rohen Nachahmung aufzuſtellen. Er hat uns eine ſchöne, rührende Tragödie in Briefen gegeben, uns einen edlen, zärtlichen Jüngling bedauern laſſen wollen, der freylich durch ſeine Schuld, aber doch auch durch den Zuſammenfluſs der Umſtände unglücklich ward, und jeden ſeines gleichen zum warnenden Beyſpiel dienen kann, ſich ſeiner Leidenſchaft nicht zu überlaſſen. Wollten wir immer ſo ſtrenge richten, wie viele unſrer beliebteſten Theater-Helden müſsten wir von der Schaubühne verbannen! Iſt jemahls ein Werther-Fieber möglich geweſen, ſo haben es die zudringlichen Aerzte epidemiſch gemacht. — Daſs die jungen Herrn dem Werther ſo lauten Beyfall geben, iſt ſicher bey den mehreſten Groſsprahlerey, um ſich ein Anſehn von beherzter Entſchloſſenheit zu geben; bey andern Liſt, um ihren Geliebten eine Angſt einzujagen, davon ſie nützliche Folgen hoffen; und wieder bey andern eine aufwallende kurze Entzückung über die Neuheit der Sache, und die Reitze des ſtarken, treffenden Ausdrucks.“

Auch für die Dichtkunſt hatte ſie Talente, und Proben davon ſind in den Händen ihrer Freunde. Sie beſaſs viele Fertigkeit auf dem

Cla-

Clavier, und befang die Muſik in einer Ode, die recht gute Stellen hat.

Ihre Gaben für eine nützliche und angenehme Unterhaltung waren ausgezeichnet. Sie ſprach eben ſo leicht über theologiſche und philoſophiſche Gegenſtände, als ſie eine kleine Geſchichte aus ihrem Hausweſen mit Anmuth erzählen konnte. Weil ſie mit Menſchen aller Art umgieng, ſo hatte ſie die Mundart eines jeden Standes ſo wohl inne, daſs ſie ihren Erzählungen lange Unterredungen in dem eigenthümlichen Charakter der verſchiedenen Perſonen einzumiſchen verſtand.

Sie erlebte das ſeltne Glück, im May 1783. das Jubeljahr ihrer ſehr glücklichen Ehe zu begehen, und ſie feyerte es mit groſser Rührung. Eine Menge ihrer Freunde fand ſich dabey ein, ohne eingeladen zu ſeyn. Der Prediger Brand ſegnete beyde Gatten, auf ausdrückliches Verlangen der Gräfinn, zum fernern Bunde und zum Tode ein. Ein halb Jahr darauf ſtarb der Graf. Sie ſchrieb an einen ihrer Freunde, im Januar, 1784. „Als Sie die Feder ergriffen, den Segen des neuen Jahres über mich und meinen Ewig-Geliebten zu ſprechen, ach! da war ich ſchon in den vierten Tag Wittwe und er weit über die irrdiſchen Segen hinweg. — Nie ſchenkte der allbarmherzige, allbillige Vergelter einem

nem Sterblichen einen ſanftern Tod. Kein Auge hatte er geöffnet, kein Schweiſs lag auf ſeiner Stirne; ſein Antlitz war heiter, ſeine Glieder ruhig hingeſtreckt, als läge er in einem wohlthätigen Schlafe. O! warum lieſs ich die geheiligte Leiche durch ſo mancherley vergebliche Verſuche, die geſtockten Säfte wieder in Umlauf zu bringen, entweihen! Aber ſie haben mir es gewiſs ſchon verziehen, die geliebte Seele und ihr Schutzengel, daſs ich mit jedem tödlichen Umſtand gleichſam kämpfte, ob ich ſie nicht ihm entreiſſen, ſie wieder in das Leben zurückführen könnte! — Kein Band der Gemüther auf Erden zerreiſst ſo ſchmerzlich, als das zwiſchen liebenden Eheleuten, kein Kelch der Trübſal ſchmeckt bitterer, als der Wittwen-Kelch, wenn ihm auch alle Verſüſsungen äuſserlicher Glücksumſtände zufliefsen! Wie traurig wird meine Winter-Einſamkeit ſeyn; und doch ſchaudert mich vor dem Gedanken, den Ort zu verlaſſen, wo es mein Geſchäft iſt, fortzuſetzen, was er anfieng, und wo alles Beziehung auf ihn hat.“

Durch den Tod des Grafen, ward ſie Beſitzerin aller Güter ſeiner Verlaſſenſchaft, erwarb ſich aber auf denſelben kein gröſseres Vermögen; denn Wohlthätigkeit war ihr liebſtes Vergnügen. Ob ſie gleich ein Haus in Roſtock beſaſs, und ihre Güter verpachtet

hatte, so liebte sie doch das Landleben vorzüglich, und auch der vertraute Umgang mit der verwittweten Herzoginn Louise Friederike entzog sie nur auf Monate ihrem ländlichen Wohnsitze. Weder Besuche in der zahlreichen Nachbarschaft, noch vieles Lesen, das sie ihres schwachgewordnen Gesichts wegen meiden mußte, füllten ihre Zeit in den letztern Jahren aus, sondern sie beschäftigte sich mit der Bildung einer jungen Anverwandtinn und mit der Aufsicht über ihr Hauswesen. Indeß war ihr jeder Besuch ihrer Freunde willkommen, und keiner reiste ohne erneuerte Hochachtung von ihr wieder weg.

Den 15. Februar.

Jobst Heinrich Meier,*)

Bauer zu Tündern im Hannöverischen.

Wer jemahls auf einem Dorfkirchhof verweilte, und in stiller Betrachtung zwischen den einfachen Kreuzen umher gieng, der wird ungefähr auf dieselben Gedanken gekommen seyn

*) S. Annalen der braunschweig-lüneburgischen Churlande. 1790. p. 730.

seyn, die uns der Dicher in der bekannten Elegie so schön darlegt:

Wie manche deckt vielleicht hier die Verwesung tief,
In deren schwangrer Brust ein Götterfunke schlief!
Provinzen hätten sie mit wachem Blick beschirmet,
In hohes Saitenspiel Begeisterung gestürmet,
Hätt' ihnen Wissenschaft ihr grosses Buch entrollt,
In welches jede Zeit den Schatz der Völker zollt;
Hätt' Elend nicht ihr Haupt in tiefen Staub gedrücket,
Ihr Feuer ausgelöscht, und ihr Genie ersticket.

Jobst Heinrich Meier würde gewiss ein wichtiger Mann für die Welt geworden seyn, wenn ihm das Schicksal eine eben so glänzende Laufbahn angewiesen hätte, als sie ihn mit äusserlichen Kräften des Leibes und Geistes ausgerüstet hatte. So aber, da ihm alle Gelegenheit zur Ausbildung versagt war, konnte er sich nur in Dingen hervor thun, zu denen er in dem engen Wirkungskreise seines Standes Veranlassung fand. Die Gemeine wählte ihn zur mündlichen Verhandlung ihrer Angelegenheiten vor den Landes-Collegien, und in einem besonders wichtigen Falle hatte er einst in Hannover eine Audienz bey dem König Georg II. selbst.

Sein Geiſt war mehr auf Überwindung groſser Schwierigkeiten gerichtet, als auf genaue Anordnung kleiner ökonomiſcher Umſtände. Seit Jahrhunderten her war an ſeinem Felde hin ein ſchiffbarer Arm der Weſer gegangen. Meier miſsgönnte dem Strome dieſes entbehrliche Ruhebette, und fieng an, es auszudämmen, nicht mit Pfählen, ſondern mit Bäumen, und kämpfte ſo lange gegen den Strom, bis dieſer, des Widerſtandes müde, ſeine alte Uſurpation verlieſs, und ſeinem Überwinder einen Platz von drey Morgen Landes zum ſchönſten Wieſewachs einräumte. Welcher König kann wohl mit dem Stolze und der Ruhe auf ſeine eroberten Provinzen ſehen, als Meier auf ſeine Wieſen?

Dieſes Unternehmen ſchon läſst auf ſeine auſserordentliche Körperkraft ſchlieſsen, von der man ſonſt noch viele Beweiſe hat. In ſeiner Jugend diente er als Reiter im hannöveriſchen Leibregimente, ſchlug einmahl einen Haufen preuſsiſcher Werber aus einem Wirthshauſe, und muſste dafür in Hameln einige Stunden an dem Pfahle ſtehen. Hier wurde er durſtig; aber anſtatt ſich Getränke an den Pfahl bringen zu laſſen, zog er dieſen, der feſt eingerammt war, aus der Erde, nahm ihn auf die Schulter, und gieng ſo zum Ordonanzhauſe. Gegen den Offizier, der ihn darüber zur Rede ſetzte, entſchuldigte er ſich da-

damit, dafs er ja noch dem Befehl zu Folge an dem Pfahle ſtehe. — Bey einem ſcherzhaften Streite, den er einſt wegen eines Pferdehandels mit einem Juden hatte, nahm er, wie ein zweyter Milo, das Pferd auf den Rücken, und trug es einige Schritte fort.

Die Lebhaftigkeit ſeines äuſsern Ausdrucks war ſeinem innern Muthe gleich, und verlieſs ihn auch nicht in ſeinen letzten Stunden. Bey alle dem waren ſeine Sitten ſo wenig roh, dafs er eher auf der entgegen geſetzten Seite zu weit gieng. So pflegte er z. B. Vornehmern immer die Hände zu küſſen. Er ſtarb im goſten Jahre ſeines Alters, hinterlieſs neun Kinder und keinen Reichthum.

Wäre Meier auf dem Throne geboren geweſen, ſo hätten wir vielleicht einen Czar Peter mehr in der Geſchichte; ſo aber gewann er der Weſer nur drey Acker Landes ab. Indeſſen nahm er ſie niemanden weg, er ſchuf ſie gleichſam, und zwar bloſs mit ſeinen Händen, und ohne einen Tropfen fremdes Blut dabey zu vergieſsen; und das iſt ja wohl auch eines Andenkens werth!

Den 18. Februar.

ELISABETH WILHELMINE LUDOVICA

geborne Prinzeſſinn von Wirtemberg-Stuttgard, verheirathete Erzherzoginn von Oeſterreich, geb. am 21. April, 1767.

Die Geſchichte einer Roſe, die im Stillen ſich entfaltet, und beym erſten Aufblühen ſchon wieder hinwelkt, kann nicht anders, als einfach und kurz ſeyn, kann keine hohe Bewunderung erregen, wohl aber ſanfte Theilnahme und Mitleiden.

Eliſabeth war das achte Kind Herzog Friedrich Eugens von Wirtemberg und der Herzoginn Friederica Dorothea Sophia, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelms von Schwedt. Ihre erſte Erziehung war ſorgfältig und der Bildung des Herzens und Verſtandes beförderlich, häuslich, ohne groſsen Aufwand und Prunk, und den Verhältniſſen einer zahlreichen apanagirten Fürſtenfamilie gemäſs. Unter der Leitung der Baronne von Bork erwarb ſie ſich die erſten Kenntniſſe der Religion und Moral, der Geſchichte, Geographie und Naturkunde, und eine vollkommene Fertigkeit in der deutſchen und franzöſiſchen Sprache.

Das

Das Schikſal ſchien ihre Familie ſchnell zu einer der glänzendſten in ganz Europa machen zu wollen; denn nachdem der Groſsfürſt von Ruſsland ihre ältere Schweſter zu ſeiner zweyten Gemahlinn ausgewählt hatte, lenkte ſich, vielleicht durch Beywirkung politiſcher Abſichten, die Aufmerkſamkeit des Kaiſers Joſeph auf Eliſabeth, um ſie zur Gemahlinn ſeines Neffen, und — ſo meynte er — Nachfolgers, zu beſtimmen. Er ſah ſie auf einer Reiſe 1781. zu Mümpelgard, und im folgenden Jahre kam ſie, funfzehn Jahre alt, mit ihrer Schweſter, der Groſsfürſtinn von Ruſsland, nach Wien. Von nun an war der Kaiſer, nach ſeinem eignen Ausdruck, ihr Vater. Er hatte die Gräfin Joſephe von Chanclos, zu ihrer Oberhofmeiſterinn ernannt, eine Frau von vielen Einſichten, edler Denkungsart und einnehmenden Betragen, welche dieſes wichtigen Platzes vollkommen würdig war.

Die Bildung der Prinzeſſinn beſtand ſeinem Plane nach in einer Fortſetzung ihrer zeitherigen Erziehung, in Entwickelung der guten Eigenſchaften ihres Verſtandes und Herzens, und in der Erwerbung häuslicher Tugenden. Sie machte in allen ihr nöthigen Wiſſenſchaften und Künſten unter ſorgfältig gewählten Lehrern gute Fortſchritte; der Pater Langenau machte ſie mit den Grundſätzen

tzen der katholiſchen Religion bekannt, die ſie im Dec. 1782 feyerlich annahm. Ihre damahligen Erhohlungen beſtanden in Spazierfahrten und zuweilen im Beſuch des Theaters; aber mit dem Adel hatte ſie keine Verbindung. Sie konnte monatlich über hundert Ducaten ſchalten, die ſie zu Geſchenken und zur Unterſtützung von Nothleidenden und Verunglückten anwendete. Ein ſchöner Zug ihres dankbaren Herzens zeigte ſich darin, daſs ſie den Kaiſer bat, von ihrem Gehalte jährlich tauſend Gulden an ihre vormahlige Führerinn von Bork abtreten zu dürfen. Der Kaiſer beſuchte ſie in der Zeit oft, und trug die zärtlichſte Sorgfalt für alles, was ſie angieng. 1784. kam der Erzherzog Franz nach Wien, der ſie von nun an häufig ſah, und ſie auf ihren Spaziergängen begleitete.

Am 6. Jan. 1788. wurde ſie mit dem Erzherzoge vermählt. Der Kaiſer freute ſich innig ſeines ausgeführten Lieblingsgedankens; es war einer der wenigen Plane, die ihm gelingen ſollten, und vielleicht die letzte frohe Begebenheit, die er auf der Erde erlebte. Schon wenige Monate darauf entriſs ſich ihr Gemahl ihrem Arm, um ſeinem Oheim ins Feld zu folgen. Indeſſen erfreute ſie das öſterreichiſche Haus durch die Hoffnung von Nachkommenſchaft; aber dieſer ihr Zuſtand wurde durch die fortdauernde Krankheit

heit des Kaiſers ſehr beunruhigt. Sie ſah ihn noch wenige Tage vor ſeinem Tode, und muſste ſich ohnmächtig von ihm wegbringen laſſen, weil ſie den Anblick ſeiner blaſſen, abgezehrten Geſtalt nicht ertragen konnte. Am 17. Febr. empfand ſie ihre heran nahende Niederkunft, gebar mit vielen Schmerzen eine Tochter, ſchlief ein, und ſtarb den folgenden Morgen um 6 Uhr. Der Kaiſer fragte oft und zärtlich nach ihr, ungeachtet er ſelbſt mit den Schmerzen und den Gedanken ſeines heran nahenden Endes beſchäftigt war. Ihr Tod brach dem leidenden Manne vollends das Herz; von allen Seiten gefoltert, bedurfte es nur noch dieſes Schmerzens über Familienunglück, um es unterliegen zu machen; — und es unterlag.

Den 20. Februar.

JOSEPHVS II.

POPVLARIS. IVSTVS. INDEFESSVS.

E REGVM FORTVNA

NIL NISI CVRAS AD SE PERTINERE

ARBITRANS.

Wenn ein Mahler Angelo's jüngſtes Gericht ſo copiren wollte, daſs das Gemählde in eine Sammlung von Miniaturſtücken aufgenommen werden könnte, und dabey ſich anheiſchig machte, es ſollte in dieſer Verkleinerung noch eben die Wirkung thun, als jene berühmte Wand in der Sixtiniſchen Capelle ſelbſt; ſo würde man zu ſeinem Unternehmen und zu dieſen groſsen Verſprechungen lächeln. Und ſo wird man auch nicht erwarten, unter dieſen kurzen Biographien eine genugthuende Darſtellung von dem thatenreichen Leben eines der gröſsten Regenten zu finden, geſetzt auch, daſs man im Stande wäre, jetzt ſchon etwas der Art zu liefern. Die Geſchichte dieſes unermüdeten Fürſten iſt eins der ſchätzbarſten Vermächtniſſe für Beherrſcher und Beherrſchte der künftigen Jahrhunderte,

und

und es wird ihr hoffentlich in der Folge die Meisterhand nicht fehlen, die sie zur allgemeinen Bewunderung und Belehrung aufstellen kann.

Aber wo seltne und grosse Menschen genennt werden, darf Josephs Nahme nicht fehlen; am wenigsten darf man in dem Register merkwürdiger Todten des vorigen Jahres umsonst nach einem in ihm verstorbenen Manne suchen, den sein Rang zum ersten Regenten der Erde erhob, der unser Landsmann und unser Kaiser war, der an sich selbst, ohne den Glanz der Kronen, Liebe und Verehrung verdient, und der unter die ausgezeichneten Menschen gehören würde, wenn er alles das auch nur gedacht hätte, was er so wirklich gethan hat. Darum nun suche man hier weiter nichts, als einige Pinselstriche zur Zeichnung seiner eigenthümlichen Denkungsart, seiner seltenen Lebensweise, und eine kurze Summe der ewig merkwürdigen Geschichte seiner Tage, nur leichte Fingerzeige zur Erinnerung an das, was jeder patriotische Deutsche schon weiss.

Man wird unwillkührlich von dem Gefühle einer sanften Wehmuth ergriffen, so bald man dem Andenken Josephs eine ernsthafte und anhaltende Betrachtung widmet. Ein Weiser, der immer das Gute wollte, und so selten es ausführen konnte! Ein Regent, der seine Staa-

ten

ten zu beglücken ſuchte, und ſie unglücklich machte! Ein Vater, der ſich für ſeine Kinder aufopferte, und dem ſie es nicht dankten! Ein Menſch, der alle Menſchen liebte, und von ihnen nicht wieder geliebt, ja endlich gehaſst wurde. „Ich weiſs nicht", ſagte der Monarch, als ſeine Stunde heran kam, „ob der Dichter Recht hat: *mais du Trône au cercueil le paſſage eſt terrible*; ich bedaure den Thron nicht, den ich mit dem Sarge verwechsle; ich bedaure nur, daſs ich mit ſo viel Lebensmühe ſo wenig Glückliche und ſo viel Undankbare gemacht habe. Aber das iſt ja nun einmahl das Schickſal der Männer auf dem Throne!" Doch eine ſolche Verirrung der Urtheile dauert nicht immer. Gleich nach Joſephs Tode nahm die Gerechtigkeit wieder Platz in dem Gerichte über ihn, und es iſt eben ſo wahr als rühmlich für ihn, wenn man behauptet: er hat nichts zu fürchten, wenn dereinſt ſein treues Conterfey von der Hand der Wahrheit verfertigt mit allem Licht und allem Schatten da ſtehen wird.

Sülly hat von ſeinem unſterblichen Heinrich geſagt: „die Zeit war das Einzige, was ihm zu ſeinen glorreichen Unternehmungen noch fehlte." Und von wem läſst ſich das wohl mit gröſserm Rechte wiederhohlen, als von Joſeph, der nicht einmahl den Troſt hatte, aus den harten Schlägen des

Schick-

Schickſals, die er erdulden muſste, die Belehrungen ziehen zu können, die darin liegen, und mit deren Hülfe er wieder alles würde gut gemacht haben, was ſein zu groſser Eifer verſehen hatte. Kraftvolle, raſche Menſchen laſſen ſich ſelten durch die Warnungen der Geſchichte, oder durch den vorſichtigen Rath ihrer Freunde leiten; im Zutrauen auf ihre Kraft wollen ſie alles ſelbſt verſuchen. Aber der Weg der eignen Erfahrung führt gemeiniglich erſt ſpät zur Wahrheit und Weisheit, obgleich dann deſto überzeugender und ſicherer. Wohl nun dem Manne, auch ſchon im gemeinen, bürgerlichen Leben, der Zeit und Gelegenheit hat, ſeine Schule zu vollenden; er macht als Mann, belehrt durch Unglück und fehlgeſchlagene Wünſche, oft alle die Fehler wieder gut, die er als voreiliger Jüngling begieng, und iſt nun in einem viel höhern Grade ſchätzbar, als ein anderer, der ſeine Weisheit den todten Buchſtaben verdankt. Joſeph konnte ſeine Schule nicht vollenden; ach! und die Schule der Könige iſt doch ſo ſchwer und ſo lang! Man denke ſich ihn als einen 60jährigen Mann, mit kühlerm Blute, mit der Klugheit des Alters, mit den groſsen und theuern Erfahrungen ſeiner früheren Jahre — würde er nicht vielleicht der beglückendſte und glücklichſte Regent der Erde geworden ſeyn? Achtung, Ehrfurcht und Mitleiden alſo, ihr

Zeit-

Zeitgenoſſen, dem Helden, der in der Mitte ſeines Laufes gefallen iſt!

* * *

Joseph *) hatte einen wohlgebauten Körper von mittlerer Gröſse, der in allem Munterkeit und Feuer verrieth. Sein ſchönes blaues Auge, ſeine unbeſchreiblich angenehme und doch majeſtätiſche Miene wurde in frühern Jahren allgemein bewundert; in den ſpätern Zeiten hatten die beſtändigen Anſtrengungen ſeines Körpers faſt alles dieſes verwiſcht. Er war hart und mäſsig. Seit dem Tode ſeines Vaters beſtand ſein Nachtlager aus Matratzen mit Stroh gefüllt, einer Hirſchhaut darüber, und einem ledernen Kopfküſſen mit Pferdehaaren ausgeſtopft. So auch auf Reiſen, und zwar nicht bloſs in geringen Herbergen; ſondern ſelbſt in den Palläſten der Fürſten lieſs er die Betten aus dem Schlafzimmer räumen, und legte ſich auf ſein Stroh.

Er ſtand im Sommer um fünf Uhr, im Winter aber etwas ſpäter auf, und fieng, wenn er in Wien war, mit den Cabinetts-Secretären ſogleich zu arbeiten an. Nach neun Uhr wo er gefrühſtückt hatte, begab er ſich in das Cabinett auf dem Controlargang, und fuhr mit

*) S. J. Pezzl's Charakteriſtik Joſephs II. u. a. Nachrichten.

mit den Secretären in den Staatsgeſchäften fort. Hier gieng er von Stunde zu Stunde auf den Gang hinaus, hörte Leute an, nahm Bittſchriften ab, und lieſs diejenigen, welche mit ihm ſelbſt ſprechen wollten, zu ſich in das Zimmer treten. Leute aus allen Ständen konnten hier täglich in allen Angelegenheiten vor ihn kommen, und der Gang war oft bis zum Gedränge angefüllt. Die Bittſchriften, die er angenommen hatte, lieſs er ſich nun ganz vorleſen, dann an die Behörden abgeben, und den ſiebenten Tag nach der Einreichung hatte jeder Bittende das Recht, die Antwort zu fordern.

Gegen zwölf Uhr ritt oder fuhr er ſpazieren, von einem einzigen Bedienten begleitet. Die Stunde zu ſpeiſen war bey ihm nicht feſtgeſezt; um drey, um vier, ja zuweilen um fünf Uhr, wie es eben die Geſchäfte erlaubten. Die Hofküche hatte für ihn nichts zu thun; nur Eine Köchinn beſorgte ſeinen Tiſch, und ihr überlieſs er auch in ſpätern Jahren die Auswahl der Speiſen. Von ſeiner mäſsig beſetzten Tafel aſs er nur die einfachſten Gerichte; ſein Trank war von jeher Waſſer, und nur in ſeiner Kränklichkeit nahm er auf Zureden der Aerzte zuweilen etwas Tokaier. Das Ceremonial einer prächtigen Tafel war ihm läſtig; wenn er in der Stadt war, ſpeiste er immer allein; auf

Rei-

Reiſen gewöhnlich mit den Secretären. Nach der Tafel hatte er faſt täglich eine Stunde lang Muſik auf ſeinem Zimmer, wo er oft ſelbſt mitſpielte. Hernach arbeitete er wieder oder gab Audienzen, und um ſieben Uhr gieng er ins Theater oder in Geſellſchaft. Jeden Abend muſsten die Depeſchen von allen Stellen und die Staatspapiere zur Unterſchrift auf ſein Cabinett gebracht werden, und wenn er beym nach Hauſe-Kommen etwas Dringendes darunter fand, ſo arbeitete er bis tief in die Nacht hinein; gewöhnlich aber legte er ſich um eilf Uhr zu Bette.

Dieſes war ſeine Tages-Ordnung im Winter. Wenn er den Sommer über nicht reiste, ſo bewohnte er ſein Haus im Augarten oder zu Laxenburg, wo er dieſelbe Lebensweiſe fortſetzte, nur daſs er ſich des Tages über zuweilen unter die Spaziergänger miſchte. Bey Feuersbrünſten und Überſchwemmungen, war er, auch mitten in der Nacht, einer der erſten auf dem Platze, und deswegen ſtand beſtändig ein Reitpferd für ihn geſattelt. Da ordnete er an, und ermunterte durch Theilnehmung, Zuſpruch und Geſchenke. Täglich ſteckte er hundert Ducaten, oder ſo viel halbe Souveränder zu ſich, die er den Tag über ohne Geräuſch verſchenkte.

Er hatte ein ſehr glückliches Gedächtniſs, ſchnelle Beurtheilungskraft, und einen reich-

hal-

haltigen Witz. Im Arbeiten hatte er eine so grosse Fertigkeit erlangt, dass es ihm wohl keiner seiner Beamten darin gleich that. Die Menge von ihm geschriebener oder dictirter Aufsätze, Resolutionen, Handbillets etc. beweisen jene Talente; nur hat man gewünscht, dass er öfterer kalte Vernunft und ruhige Überlegung in seinen Geschäften möchte angewendet haben. Seine freundschaftliche Correspondenz ist voll von grosen Grundsätzen, von treffenden Bemerkungen über Vorfälle der politischen und moralischen Welt, über Länder und Fürsten, voll von Witz und Laune, in einem ausdrucksvollen Style vorgetragen. Es müssen tausende solcher Briefe in Europa existiren.

Er fand in seiner Jugend, vermuthlich der Manier des Unterrichts wegen, nicht viel Geschmack an den Wissenschaften, und erlangte daher in seinen Studierjahren nur wenig methodische Kenntnisse. In den Sprachen machte er gute Fortschritte; deutsch, französisch, italienisch und lateinisch sprach er mit Fertigkeit, und schrieb darin auch für einen Mann von seinen Geschäften über Erwartung gut. Auch böhmisch sprach er; ungarisch aber blos in seiner Jugend. In der Erdkunde war er so bewandert, dass er den Weg zu den grösten Reisen, oft während des Anziehens, aus dem Kopfe dictirte, und selten noch etwas daran zu ändern fand. In reiferen Jahren

ſammelte er aus eignem Triebe Kenntniſſe für ſeinen künftigen Stand; er las Schriften über die Regierungskunſt und Staatsökonomie, aus denen ſich ſeine Vorliebe für das phyſiokratiſche Syſtem bildete. Während ſeiner wirklichen Regierung konnte er nur des Morgens und Abends zur Erhohlung leſen; er nahm dazu vorzüglich Voltaires Schriften, und entſchädigte ſo den Verfaſſer für die Kälte, mit der er vor Ferney vorbey reiste. Schriften, in denen er getadelt wurde, ſelbſt die kühnſten Blätter, las er mit Aufmerkſamkeit, und ſeine Secretäre muſsten ihm aus den Journalen die Stellen anzeichnen, wo er angegriffen wurde. „Hätten Sie, ſagte er einſt zu dem Verfaſſer einer Schmähſchrift, in ſolchen Ausdrücken gegen den Staat geſchrieben, ſo wäre ich genöthigt geweſen, Sie hinrichten zu laſſen; da Sie aber nur meine Perſon angegriffen haben, ſo vergebe ich Ihnen.“ Indeſs trugen dieſe elenden Schreyer dazu bey, daſs er von den Gelehrten überhaupt eine kleine Meynung hatte, ein Vorurtheil, das dem Aufkommen der wahren Litteratur in ſeinen Staaten eben ſo nachtheilig wurde, als ihm ſelbſt. Er nahm keine Rückſicht darauf, daſs die Welt durch Meynungen beherrſcht wird, daſs die öffentliche Meynung den Regenten edler Nationen, und folglich den Regenten unſerer Zeit, nicht gleichgültig ſeyn darf, und daſs eben ſie

durch

beliebte Schriftſteller geleitet wird. Diejenigen Wiſſenſchaften, die geradezu auf das Leben Einfluſs haben, als Chirurgie, Mathematik, Technologie etc. ſchätzte er am mehreſten; doch war er auch für die Verbeſſerung der öffentlichen Erziehung thätig genug. Er ſtiftete mehrere tauſend neuer Landſchulen, eine mediciniſch-chirurgiſche Akademie, viele Erziehungshäuſer für Mädchen; ſetzte Preiſe auf gute Lehrbücher, lieſs einige Gelehrte eine Reiſe um die Welt thun, und bereicherte die Bibliotheken und Kunſtſammlungen. Die deutſche Sprache liebte er unter allen am mehreſten, und führte ſie auf die Katheder, in die Kirchen und Gerichtshöfe ein. Heilig war ihm das Recht des Menſchen, alles zu unterſuchen und zu prüfen; unter ſeiner Regierung ſchrieb man in Oeſterreich ſo frey als irgendwo.

Sein Temperament war äuſserſt lebhaft; ſchnell ergriff er, und eben ſo ſchnell verwarf er wieder, immer geneigt zu wirken, zu herrſchen, zu zerſtören und zu bauen. Raſch war er in ſeinem Gange, ſeiner Geberde, in allem, was er that. Weichlichkeit und ängſtliche Sorge für ſein Leben waren ihm fremd. Er ſtürzte mit Pferden, gerieth auf Reiſen in angeſchwollene Ströme, war mehrmahls in Lebensgefahr auf der Jagd, ohne daſs ihn alles dieſs furchtſam machte. Da

er so oft hintergangen wurde, da er seine Absichten so oft verbergen mußte, da er allenthalben Widerstand fand und ihm nur so weniges gelang; so bekam sein Charakter allmählig einen Zusatz von Mißtrauen und Eigensinn, und mancher seiner Schritte, der harten Tadel erfahren hat, verdient in dieser Rücksicht Entschuldigung. Seine Heftigkeit machte ihn zum Jähzorn geneigt, welches seine Bedienten, die er überhaupt strenge hielt, zuweilen erfuhren. Die Sinnlichkeit hatte nur von Einer Seite Gewalt über ihn; aber nie verstattete er ihr, selbst nicht einmahl von dieser schwachen Seite her, Einfluß in sein Regentenleben, und er hatte sich gewöhnt, diese Leidenschaft bloß als ein Bedürfniß seines Temperamentes zu behandeln.

Seinem geraden, feurigen, thätigen Charakter war nichts mehr entgegen, als steifes Ceremoniel, hemmende Formalität. Er hatte — und das muß ihn uns eben so werth machen — ein starkes, lebendiges Gefühl von der Würde der Menschheit überhaupt, und ehrte sie in Jedem. Er fühlte, daß alles Conventionelle nicht nothwendig sey, daß jeder rechtschaffene und unschädliche Mensch einen Anspurch auf die Achtung des andern machen könne, und wenn dieser andere durch die Umstände auch noch so hoch gestellt ist; ja er gieng immer über die Forderungen hinaus,

die

die man in dieſer Rückſicht gewöhnlich an die Groſsen macht. Er lieſs den bisher verſchloſſenen Augarten dem Publicum zum Spazierplatz öffnen, und über den Eingang eine Inſchrift ſetzen, die, wenn Auguſt ſie über ſeinen Garten in Rom hätte ſetzen laſſen, nun ſchon zwey tauſend Jahre die Bewunderung der Welt gemacht haben würde: „Allen Menſchen gewidmeter Beluſtigungsort von ihrem Schätzer.“ Und als man ihn bat, den Prater nur für einzelne Stände zum Spaziergang zu erlauben, damit man ſich hier mit ſeines Gleichen vergnügen könne, ſchlug er es ab; „wenn ich immer, ſagte er, nur mit meines Gleichen ſeyn wollte, ſo müſste ich in die kaiſerliche Gruft bey den Kapuzinervätern ſteigen, und darin meine Tage zubringen.“ Dichter haben es beſungen, wenn Könige bey zerſtörten Städten eine Thräne vergoſſen; Joſeph that mehr als das; er lieſs die Menſchen an ſeinen Freuden und Erhohlungen Theil nehmen, nannte ſich laut ihren Bruder, und befand ſich wohl in ihrer Mitte!

Selten hat vielleicht ein Monarch die vielen Mittel, die ihm ſein Stand darbietet, ſo wenig zu den ſogenannten Vergnügen angewendet, als Joſeph. Es läſst ſich ohne Uebertreibung behaupten, daſs er mehr arbeitete und ſich weniger Ergötzlichkeiten

machte, als der geringſte Handwerker in ſeinen Staaten. Indeſs waren ſeine Reiſen, die politiſchen Abſichten abgerechnet, wirkliche Vergnügungen für ihn, und das Kennenlernen ſo vieler Länder und ſo verſchiedener Einrichtungen und Gebräuche paſste ganz für ſeinen thätigen Geiſt. Zwar liefs er das Ruder des Staats während ſeiner Reiſen nie aus der Hand, und hatte deshalb immer ſeine Secretäre bey ſich; er unterſuchte den Zuſtand des Landes, beſuchte öffentliche Einrichtungen, Gefängniſſe und Spitäler; aber ſein Incognito verſchaffte ihm auch manchen fröhlichen Auftritt, den ſonſt die Grofsen nicht genieſsen. Bald liefs er ſich zu Gevatter bitten; bald wohnte er einer ländlichen Hochzeit bey; bald tröſtete er hülfloſe Aeltern; bald überraſchte er mit glänzenden Geſchenken unſchuldige Kinder. — Er liebte die Jagd; doch hob er während des letzten Feldzugs die ganze Equipage der Parforce-Jagd auf. Muſik gehörte unter ſeine vorzüglichſten Ergötzungen. Bey vollſtimmigen Concerten ſpielte er das Violoncello, bey Quartetten das Clavier; auch ſang er mit ſeinem reinen, angenehmen Baſs zuweilen eine Arie. Das Theater liebte und unterſtützte er. Komödien und Opern ſah er am liebſten; doch ſelten dauerte er ganze Stücke aus.

Die

Die Gesellschaft, die er in Wien gewöhnlich des Abends besuchte, bestand gemischt aus geistreichen Männern und Frauen. Von jeher hatte er einen Zirkel von fünf Damen, die Fürstinnen Franz und Karl Lichtenstein, Kinsky, und Clary, und die Gräfinn Ernst Kaunitz, die man nur vorzugsweise *die Fürstinnen* nannte. Diese Gesellschaft versammelte sich abwechselnd bey einer von diesen Damen, und von Männern kamen noch die Grafen Ernst Kaunitz, Rosenberg und Lascy dazu. Hier erschien Joseph blos als Bürger und Gesellschafter, und wie sehr er die Gabe der angenehmen Unterhaltung, Leichtigkeit im Ausdruck, Witz und Feinheit besass, davon zeugt allein schon der allgemeine Beyfall, den er in andern Ländern fand. Freylich sorgte der Kaiser durch diese gesellschaftliche Zwanglosigkeit am besten für sein eigenes Vergnügen, und viele Grosse der Erde betreten jetzt dieselbe Bahn; aber wenn man bedenkt, welchen Contrast sein Betragen mit der spanischen Sitte seines väterlichen Hofes machte, so muss man gewiss den starken und edlen Geist bewundern, der diesen natürlichen Weg zum Vergnügen trotz aller Hindernisse fand. Es ist wohl nicht leicht etwas Schöneres im Allgemeinen und in dieser besondern Rücksicht über Joseph gesagt worden, als was sein grosser Zeitgenosse, der mit ihm

die Bewunderung der lebenden Welt theilte, und dem man die Competenz in dieſem Urtheil ſicher zugeſteht, über ihn an Voltaire ſchreibt: „Kurz, es iſt ein Kaiſer, wie Deutſchland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleyen groſs geworden, iſt er doch beſcheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch ſeinen Ehrgeitz der Pflicht auf.“

Offenbar war es Joſephs Lieblings-Idee, Selbſtherrſcher im eigentlichen Verſtande zu ſeyn, und die groſse Maſchine des Staats ganz einfach durch ſich ſelbſt zu lenken. Dieſer Plan paſste zu ſeinem raſtloſen Geiſte und vertrug ſich mit ſeinem Herzen, weil er überzeugt war, daſs niemand die Menſchen mehr zu lieben, mehr für ihr Glück zu ſorgen, und dieſem Endzweck gröſsere und willigere Opfer zu bringen im Stande ſey, als Er. Deswegen nun wich er von der Regierungsweiſe der andern Monarchen ganz ab, und errichtete ſich ein Cabinett, das während ſeiner wirklichen Regierungsjahre in fünf Secretären und einigen Canzelliſten beſtand. Zwar blieben faſt alle zeitherigen Hof- und Landes-Stellen, und es wurden ſogar neue errichtet; aber das Cabinett, das iſt, der Kaiſer, blieb doch die letzte Inſtanz von allen Geſchäften ohne Ausnahme. So regierte er ſelbſt im ſtrengſten

Sinne

Sinne des Worts; aber die unmittelbare Theilnahme selbst an unwichtigern Gegenständen, gieng über die Kraft Eines Menschen, zerstreute ihn, und zog ihn von der sorgfältigen Prüfung der gröfsern, ganz eigentlich für ihn gehörigen Dinge ab. Alles, was er durch eignes Nachdenken, oder durch Kenntnifs anderer Länder, für eine nützliche Einrichtung ansah, wollte seine grofse Seele auch wirklich und bey sich einheimisch machen; aber er bedachte nicht genug, dafs er es mit andern Menschen, mit andern Verhältnissen zu thun hatte, dafs eine lange Gewohnheit, ein durch das Alter geheiligter Gebrauch sich nicht mit Einem Mahle verändern läfst, dafs die Menschen auf die er wirken wollte, nicht die Kenntnisse und Erfahrungen besafsen, die Er sich gesammelt hatte. Wenn ihm eine nützliche Wahrheit deutlich war, so sollte sie nun auch wirksam gemacht werden; aber niemand verstand ihn, oder wollte ihn verstehen; und Vorurtheil und Eigennutz stellten ihm tausend Schwierigkeiten entgegen. Dieser Widerspruch aus so unlautern Quellen führte ihn dann natürlich auf Unbiegsamkeit und Härte in seinen Entschliefsungen. Sein Gedanke wurde nicht gehörig gefafst, schief gestellt und verkehrt ausgeführt. Er mufste nachgeben, sich da und dort etwas abdingen lassen, und sein anfangs grofser Plan erschien nun

als Stückwerk. So gieng es unter andern mit dem Toleranz-Edict, das durch mehr als dreyſsig Verordnungen ſo lange eingeſchränkt und wieder erweitert wurde, bis es ſeinem urſprünglichen Inhalte nicht mehr ähnlich ſah. Wer muſs nicht den Monarchen bedauern, der ſo jeden Fuſsbreit Land im Gebiete des geſunden Verſtandes und der weiſen Politik erſt von dem Vorurtheil und dem Aberglauben erkämpfen muſste, und der vermöge ſeines natürlichen Feuers nicht Geduld genug hatte, mit dieſen hartnäckigen Mächten langſame und kluge Unterhandlungen zu pflegen. „Von allem, was ich unternehme", antwortete er einſt, als man ihm Vorſtellung wegen dieſer Eile that, „will ich auch noch die Wirkung empfinden. Als ich den Prater und den Augarten zurichten lieſs, nahm ich keine jungen Sproſſen, die erſt der Nachwelt dienen könnten; nein, ich wählte gleich Bäume, damit unter ihren Schatten ich und mein Mitmenſch jetzt ſchon Vergnügen finden möchten."

Seine Plane umfaſsten das Ganze mit einem kühnen ſchöpferiſchen Geiſte. Sein Lieblingsgedanke war, aus allen ſeinen weitläuftigen, und in jeder Rückſicht ſo verſchiedenen Beſitzungen einen einzigen, groſsen Staat zu bilden, der einerley Geſetze, einerley Steuer, Eine Hauptſprache, Einen Geiſt der National-Denkungsart und der Duldung hätte,

der

der endlich von andern Staaten ganz unabhängig und nur activ mit ihnen verbunden wäre. Darum verbot er die Einfuhre aller fremden Waaren, und beförderte aufs eifrigſte inländiſche Fabriken; darum wollte er auch, geleitet durch das Syſtem der Oekonomiſten, eine neue Grundſteuer einführen, um dann allem Gewerbe und allen Nahrungsarten ſeiner Unterthanen vollkommene Freyheit zu laſſen.

Dieſes Gemählde, das mit leichten Zügen die Lebensweiſe und die Denkungsart eines mächtigen Monarchen entwirft, läſst ſchon zum voraus vermuthen, daſs ein ſolcher Regent ſein Leben mit Thaten bezeichnet und ſich unter den Vätern der Völker einen Nahmen gemacht haben werde. Es muſs vom höchſten Intereſſe ſeyn, dereinſt im Zuſammenhange zu überſehen, wie er das wurde, und was er in ſeinem Leben alles wollte und that. Uns genüge es hier, nur die Hauptmomente ſeiner Geſchichte anzuführen, damit das von ihm entworfene Bild Leben und Bewegung erhalte.

Die Zeiten, wo dieſer ſeltne und zu groſsen Dingen beſtimmte Menſch die Welt betrat, waren eben ſo kriegeriſch, ſeine Staaten eben ſo unruhig, als da, wo ſein brechendes Auge von ihnen wieder Abſchied nahm. Schon war König Friedrich Beſitzer von der einen Hälfte Schleſiens, ſchon näher-

te ſich die bayeriſche Armee den öſterreichiſchen Grenzen, als Maria Thereſia am 13ten März 1741. ihren erſten Sohn Joſeph in Wien zur Welt brachte. Die Gefahr ſtieg, und die beängſtigte Mutter trat bald hernach mit ihrem Säugling auf dem Arme unter die verſammelten Magnaten von Ungarn. „Von meinen Freunden verlaſſen, ſprach ſie, von meinen Feinden verfolgt, von meinen nächſten Verwandten angegriffen, finde ich keine andere Zuflucht, als Euere Treue, Eueren Muth und meine Standhaftigkeit; in Euere Hände übergebe ich die Tochter und den Sohn euerer Könige; ſie erwarten ihr Heil von Euch.“ Durch Wort und Anblick gerührt und erſchüttert, zogen die Edlen des Ungerlandes ihre Säbel, und ſchwuren der groſsen Mutter und ihrem lallenden Kinde unverbrüchliche Treue.

Erſt ſieben Jahre darauf machte der Aachner Friede dem Krieg ein Ende, und ſo waren es Nachrichten von Schlachten, von Eroberung und Verwüſtung, die Joſeph ſtatt der Wiegenlieder und Feenmärchen hörte, und vielleicht trugen dieſe dunkeln Eindrücke dazu bey, in ihm ſpäterhin den kriegeriſchen Geiſt zu erzeugen, der ſich mit ſeiner übrigen menſchenfreundlichen Geſinnung nicht zu vertragen ſcheint. Die dankbare Thereſie lieſs ihn ungariſch kleiden und gab ihm den Grafen Bathiany zum Hofmeiſter. Sie und

Kaiſer

Kaiser Franz wohnten oft den wissenschaftlichen Prüfungen ihrer Kinder bey, und ob Joseph hier gleich hinter seinen Brüdern zurück zu bleiben schien, so zeigte sich doch schon sein munterer Geist und sein Scharfsinn, und er machte in den Sprachen, der Mathematik und Musik gute Fortschritte. Die Handlungsweise seiner Mutter trug von nun an vieles zur Bestimmung seines Charakters bey. Sein lebhaftes Temperament und ihr strenger Wille mussten sich oft begegnen; er gehorchte dann aus Ehrfurcht, aber ohne Überzeugung und mit zurück gehaltenem Unwillen. Sie war fromm; der Sohn bemerkte, wie sehr ihre andächtige Denkungsart gemissbraucht wurde; und so wurde er der Geistlichkeit abgeneigt. Sie legte einen zu hohen Werth auf die Geburt; und so fasste er früh einen Widerwillen gegen unverdiente Vorzüge, und sah im Menschen nichts als den Menschen.

Indess war der siebenjährige Krieg ausgebrochen; alles war bereit, dass der Thronerbe zur Armee gehen sollte, als Theresie ihren Entschluss zurücknahm, und der missvergnügte Erzherzog bleiben musste. Er verheirathete sich (1760.) mit der Prinzessinn Isabella von Parma, und diese Ehe wurde ein Band der zärtlichsten Liebe; aber er verlor sie schon im zweyten Kindbette. Eine zweyte politische Ehe mit der bayerischen Prinzessinn

Jo-

Josephe, die nicht so glücklich ausfiel, und auch bald durch den Tod der Gattinn wieder getrennt wurde, gab ihm ebenfalls keinen Erben, und nun beschloss Joseph, unvermählt zu bleiben, der übrigens vielleicht eben so viel Empfindung für eheliches, häusliches Glück hatte, als wir an seinem erlauchten Bruder bemerken.

Jetzt war der Hubertsburger Friede geschlossen und Joseph (1764.) zum römischen König erwählt worden, als im Jahre darauf plötzlich sein Vater starb, und er dadurch Oberhaupt des deutschen Reichs wurde. Seine Mutter erklärte ihn zum Mitregenten und übertrug ihm die Verwaltung der Armee; aber die eigentliche Regierung blieb in ihren Händen. Joseph hatte während des Krieges Veranlassung genug gehabt, aufmerksam auf den grossen Gegner seines Hauses zu seyn, ihn zu bewundern und sich zum Muster zu nehmen. Die grossen Grundsätze Friedrichs, dass die Regenten nicht Eigenthümer, sondern nur Verwalter der Staaten sind, dass Ordnung, Sparsamkeit und strenge Gerechtigkeit allein im Stande sind, die künstliche Maschine des Staats gehörig zu lenken, wurden auch seine Ueberzeugungen, und ihnen zu Folge machte er es sich zur Pflicht, die Leibeigenschaft aufzuheben, die Landwirthschaft zu ermuntern, die Volksmenge und die Gewerbe zu vermehren,

die

die Juſtiz zu vereinfachen, ſeine Beamten genau kennen zu lernen, und in allem ſtrenge Ordnung einzuführen.

Mit dieſen Geſinnungen trat er ſeinen erhabenen Beruf an; aber da er, auſser in dem Kriegsweſen, das er mit Laſcy verbeſſerte, wenig freye Hand hatte, benutzte er dieſe Zeit zum Reiſen, um ſeine Staaten ſelbſt kennen zu lernen. Schon vorher war er in Ober-Schleſien, Böhmen und Mähren geweſen; 1768. gieng er durch Ungarn ins Bannat, beſuchte die türkiſche Grenze und die Feſtungen, und erforſchte allenthalben den Zuſtand des Bauers und Bürgers genau. Im folgenden Jahre gieng er nach Italien, beſuchte mit ſeinem Bruder Leopold das Conclave in Rom, das eben zu Gangenelli's Wahl verſammelt war, gieng zu ſeiner königlichen Schweſter nach Neapel, beſtieg den Veſuv und kehrte über Mailand zurück.

Im Herbſt d. J. beſchloſs er, den König von Preuſsen zu beſuchen, was er ſchon vor einigen Jahren hatte thun wollen, daran aber verhindert worden war. Auf der Reiſe durch Mähren ergriff er, wie ein Kaiſer von China, den Pflug eines gemeinen Bauers, und ackerte damit einige Furchen. Der Fürſt von Lichtenſtein, auf deſſen Herrſchaft Poſowitz dieſes vorfiel, lieſs auf dem Acker ein mar-

mor-

mornes Denkmahl mit einer Inſchrift *) ſetzen; der Pflug bekam auch eine Inſchrift, wurde in Seidenſtoff gewickelt und den Ständen von Mähren zum Andenken geſchenkt. Am 25. Aug. beſuchte der Graf von Falkenſtein den König von Preuſsen im Lager bey Neiſse; die Monarchen ſetzten ſich über den Zwang des Ceremoniels hinaus, unterhielten ſich geheim und vertraut, und man ſah ſie, wie zärtliche Freunde, Arm in Arm gehen; das Preuſsiſche Gefolge war entzückt über den Kaiſer, und Friedrich urtheilte ſehr vortheilhaft von ihm. Das Jahr darauf ſteuerte Joſeph der Hungersnoth in Böhmen, und erhielt einen Gegenbeſuch vom König von Preuſsen im Lager bey Mähriſch-Neuſtadt; ſie beſprachen ſich über die Theilung von Pohlen, die bald darauf zu Stande kam, wodurch Oeſterreich die Königreiche Gallizien und Lodomirien nebſt drey Millionen Menſchen ohne Schwertſchlag bekam. Joſeph bereiste dieſe neuen Länder und liefs ſich huldigen.

Im

*) Sie lautet: Imp. Caeſ. Joſepho, D. Franciſci et M. Thereſiae aug. pio filio aug. quod in anno 1769. m. Aug. die 19. ad excitandam populor. induſtriam, ducto per totum hoc iugerum aratro, agriculturam humani generis nutricem nobilitauit, communibus ordinum Moraviae votis monumentum poſuit Joſ. Wenzesl. Princeps a Lichtenſtein.

Im Jahr 1777. reiste der Kaiser in das Land, das dritthalb hundert Jahre hindurch der thätigste Feind Oesterreichs gewesen war. Am 18. April kam er in Paris an, bezog ein Hotel, überraschte die Königinn, besah das Invalidenhaus, und sprach so vortheilhaft davon, dass auch Ludwig sich entschloss, es zu sehen; liess im Hotel Dieu 12000 Thaler zum Geschenk zurück, besuchte Schulen, Gerichtshöfe, Fabricken und Sammlungen, fuhr in Miethwägen, und verschaffte den Parisern den ungewohnten Anblick, ihren König ohne alles Hofgepränge bloss in Gesellschaft seiner Gemahlinn und seines Schwagers auf den Spaziergängen zu sehen. Nach sechs Wochen verliess er Paris wieder, das über ihn entzückt war, bereiste die Seehäfen des Reichs, schlug alle Festins aus, gieng von Bourdeaux nach Spanien, und kehrte über Marseille und Lyon zurück. Ferney reisste er vorbey, obgleich der Bewohner desselben auf einen Besuch gefasst war, besuchte Hallern in Bern, und war am 1. Aug. wieder in Wien.

Am Ende des Jahres starb der Churfürst von Bayern, und über die Erbschaft brach ein Krieg zwischen Oesterreich und Preussen aus. Beyde Monarchen reisten im April des folgenden Jahres zu ihren Heeren. Man weiss, dass Josephs festes Lager bey Königsgrätz alle

blutigen Auftritte unmöglich machte, und, aufser der eigentlichen Veranlaſſung hierzu, durch Lloyd's Vorſchlag könnte man noch vermuthen, daſs der Kaiſer nun einmahl Krieg und Schonung des Menſchenlebens mit einander vereinigen wollte, ein Grundſatz, der ihn ſpäterhin im erſten Feldzug gegen die Türken deutlich zu beſtimmen ſchien. Was auch der Politiker hierüber urtheilen dürfte, dem Menſchen Joſeph würde dieſe Inconſequenz Ehre machen. Thereſie ſchloſs den Frieden ohne Vorwiſſen ihres Sohnes, der den Krieg gern auf eine ehrenvolle Art weiter geführt hätte. Der Eifer, unter ſeinen Fahnen zu dienen, war allgemein; alles brannte vor Begierde ſich auszuzeichnen, und beſonders der gemeine Soldat war ihm ganz ergeben. Aber Joſeph theilte auch alle Arbeit und alles Ungemach mit ihnen; Tag und Nacht ſaſs er zu Pferde, begnügte ſich mit allen Speiſen und Nachtlagern und beſuchte die Kranken und Verwundeten ſelbſt.

Nachdem er ſeine Grenzen gegen die Preuſsiſche Seite durch neue Veſtungen geſichert und zur allgemeinen Verwunderung die Kaiſerinn von Ruſsland beſucht hatte, verlor er im Nov. 1779. ſeine groſse Mutter, und trat in den vollen Beſitz ſeiner Erbſtaaten. Er war jetzt im vierzigſten Jahre, geſund, voll Feuer, Gebiether über mehr als zwey

und

und zwanzig Millionen Menſchen, und über eine vortrefliche Armee; hatte beynahe ganz Europa durchreiſet und perſönliche Freundſchaften mit den mächtigſten Monarchen geſchloſſen. Alles war daher voller Erwartung; ſein Volk betete ihn faſt an; nur der inländiſche Adel und die Geiſtlichkeit glaubten einiges befürchten zu müſſen. Und gleichwohl war nach wenigen Jahren das Miſsvergnügen über ihn unter allen Ständen allgemein. Es war nehmlich der ſtrenge, alles ändernde, alles verbeſſern wollende Monarch an die Stelle des bisherigen Vermittlers, Tröſters und Wohlthäters getreten, und darum muſste es ſo kommen.

Den Anfang ſeiner Regierung bezeichnete Joſeph mit Einführung der Conduiten-Liſten und gröſserer Preſsfreyheit, mit Aufhebung der Verbindung zwiſchen allen Ordensleuten und Rom, und mit einer neuen Regulirung der Penſionen. Er bereiſste nun die Niederlande auf ſeine gewöhnliche nützliche Art, und erwarb ſich auch dort allgemeine Liebe. Er hob die arme jüdiſche Nation durch chriſtliche Duldung, vernichtete die Leibeigenſchaft, zog alle Nonnenklöſter und viele Mönchsklöſter ein; und bey dem allen hatte er ſich in Ungarn und Böhmen weder huldigen noch krönen laſſen. Im Frühjahr 1782. hatte man den ſeltnen Anblik, den Pabſt Pius

in Wien zu sehen, wo er geistliche Handlungen verrichtete, und Seegen austheilte; aber selbst während dessen fuhr der Kaiser fort Klöster einzuziehen, so dass acht Jahre hernach die Zahl der Ordensleute in seinen Staaten von 63000 auf 27000 gesunken waren. Durch ein neues Criminal-Gesetzbuch hob er die Todesstrafen auf; und ohne Ansehn der Person kehrten nun Barone und Grafen, die sich zu Verbrechern erniedrigt hatten, mit Fesseln beladen die Strassen von Wien. Alle Zweige der Staatsverwaltung die öffentliche Erziehung, die Polizey, das Kirchwesen und der Landbau, wurden verbessert, und alles dieses nahm gröstentheils in den Gedanken des Kaisers selbst seinen Ursprung, und wurde nur gegen tausend Hinderniffe durchgesetzt. Man kann das nicht besser als aus einem Handschreiben sehen, das der Kaiser im Jahr 1783. ehe er eine Reise nach Italien machte, an alle Stellen ergehen liess, und worin sich Grundsätze, Klagen, Vorstellungen und Befehle finden, die diesem Monarchen mehr, als alle Siege und Gnadenbezeigungen, den Nahmen eines wahren Vaters des Vaterlandes erwerben, die ihn ewig verehrungswerth, und diesen Erguss eines wohlwollenden Regentenherzens zum Breviarium aller Fürsten und ihrer Diener machen sollten.

Da

Da er jetzt ganz friedlich mit der Pforte lebte, so nahm er nun eifrig die Reform Ungarns vor, welche zum Zweck hatte, dieses Königreich seinen übrigen deutschen Staaten ganz gleich zu machen. Selbst die Besorgniss eines Aufruhrs hielt ihn von den Schritten, die er einmahl zum Besten des Ganzen nöthig glaubte, nicht ab. Der Aufruhr der Wallachen erfolgte, und wurde nur durch Hinrichtung ihrer Anführer, des Horja und Kloska, gedämpft. Was für ein grosses Tagewerk er sich vorgesetzt hatte, sieht man am besten aus einer Resolution, die er eigenhändig unter den Antrag der Stadt Ofen, ihm eine Bildsäule errichten zu dürfen, schrieb: „Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt, und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste der Monarchie beygebracht seyn; wenn jedermann in einem gleichen Maase das Seinige zu den Bedürfnissen des Staats, dessen Sicherheit und Aufnahme, beytragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und durch verbesserten Ackerbau, wenn Erkenntniss des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ih-

ren Herrn; wenn Induſtrie, Manufacturen und deren Vertrieb, und Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie werden eingeführt ſeyn, wie ich es ſicher hoffe; alsdann verdiene ich eine Ehrenſäule, nicht aber jetzt, wo nur die Stadt Ofen durch die Verſetzung der Landesſtelle dahin einen höhern Zins ihrer Häuſer erhält. Wien, den 23. Jun. 1784. Joſeph."

Nun folgte der Schelde-Streit, und die Unterhandlungen, Flandern gegen Bayern zu vertauſchen; der Fürſtenbund entſtand und König Friedrich ſtarb, alles ohne groſse Folgen für den Kaiſer. 1787. reiſste der Graf von Falkenſtein, deſſen Vorfahren von den Türken genug geängſtigt wurden, in die Krimm, dieſes Land der alten Hyperboräiſchen Fabeln und jetzt eine Beſitzung der Kaiſerinn von Ruſsland. Catharina gab ihm glänzende Feſte in Cherſon, und alle Pracht ſchien ſich an das Ende der cultivirten Welt hingezogen zu haben. Als Joſeph nun wieder nach Wien kam, nahm eine Kette von Unglücksfällen ihren Anfang für ihn, wovon ſein Tod das letzte Glied war. Die Niederländer hielten ſich durch die neuen Einrichtungen in ihrer Grundverfaſſung für gekränkt; die allgemeine Unzufriedenheit brach in einen Aufruhr aus; Joſeph gab nach, hob alles neue wieder auf, und die Ruhe ſchien zurück zu kehren.

Der

Der Kaiſer erklärte (den 9. Febr. 1788.) den Krieg gegen die Türken, und war ſogleich ſelbſt bey der Armee. So voller Erwartung man war, ſo ſehr ſah man ſich getäuſcht; die öſterreichiſche Armee blieb in einer unbegreiflichen Unthätigkeit und der heiſse Sommer in einer ungeſunden Gegend that ihr mehr Schaden, als der ſiegreichſte Feind. Geſundheit und Muth verlor ſich unter den Truppen. Die Kaiſerlichen zogen ſich zurück, die Türken folgten ihnen, und nur Laudon brachte gegen das Ende des Jahrs wieder den Sieg mit. Der Feldzug koſtete ungefähr 45000 Mann. Der Kaiſer hatte ſein Teſtament gemacht, ehe er zur Armee gieng; er ſagte wiederhohlt, wenn er in Gefahr käme, würde er ſich eher das Leben nehmen, als ſich den Türken zum Gefangenen ergeben. Im Felde that er alles was ein tapferer und menſchenfreundlicher Feldherr thun kann, und beſorgte dabey mit der gewöhnlichen Genauigkeit die Staatsgeſchäfte, wozu er gemeiniglich die Stunden der Nacht nahm. So mäſsig er auch lebte, ſo hatte ihm doch die unerträgliche Hitze, die beſtändige Anſtrengung und der Verdruſs über die unglückliche Wendung groſser Unternehmungen im Felde ein Fieber zugezogen, ſo daſs er im December dieſes Jahres kränklich in Wien ankam.

Im Jahr 1789 wurde der eigentliche Feldzug erst im Junius eröffnet, und das Glück folgte nun den österreichischen Waffen auf allen Schritten; des Kaisers grosse Generäle erfochten einen Sieg nach dem andern, Belgrad ergab sich an Laudon, und die Russen machten glückliche Fortschritte. Während dieser Triumphe war Deutschland um seinen kranken Kaiser besorgt, der von Schmerzen des Leibes und der Seele auf allen Seiten umlagert war. Mit dem November dieses Jahres wurde das neue Steuer-Systeм eingeführt; alle Ländereyen waren ausgemessen und sollten nun gleichförmig zu den Bedürfnissen des Staats beytragen. Josephs Absichten dabey waren gewiss edel; es war nicht auf Vermehrung seiner Einkünfte abgesehen; es sollte dadurch ein Ideal von Gleichheit erreicht werden, das dem Gerechtigkeitliebenden Monarchen nun einmahl zum Lieblingsgedanken geworden war. Die Folge davon war, dass Edelleute und Bauern einstimmig damit unzufrieden waren, und dass allgemeine Unordnung und Streit entstand.

Die Niederlande hatten sich in der Zeit völlig empört, sich für frey erklärt, die Kaiserlichen Truppen aus allen Provinzen vertrieben, und ihnen nur Luxemburg allein noch übrig gelassen. Der Kaiser war bereit, in allem nachzugeben; aber sie wiesen jeden

gütt-

gütlichen Vorſchlag trotzig von ſich. Die Ungarn, bey denen die allgemeine Unzufriedenheit nur unter der Aſche geglommen hatte, ergriffen dieſen Zeitpunkt, auch ihre Rechte und alte Verfaſſung mit Nachdruck wieder zu verlangen. Der Kaiſer verſicherte, er wolle bald einen Landtag halten und alle Beſchwerden abſtellen; aber die Ungarn verlangten ſchleunige Hülfe, und der gekränkte Monarch, — ein Schritt über den Europa erſtaunte — erklärte im Januar 1790. alle während ſeiner Regierung erlaſſenen Verordnungen für aufgehoben, und zerſtörte mit einem Schlag ſein mühſames Werk. Tyrol zeigte ſich auch unzufrieden, und Joſeph ſchickte eilig dahin, um alles wieder auf den alten Fuſs zu ſetzen.

Es koſtet jedem Menſchen ſo viel, ſich von einem Gedanken, mit dem er vertraut geworden iſt, dem er mit warmer, tadelloſer Liebe angehangen hat, auf Ein Mahl zu trennen, auch wenn dieſer Gedanke noch im ſtrengſten Sinne ſein Eigenthum war, noch nie zu Wort und That übergieng. Was muſste es nun nicht dem Herzen Joſephs koſten, ſich gleichſam von ſich ſelbſt zu trennen, alle Schooskinder ſeiner Einbildung ſich geraubt, den mühſamen Bau ſeines raſtloſen Lebens mit Einem Mahle zertrümmert zu ſehen! dabey den innern Vorwurf zu fühlen über die unrechte Wahl der Mittel, und über die traurigen

gen Folgen dieſes Irrthums für unſchuldige Menſchen; ſich den Triumph der Empörer, die heimliche Freude der Bosheit und des Vorurtheils, und das ſchadenfrohe Lächeln eiferſüchtiger Nachbarn zu denken! Joſeph war gewiſs ſehr unglücklich!

Er hatte das ganze vorige Jahr unter Abwechslungen von anſcheinender Geneſung und vermehrter Gefahr zugebracht; aber nur die äuſserſte Schwäche konnte ihn zu Zeiten in ſeinen Arbeiten unterbrechen. Mit dem Februar des Jahrs 1790. merkte er mit Gewiſsheit, daſs er ſich mit groſsen Schritten dem Tode nähere, und belohnte groſsmüthig den Arzt, der ihm ſeinen hülfloſen Zuſtand ohne Umſtände entdeckte. Er gab am 14. d. M. dem Greis Haddik dem Auftrag, der geſammten Armee vom General bis zum gemeinen Mann herab, ſeine Liebe, ſeinen Dank und ſeinen Abſchied bekannt zu machen, und der Auftritt griff den alten Mann ſo an, daſs er dem Kaiſer nach wenigen Tagen folgte. Joſeph ſchrieb nun an alle ſeine Geſchwiſter, und ſagte ihnen das Lebewohl, ohne ſich über ſein Schickſal zu beklagen. Seine Ruhe und ſein Muth blieben unerſchüttert. Ein Miniſter fand ihn in dieſen Tagen mit Schreiben beſchäftigt. „Setzen ſie ſich,“ ſagte er und gab ihm zur Beſchäftigung ein Blatt vom Tiſche, das die Conſultation der Aerzte über ihn enthielt

hielt, „und lesen Sie mein Todesurtheil.“ Er hatte am 13, das Abendmahl genommen, aber die Oehlung wollte er noch versparen, um die Lustbarkeiten des Carnevals nicht zu stören. Er nahm einen Augustiner zum Beichtvater.

Der unerwartete Todesfall der Erzherzoginn Elisabeth war das empfindlichste seiner letzten Leiden; er ordnete die Leichenanstalten noch selbst an, und befahl zu eilen, damit für seine Leiche Platz würde. Er beschenkte seine Dienerschaft sehr reichlich. Am letzten Tage seines Lebens (d. 19. Febr.) opferte er noch der Freundschaft; er schrieb an Graf Rosenberg und an die fünf Fürstinnen mit einer Innigkeit des Dankes für ihre Freundschaft, mit einer Ergebung in sein Geschick, die den Kältesten rühren muss. Der Fürst Kaunitz hatte ihm in einem Billet seinen Schmerz bezeigt; Joseph versicherte ihn seiner höchsten Achtung, und seines Danks, und empfahl ihm sein Vaterland in diesen gefährlichen Zeiten. Erst Abends zehn Uhr entliess er die Secretäre, mit denen er immer fort gearbeitet hatte. Rosenberg und Lascy machten ihn an diesem letzten seiner Abende noch einen Besuch. Er wollte nicht, dass der Arzt bey ihm wachen sollte, und brachte nun die Nacht in einem unruhigen Schlummer zu. Gegen fünf Uhr war er völlig munter,

liess

liefs den Beichtvater rufen, und kaum hatte dieſer einen Pſalm vorgeleſen, ſo war Joſeph geſtorben.

Drey Tage darauf brachte man ſeinen Leichnam in die kaiſerliche Gruft. Sein Teſtament beſtand in ſechs Zeilen, und erklärte ſeinen Bruder Leopold zum alleinigen Erben.

Der Genius unſers ſchwachen Geſchlechts vergoſs gerührt eine Thräne bey ſeinem Tode, und tröſtet nun den Vollendeten, daſs die Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner groſsen Thaten und ſeiner Verirrungen, ein ewiges Lehrbuch für die dankbare und gerechte Nachwelt ſeyn werde.

Den 22. Februar.

JOHANN RUDOLF SCHLEGEL,
Rector des Gymnaſ. zu Heilbronn, und der öffentl. Bibliothek Aufſeher, Mitglied des hiſtor. Inſtit. zu Götting. und der latein. Geſellſch. zu Jena.

Laſst uns von dem erſchütternden Anblick blutiger Kriege, empörter Nationen, und eines ſterbenden unglücklichen Monarchen — ausruhen bey dem Bilde eines ruhigen Weiſen, der die Würde der menſchlichen Beſtim-

mung

mung auf einem ganz andern Wege, unter ganz andern Umſtänden erreichte.

J. R. Schlegel war in der Reichsſtadt Heilbronn am 15. Oct. 1729. geboren; er verlor ſeinen Vater, einen Bäcker, ſchon im 9ten Jahre und 5. Jahre darauf auch ſeine Mutter. Bis dahin hatte er das Gymnaſium der Stadt beſucht, und früh ſchon viele Neigung zu den Studien, beſonders zu den theologiſchen geäuſsert; der Erfolg rechtfertigte auch die Wahl ſeiner einſichtsvollern Anverwandten, die ihn, gegen den Widerſpruch anderer, ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften überlieſſen. Glücklicher Weiſe wurde er hierauf dem damahligen Rector Bernhold nicht nur zum Unterricht übergeben, ſondern von ihm auch unter ſeine nähere Aufſicht und Leitung ins Haus genommen; und er rühmte es ſpäterhin noch dankbar, daſs er in beyderley Rückſicht in keine beſſere Hände hätte kommen können. 1748. bezog er die Univerſität Jena, wo er drey Jahre lang den philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaften oblag. Mosheim, Hollmann, Schmauſs und Böhmer zogen ihn nach Göttingen, wo ohne Zweifel ſeine Neigung für die Geſchichte, insbeſondere die Kirchengeſchichte feſte Wurzel faſste.

Nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt und nach einem kurzen Candidatenſtande erhielt er 1754. die Pfarrey zu Beckingen, einem Heil-

Heilbronnischen Dorfe, und zwey Jahre darauf eine Predigerstelle in Heilbronn selbst, wo er nach und nach von der fünften bis zur dritten Stufe hinauf rückte, nach dem Tode seines Lehrers Bernhold aber im Jan. 1760. von dem Rath zum Rector des Gymnasiums erwählt wurde. Dadurch entsagte er aber dem Predigtamte nicht ganz, indem dem Rector jährlich einige Predigten obliegen, und er blieb ein eben so beliebter Kanzelredner, als er nun in seinem neuen Amte seiner Vaterstadt auf andere Art nützlich wurde.

Als Bernholds Nachfolger, der so viele geschickte Männer gezogen hatte, und dem er selbst seine gründlichen humanistischen Kenntnisse verdankte, bekam er freylich die Schule in einer guten Verfassung; aber er erwarb sich doch das Verdienst, ein gutes Gymnasium nicht blos gut erhalten, sondern es auch in vielen Stücken verbessert und seiner eigentlichen Bestimmung näher gebracht zu haben. Er hatte alle zu seiner Stelle erforderlichen Eigenschaften. Seine Collegen musten alle sein Übergewicht in den Wissenschaften fühlen und für die würdige Behandlung derselben bürgte von seiner Seite sein sanfter Charakter, seine Geduld und Nachgiebigkeit. Für die erste Classe des Gymnasiums, muste er als Lehrer Alles seyn, und war es auch in der That; denn der dortigen Einrichtung zu Folge

muste

mufste er die älteften Schüler drey bis vier Jahre hindurch allein unterrichten, und fie zur Univerfität vorbereiten. Seine Kenntniffe waren fo umfaffend, als fie diefer Beruf erforderte. Der alten Sprachen war er vollkommen mächtig, doch mehr der lateinifchen als der griechifchen; und in den übrigen Wiffenfchaften, in denen ein junger Menfch vor den akademifchen Jahren unterrichtet werden mufs, und wozu an folchen Schulen gewöhnlich mehrere Lehrer angeftellt find, war er fo bewandert, dafs er die nöthigen Anfangsgründe davon mit aller Deutlichkeit vortragen konnte. Am ausgebreitetften waren indeffen feine Kenntniffe in der Gefchichte, in der politifchen, Kirchen- und befonders in der Gelehrten-Gefchichte. Man fah an ihm ein Beyfpiel, was ein glücklich angewendeter Univerfitäts-Fleifs vermag. Die Überficht des menfchlichen Wiffens, wozu hauptfächlich Univerfitäten nach deutfcher Einrichtung dienen follten, hatte er fich verfchafft, ohne ein Fach vorüber zu gehen; nur dafs er fich in den juriftifchen und mediciniſchen Difciplinen mit einer hiftorifchen Kenntnifs begnügte.

Diefer Reichthum an vortreflichen Kenntniffen, der ihm den Ruhm des gelehrteften Mannes in feiner Vaterftadt und in der Gegend erwarb, gab feinem Unterrichte Neuheit, Reitz,

Mun-

Munterkeit und Leben, und erhöhete sein Ansehn bey seinen Schülern, die ihn nicht nur mit Bestimmtheit und Deutlichkeit über die verschiedensten und ungleichartigsten Dinge lehren hörten, sondern auch bey Anfragen immer schnelle und sie befriedigende Antworten erhielten. Sein Vortrag war angenehm, durch witzige Anspielungen, wie sie ein Mann von Ernsthaftigkeit und Geschmack sich erlauben wird, unterhaltend, und würde auf jeder Universität Glück gemacht haben. Er unterbrach ihn bey Wissenschaften nur dann durch Fragen, wenn er bey einem seiner Schüler Unachtsamkeit zu bemerken glaubte.

Der Unterricht, den er ertheilte, war vollkommen zweckmäfsig; nur war, wenigstens sonst, an der Einrichtung dies zu tadeln, dafs für die gesammte Geschichte zu wenige Zeit ausgesetzt war, wodurch sich die Uebersicht des Ganzen verlor, und dafs der Vortrag der Mathematik nur alle zwey Jahre einmahl vollendet wurde. Die Hauptsache blieb das Studium der alten Sprachen und die Erklärung der Classiker zur Bildung eines festen Geschmacks. Im Griechischen war der Unterricht durch zwey Stunden, die wöchentlich dem N. T. abgegeben werden mufsten, etwas beschränkt, doch wurde diesem von Zeit zu Zeit durch eine Privatstunde abgeholfen, in wel-

welcher ſo viele Geſänge vom Homer grammatiſch und äſthetiſch erklärt wurden, als nöthig waren, um in das eigene Studium des Dichters eingeleitet zu werden. Der lateiniſchen Sprache aber waren jeden Tag mehrere Stunden gewidmet; und ungeachtet er jedesmahl für die untere und obere Ordnung der Schüler einen leichtern Schriftſteller in derſelben Claſſe erklärte: ſo wuſste er doch alle zu beſchäftigen, und durch kluge Vertheilung ſeiner Fragen alles in nöthiger Spannung zu erhalten. Bey der Erklärung der Autoren ſelbſt wurde hauptſächlich auf richtige Einſicht in den grammatiſchen Sinn, und auf die Entwickelung der Schönheiten geſehen; Kritik wurde nur bey den wichtigſten Lesarten mitgenommen, bey denen er verweilte, wenn Interpretation oder äſthetiſche Gründe für oder wider ſie entſchieden.

Vorzüglich hatte er ſich die Kunſt eigen gemacht, den Privatfleiſs ſeiner Schüler zu wecken. Jeder muſste ſich einen claſſiſchen Autor wählen, den er vor ſich las, und über den ſich dann gelegentlich der Rector mit ihm unterhielt. Mittwochs und Sonnabends Nachmittags waren die öffentlichen Lehrſtunden ausgeſetzt, aber ſie muſsten ſtrenge zu häuslichen Arbeiten angewendet werden. Am Mittwoch ward eine griechiſche Privat-Arbeit aufgegeben; die untere Ordnung muſste etwas

ins Griechiſche überſetzen, um ſich die Grammatik geläufiger zu machen; die obere Ordnung ein Stück aus dem Homer oder einem andern Griechen ins Deutſche. Vom Sonnabend zum Montag muſste wechſelsweiſe ein deutſcher oder lateiniſcher Aufſatz über ein Thema, das er ſelbſt beſtimmte, ausgearbeitet werden, Briefe, poetiſche Verſuche, Reden etc. Beyde Arbeiten corrigirte er ſorgfältig zu Hauſe, und gab ſie am folgenden Sonnabend mit ſeiner Cenſur zurück. Die Stunde dieſer Cenſur wäre für einen Menſchenbeobachter gewiſs ein reitzendes Schauſpiel geweſen. Jeder wurde beſonders vorgefordert; die Kritiken und nöthigen Verbeſſerungen waren zwar ſchon von ihm an den Rand geſchrieben, aber ſie wurden von ihm etwas weiter ausgeführt. Verdiente der Lehrling Schonung, ſo wurde ihm nur mit leiſer Stimme, oft mit dem bloſsen Fingerzeig, ſein Fehler gewieſen; war aber beydes Sprache und Ausführung ſchlecht, ſo wurde laut geſprochen, ſo daſs jeder Zeuge wurde. Dies hat unglaublich gewirkt; jeder gute, des Nacheifers fähige Kopf ſtrebte nach einem Lobe von der Cenſur; ein *Bene* machte unendliche Freude, aber ein *Male* demüthigte auch auf lange Zeit. Eben ſo wurden nun auch eigene Uebungen im Declamiren und Diſputiren angeſtellt, die beyde von groſsem Nutzen waren.

Die

Die Behandlung seiner Schüler war mustermäfsig. Er war die Liebe und Sanftmuth selbst. Wenn er strafen mufste, so war jedes Wort eindringend; er sprach aber dabey auch nur wenige Worte, die indessen mehr, als lange Predigten fruchteten. Seine Schüler waren von tiefer Achtung gegen ihn durchdrungen, die seine Liebe, Sanftmuth und umfassenden Einsichten tief gründeten. Kaum in Jahren kam es vor, dafs er Einmahl heftig über ein besonders unregelmäfsiges Betragen wurde, und das wirkte dann so tief, dafs sich die Stille sogar auf die Zeit vor dem Anfang der Lectionen erstreckte, wo sonst gemeiniglich von den Obern über gelehrte Zeitungen, die er unter ihnen umlaufen liefs, heftig disputirt wurde. In Lob und Tadel richtete er sich genau nach der Reitzbarkeit des Zöglings, und verfuhr dabey mit einer Delicatesse, die selbst den Getadelten noch fester an ihn knüpfte. Durch diese Behandlung mufs man sich die Bildung erklären, die viele von seinen Schülern so sehr auszeichnete, dafs man ihnen mit Vergnügen den Zutritt in den besten Häusern, selbst wo keine junge Freunde von ihnen waren, verstattete, ein Glück, dafs man jedem jungen Menschen von seinem vierzehnten Jahre an wünschen sollte. Er glaubte, dafs hierdurch allein, und besonders durch den Umgang mit gebildeten Frauenzimmern,

ſich jene Gewandtheit in der Unterhaltung und jener feine Tact erzeuge, wovon das eine uns zu einem angenehmen Geſellſchafter macht, und das andere ſo oft der Schutz unſerer Tugend iſt.

In ſeinem Amte war dieſer vortreffliche Mann unermüdet. Ob er gleich täglich fünf öffentliche Stunden zu geben hatte, ſo fielen doch im ganzen Jahre kaum einige aus. Und ungeachtet dieſer häufigen und ſo gewiſſenhaft verwalteten Amtsgeſchäfte, fand er doch Zeit genug, in der Lectüre mit ſeinem Zeitalter fortzugehen, und ſelbſt für das groſse Publicum durch Schriften nützlich zu werden. Er war einer der erſten Schulmänner, die auf Baſedows neue Vorſchläge Rückſicht nahmen, und zeigte kaum nach ihrer Erſcheinung in einigen Programmen das Übertriebene und Chimäriſche derſelben, das jetzt Baſedows Bewunderer ſelbſt nicht abläugnen, ohne daſs er das darin enthaltene Gute verkannte. Ohne Vorurtheil für das Alte las und prüfte er alles, was über das pädagogiſche Fach geſchrieben wurde, und ſuchte diejenigen Kenntniſſe und Regeln, die ihm richtig und beſſer als die alten Gewohnheiten zu ſeyn ſchienen, in ſeinen deutſchen Einladungsſchriften ſeinen Mitbürgern nicht nur mitzutheilen, ſondern ſie auch in ſeiner Vaterſtadt in wirkliche Ausübung zu bringen. Bey dem wohlgeſinn-

gesinnten, für das gemeine Beste thätigen Rath derselben fanden seine Vorschläge leicht Eingang, und es wurde an dem Gymnasium und an der deutschen Schule nicht ohne Kosten, aber ohne Geräusch, manche wichtige Verbesserung vorgenommen. Er verfertigte auf Befehl des Raths für die Heilbronner Schulen zwey neue Lehrbücher der Religion, ein kürzeres und ein etwas ausführlicheres, in welchen er seiner ihm eignen Denkungsart gemäss die Mittelstrasse hielt, und in der Methode einen vorzüglich guten Weg wählte. So verfasste er auch auf gleiche Veranlassung ein deutsches Lesebuch für die Schulen seiner Stadt, das in einer Sammlung der gemeinnützigsten Kenntnisse und Vorschriften für die Jugend besteht, um glückliche Menschen und nützliche Bürger zu werden. Zu einer Zeit, wo er noch nicht gar viele Vorgänger und Muster darin hatte, ward er der Sammler des schon 1774. in Heilbron gedruckten und bald darauf mit Klugheit eingeführten neuen Gesangbuchs. Über seine schätzbare Bearbeitung der Mosheimischen Kirchengeschichte und seine andern historischen Arbeiten hat das Publicum längst entschieden. Bey allen diesen Beschäftigungen und bey seiner ausgebreiteten Lectüre ward es ihm durch genaue Eintheilung seiner Arbeit doch möglich, an den vorzüglichsten kritischen Blättern unsers Vaterlandes Theil zu nehmen.

Noch hatte er abſichtlich und planmäſsig Verbeſſerungen und Zuſätze zu dem lateiniſchen Theil des treflichen Bernholdiſchen Lexicons geſammelt, und er hat dieſe Arbeit zwar ohne die letzte Hand, aber doch in einem Zuſtande hinterlaſſen, daſs ſie dem Publicum nicht ohne zu hoffenden Beyfall vorgelegt werden könnte.

Die lateiniſche Geſellſchaft zu Jena und das hiſtoriſche Inſtitut zu Göttingen nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf. Einige Mahl wurden ihm auswärtige Stellen angetragen, die ihm vielleicht eine glänzendere Laufbahn eröffnet hätten; er zog es aber vor, ſeiner Vaterſtadt nützlich zu bleiben, wo ihm ſeine Thätigkeit, Rechtſchaffenheit und Gefälligkeit die Achtung und Liebe aller erwarben, die ihn kannten. Auch auſser ſeinem Amte ſtiftete er ſehr viel Gutes. Viele Bürger ſeiner Vaterſtadt hatten ihn zum Rathgeber; er diente ihnen uneigennützig, denn ſeine Dienſtfertigkeit war unbegränzt. In ſeinen Privatverhältniſſen zeichnete er ſich durch beſondere Sanftmuth und ein tiefgegründetes Wohlwollen aus, und ſein ganzes Leben, auch da, wo ihn Widerwärtigkeiten trafen, war das Leben eines Mannes, der von der Religion überzeugt, von den Empfindungen und Geſinnungen, die ſie einflöſst, durchdrungen,

von

von allem Übertriebenen und Schwärmerischen aber weit entfernt ist.

Er starb nach einem kurzen Krankenlager an den Folgen einer Verhärtung der Leber, welcher die Geschicklichkeit des Arztes zwar einige Jahre widerstanden hatte, aber ihr nun nicht mehr zu begegnen vermochte. Seit dem Jahr 1754. hatte er mit einer Tochter des in mehr als einer Rücksicht um Heilbronn verdienten Bürgermeisters Orth in der Ehe gelebt, und von ihr zwey Töchter, von diesen aber acht Enkel nach sich gelassen.

Wenn man dies Alles zusammen nimmt, so scheint es fast, als wenn hier mehr das Ideal eines weisen Mannes und eines vollkommenen Jugendlehrers, als das treue Gemählde eines kürzlich Verstorbenen entworfen wäre. Und doch kommen wohl alle Personen, die ihn kannten, in dem Urtheil überein, dass hier nicht zu viel gesagt sey. Vielleicht trägt es zur Glaubwürdigkeit dieses skizzirten Entwurfs etwas bey, wenn ich sage, dass einer unserer berühmtesten Gelehrten, der ehmahls Schlegels Zuhörer gewesen ist, mir viele Farben dazu gemischt hat.

Den 8. März,

starb

Johann Jacob Lenz,

Inspector und Oberprediger zu Hornburg im Fürstenthum Halberstadt, im 83sten Jahre.

Er wurde von Allen geschätzt, die seine Gelehrsamkeit und seinen thätigen Eifer, für das Wohl der Menschheit nach besten Kräften zu wirken, kannten, und aufrichtig beweint von denen, die seine nähern Freunde, und Zeugen seiner auch im gesellschaftlichen Leben sich immer gleichen Munterkeit und Geistesstärke waren. Seine schriftstellerischen Arbeiten wurden zum Theil mehr als Einmahl aufgelegt, und unter dem Nachlafs seines Pultes zeichnen sich manche kleine französische und deutsche Poesien, (denn gröfsere sind von ihm während seines Lebens schon öfterer gedruckt worden,) so vortheilhaft aus, dafs es zu wünschen wäre, man möchte ihnen durch den Druck ein gröfseres Publicum anweisen.

Die

Die Möglichkeit einer Seelenwanderung blieb in allen Lagen ſeines Lebens eine ſeiner Lieblingsideen, über die er gern und mit Wärme ſprach, die er gründlich durchdacht hatte, und deren philoſophiſche Entwickelung und weitere Ausführung einſt der Gegenſtand ſeiner letzten öffentlichen Arbeit ſeyn ſollte. Alles dieſes macht aufmerkſam auf den gelehrten Greis, und begierig, mehr von ihm zu wiſſen. Hoffentlich wird der Nachtrag zu dem Nekrolog dieſe Begierde befriedigen können.

Den 11. März.

August Heinrich Reinhardt,

dritter Prediger der reformirten Gemeine zu Magdeburg.*)

Ein Mann, der ſich durch ſeine Denkungsart und ſein Verhalten ein ſtilles, aber wahres und bleibendes Verdienſt erworben hat. Er war 1751. zu Brandenburg geboren; da aber ſein Vater bald darauf als Prediger nach

*) S. Magdeburgiſche gemeinnützige Blätter. 1790. 51. St.

Berlin gerufen ward, so erhielt er hier seine erste Bildung und Erziehung. Seine schwächliche Gesundheit konnte ihn nicht von seiner vorzüglichen Neigung zur Theologie abziehen, die er von 1769. an zu Frankfurt a. d. O. unter Töllner, Stosch, und Crichton studirte. Einige Jahre darauf wurde er unter die königlichen Domcandidaten aufgenommen, und studirte nun im väterlichen Hause zu grosser Zufriedenheit seiner Vorgesetzten fort. Nach der vortreflichen Einrichtung dieser Anstalt, nach welcher immer einige Domcandidaten auf Reisen geschickt werden, kam auch die Reihe an ihn; er besuchte viele ansehnliche Städte Deutschlands, dann Holland und die Schweitz, und genoss dort das Vergnügen, das die grosen Gegenstände der Natur gewähren, im reichsten Masse. Immer blieb ihm das Andenken an diese Reise und besonders an die Schweitz werth, und er erzählte mit innigem Vergnügen davon. Als er auf der Rückreise begriffen war, erhielt er den Ruf zu der Predigerstelle in Magdeburg, wo er sich bald allgemeine Achtung und Liebe erwarb, und im Gegentheil auch wieder mit seiner Gemeine sehr zufrieden war. Er hatte sich 1780. mit Ludovika Johanne Klaasen aus Berlin verheirathet, und genoss zehn Jahre hindurch das Glück des häuslichen Lebens und einer zufriedenen Ehe. Nach einer schweren Krankheit,

heit, die er vor einigen Jahren überſtand, ſchien er ſich kein langes Leben zu verſprechen, redete oft mit ſeinen Freunden von der Möglichkeit ſeines frühen Todes, und dachte ernſtlich darauf, daſs die Seinen nach ſeinem Tode nicht unverſorgt ſeyn möchten. Heftiges Kopfweh kündigte zu Anfang des Monats März d. v. J. eine ſchwere Krankheit an, die bald mit Gewalt hervor brach, und ihn in den letzten vier Tagen ſeines Lebens des Bewuſstſeyns beraubte. Er ſtarb am 11 März im 39. Jahre ſeines Lebens, ohne von den Schrekken des Todes etwas zu wiſſen, und ohne daſs ihm ein ſchmerzhaftes Gefühl der Trennung von ſeinen Geliebten den Uebergang in eine beſſere Welt erſchwerte. Ihn beweinten nicht hloſs ſeine Wittwe und ſechs Kinder, ſein alter würdiger Vater und viele Anverwandten, ſondern auch ſeine ganze Gemeine und alle Redlichen, die ihn kannten.

Er war ſehr gefällig und gutmüthig, und hielt doch mit Strenge über das, was er einmahl als Wahrheit erkannte. Die Materien, die er ſeiner Gemeine vortrug, wählte und bearbeitete er ſehr ſorgfältig, und war unermüdet in dem Unterricht der ihm zur Confirmation anvertrauten Jugend. Er war unabläſſig um Vermehrung ſeiner Kenntniſſe bemüht, und ſelbſt das Studium der Alten ſetzte er in ſeinem Amte noch beſtändig fort, indem

dem immer einer oder der andere Classiker zu seiner gewöhnlichen Lectüre gehörte. Seine schöne Bücherſammlung ist Zeuge, wie sorgfältig er die Mittel zur Vermehrung seiner Kenntniſſe zu wählen verstand. Die Religion, die er lehrte, glaubte er mit Überzeugung, und suchte ihr überall gemäſs zu leben. Sein Beyspiel war ohne Tadel; keine Beschwerde und Gefahr konnte ihn abhalten, die Kranken zu besuchen und ihre Leiden zu erleichtern.

Die Noth der Armen zu lindern war ihm sein liebstes Geschäfte, und mit unermüdeter Thätigkeit übernahm er als Mitglied der Holzversorgungs-Gesellschaft mannigfaltige Arbeiten. Er lieſs sich keine Mühe verdrieſsen, um die Dürftigsten und Würdigsten unter den Nothleidenden auszufinden, und empfahl sie der Unterstützung ihrer glücklichern Mitbürger. Als Vater und Gatte war er ein Muster. Er unterrichtete seine Kinder gröſstentheils selbst, und es war seine gröſseste Freude, zu sehen, wie sich ihre Fähigkeiten entwickelten. In seinem Hauswesen bewies er die strengste Ordnungsliebe, die genaueste Aufsicht, und thätigste Vorsorge für die Seinigen.

Er war zur innigsten, vertraulichsten Freundschaft geschaffen, und schon seine Gesichtszüge kündigten unverkennbar die Redlichkeit an, die seine Freunde an ihm so hoch

schätz-

ſchätzten; ſie konnten immer auf ihn rechnen, und auch ungebeten arbeitete er für ſie. Faſt immer war er heiter, und wenn es auch zuweilen in ſeiner Seele trübe war, ſo ſcheuchte doch wenigſtens ſeine Mine keinen ſeiner Freunde zurück. Ihnen wird ſein Andenken immer werth bleiben.

Den 11. März.

JOH. LAMBERT KRAHE,

Churpfälziſcher Hofkammerrath, Director der Mahler-Akademie und Gemählde-Gallerie zu Düſſeldorf.

Ein Mann voll warmen, hohen Gefühls für die Kunſt, den die Muſe der Mahlerey als ihren Liebling begünſtigte, und der mit thätigem Eifer wieder manchen jungen Prieſter zu ihren Altären hinführte.

Er war zu Düſſeldorf 1712. von armen Aeltern gebohren. Der Ingen. Oberſt-Lieut. Mayer bemerkte zuerſt wahres Künſtler-Talent in ihm, das ſich dann am lebhafteſten äuſserte, wenn er die groſsen Meiſterſtücke der Kunſt in der dortigen Gallerie anſtaunte. Dieſem entdeckte er auch ſeinen Wunſch, die Kunſt in Italien zu ſtudiren, und Mayer ſuchte ihm

zu

zu Erreichung dieſer Abſicht beförderlich zu ſeyn. In Geſellſchaft eines andern Landsmannes begab er ſich auf die Reiſe nach Rom mit 200 Rthlrn, die er ſich erkargt hatte. Aber dieſe geringe Summe reichte nicht weit; ſein Gönner, der Graf Plettenberg, war auf dem Wege nach Italien geſtorben, und fremd, unbekannt, ohne Kenntniſſe und ohne Geld befand ſich der junge Künſtler in der Hauptſtadt der alten Welt in einer ſehr traurigen Lage, die bloſs durch die Unterſtützung ſeines Begleiters etwas gemildert wurde. Ein Jeſuit, Stolzen, lieſs endlich heilige Bilder für die Indianer von ihm mahlen, und verſchaffte ihm dadurch einen täglichen Erwerb von kaum ſechs Groſchen. Macaroni, Waſſer und Brod waren ein halbes Jahr hindurch ſeine einzige Nahrung; und nur eine Liebe zur Kunſt, wie die ſeinige, konnte in einer ſo drückenden Lage ausdauern. So bald ſein elender Tagelohn verdient war, ſuchte er ſich in den Schulen der damahls berühmteſten Mahler, Beneſiale und Subleiras, zu unterrichten, und ſtudirte fleiſsig nach den Gemählden Raphaels, A. Caracci, und nach den Antiken, wodurch er ſich eine Feſtigkeit in Beobachtung der Verhältniſſe und in Rundung der Formen erwarb. Pater Stolzen fand nun, daſs Krahe nicht mehr ſein Fabrikant für Indien bleiben könne, und lieſs durch ihn viele Gemählde für ſeinen

Orden

Orden nach Spanien verfertigen. Seine Talente entwickelten sich, sein Ruf stieg, und die Akademie St. Lucas nahm ihn unter ihre Professoren auf.

Mehrere Grosse in Rom lernten ihn nun kennen und schätzten ihn hoch, und die Cardinäle Albani, Valenti und Hutten, von welchem letztern er eine goldne Medaille erhielt, bezeigten ihm noch in spätern Jahren ihre Achtung durch Briefe. Im Jahr 1755 schrieb der Churfürst von der Pfalz an Valenti, um ihm einen geschickten Künstler vorzuschlagen, dem er die Einrichtung seiner Düsseldorfer Gallerie anvertrauen könnte. Der Cardinal schlug den eingebohrnen Künstler vor, und da dieser erklärte, dass es gegen seinen Charakter seyn würde, durch Geschenke von den Besuchenden, an der Thüre der Gallerie, seine Einnahme zu vermehren; so erhöhte man den angebotenen geringen Gehalt, und rief ihn zu dieser Stelle; 1784. erhielt er von seinem Fürsten auch den Auftrag, die Münchner Gallerie zu ordnen.

Krahe war ein biederer und sanfter Mann, und die getreueste Darstellung seiner Denkungsart würde schon eine Lobrede für ihn werden. Diese Stimmung theilte sich allen seinen Arbeiten mit, und man wird von ihm keine Bilder finden, die eine heftige Leidenschaft darstellen; immer bearbeitete er

nur

nur liebliche und ruhige Gegenſtände. Von den Mäcenen der Kunſt, die nur zu oft ihren eignen Geſchmack zum herrſchenden machen, wurden zu ſeiner Zeit in Rom Peter von Cortona, Andreas Succhi und Carl Maratti über alle Mahler erhoben. Ihre hinreiſsende Compoſition, der Zauber, welchen ſie durch Licht und Schatten bewirkten, und das Spiel ihrer lieblichen Farben entzückten jeden Kunſtfreund, ohne daſs man ſtrenge auf die Genauigkeit der Umriſſe merkte.

Dieſer herrſchende Geſchmack, gegen den ſelbſt ein Maratti vergebens anſtrebte, der doch ſonſt das Ernſthafte und Genaue liebte, und ſich den Raphael zu ſeinem Ideal gewählt hatte, riſs auch unſern Künſtler mit fort. Die heiligen Bilder von ſeiner Erfindung ſind ganz in Marats Manier. Er liebte die groſsen Maſſen, und verbreitete ſanftes Licht und Schatten in allen ſeinen Werken; er unterdrückte alle ſtarke Farben und ſchuf auf dieſem Wege eine ſüſse Harmonie, die ſich unſern Empfindungen ſo leicht mittheilt, und die uns anzieht und rührt. Zuweilen, wenn ſich ſeine Phantaſie in ruhige und ſanfte Gegenſtände zu tief hinein wagte, fiel er zu ſehr ins Graue; doch in das Unbeſtimmte nur ſelten.

Die Antiken und die Raphaels waren ihm die erſten und oberſten Kunſtwerke; noch im hohen

hen Alter erheiterte sich sein ganzes Wesen, wenn er in den Antiken-Saal der Düsseldorfer Akademie trat. Man kann von ihm mit Recht sagen, dass er nur für die Kunst lebte; ja er trieb dieses so weit, dass er die Beschäftigung mit ihr dem menschlichen Geist allein angemessen glaubte. Daher rührte sein fast übertriebener Hang, jeden, in welchem er einige Anlagen entdeckte, zum Künstler machen zu wollen; und so selten er sonst von seinen Schicksalen zu sprechen pflegte, so that er es doch gegen seine Schüler, um ihnen aus seinem Beyspiele zu beweisen, dass man eben nicht nothwendig eines grosen Vermögens zu dieser Laufbahn bedürfe. Man wird vielleicht vor und nach ihm wenige finden, die blos von dem Erwerb durch ihre Talente eine so grose Menge von Handzeichnungen und Kupfern zusammen gebracht hätten, als er. Diese Leidenschaft gieng bey ihm so weit, dass sie vielleicht ihn und seine Familie zu Grunde gerichtet haben würde, wenn ihm nicht die Landstände diesen seltnen Schatz für 24000 rthl. abgekauft, und ihn der Akademie geschenkt hätten.

Diese berühmte Schule der Kunst auf vaterländischem Boden würde allein schon hinreichen, seinen Nahmen unvergesslich zu machen. Die Düsseldorfer Gallerie erzeugte nehmlich im Jahr 1777. in dem Churfürsten

den Wunſch, in dieſer Stadt eine Akademie der Kunſt zu ſtiften, deren Schüler durch das Copiren der vorhandenen Meiſterſtücke die beſte Gelegenheit haben würden, ihre Talente auszubilden. Der Churfürſt, dieſer Freund und Beförderer der Künſte, gab unſerm Krahe den ihm ſo angenehmen Auftrag, dieſe Akademie einzurichten und ſtellte ihn zugleich zum erſten Director derſelben an. Jene Antiken, die Johann Wilhelm zu Rom und Florenz hatte abgieſsen laſſen, ein Apoll, Laokoon, Herkules, eine Venus und einige Gladiatoren, wurden das Studium der erſten Schüler, und dieſes Inſtitut hatte ſo gute Fortſchritte, daſs ihm der Churfürſt einige Zeit darauf ſeinen Beyfall noch durch ein Geſchenk von 10,000 Thalern zu erkennen gab. Es zeichnete ſich durch den italiäniſchen Styl aus, den Krahe darin einführte, und zählte bald Engländer, Franzoſen, Holländer und Deutſche unter ſeinen Schülern.*)

Seiner

*) Die Zeitungsnachricht, als habe wegen eines Privilegiums des Kupferſtechers Green niemand mehr die Erlaubniſs, in der Gallerie zu copiren, iſt aus einem Miſsverſtändniſs entſtanden und ganz ungegründet. Vielmehr hebt ſich die Akademie unter dem jetzigen Protektor, dem Grafen Neſſelrod, und unter Krahens Nachfolger, dem berühmten Director Langer, den man einſt den Mahler der Grazien nennen wird, augenſcheinlich

Seiner kranken Augen wegen, an denen er in den letzten zehn Jahren beständig leiden mufste, wurde ihm in dieser Zeit alle Arbeit unmöglich, und deswegen sind noch viele Bilder von ihm unvollendet geblieben, worunter sich besonders ein Sabinerinnen-Raub von sehr grofser Anlage auszeichnet. Ohne dieses traurige Schicksal würden wir noch viele Arbeiten, mit dem Stempel der Reife bezeichnet, von ihm besitzen. Gleich einem alten Gladiator, der mit dem Fechterstab beschenkt ist, safs nun der Greis noch täglich vom frühen Morgen bis in die Mitternacht zwischen Gemählden, Zeichnungen und Kupferstichen, und das Alter konnte wohl seine Thätigkeit, nicht aber das lebhafte Gefühl für sein Studium schwächen. In diesem vertraulichen, süfsen Umgang mit seiner Muse fand ihn der Tod, und raubte in ihm dem Publicum einen der gröfsten Historienmahler unsers Jahrhunderts, seinen Schülern aber einen Lehrer, der, selbst in die innern Geheimnisse der Kunst eingeweiht, seine Zöglinge mit dem hohen Enthusiasmus, der allein den wahren Künstler bildet, mehr als jeder andere zu erfüllen im Stande war.

lich empor, und unser deutsches Vaterland hat Ursache, stolz auf sie zu seyn.

* * *

Einige seiner vorzüglichsten Gemählde dürften hier wohl genennt werden. 1. In der Mannheimer Jesuiter-Kirche sind von ihm 6 Altarblätter, unter denen sich vorzüglich auszeichnen: ein h. Aloysius, dem ein Engel eine Lilie reicht; derselbe Heilige, dem Maria erscheint; und ein Boromeus, der bey der Pest zu Mailand einem Sterbenden beysteht. 2. Ein Altarblatt, den h. Antonius im Kampf gegen die Anfechtung vorstellend, mahlte er 1754. zu Rom; der Pabst Benedict XIV. schenkte es an eine Kirche zu *Civita Vecchia*, und war damit so wohl zufrieden, dafs er dem Künstler 300 Scudi und eine goldne Medaille eigenhändig übergab. 3. Für die Mannheimer Bibliothek mahlte er ein grofses Deckengemählde; der Sinn der Allegorie ist, wie die Wahrheit von der Zeit entdeckt wird, die Künste empor kommen und die Laster bestraft werden. Die Skizze davon wird in der Düsseldorfer Gallerie aufbewahrt, und zeigt von seinem dichterischen Talent in der Composition, und von seiner Stärke in der Haltung. Die Ausführung selbst hat dadurch ein wenig gelitten, dafs das Stück in die Länge componirt war, und nachher, des Platzes wegen, in die Breite gemahlt werden mufste. 4. Die Dianen-Jagd in der Kuppel des Benrather Schlosses und ein Platfond in dem

dem Nebenzimmer; ſie ſind in Oehl gemahlt, und doch iſt ihr Colorit ſo friſch als in Fresko, ſo daſs man ſie leicht dafür anſieht. 5. Ein h. Antonius in der Düſſeldorfer Gallerie, den er noch in Rom gemahlt hat; in ihm und ſeinem letzten vollendeten Stück, das ſich in der Mannheimer Gallerie befindet, die Ruhe in Egypten, iſt der ſanfte Charakter des Meiſters beſonders ſichtbar ausgedruckt.

Den 16. März.

Wilhelm Heinr. Schultze,

Ober-Conſiſtorial-Rath, Hofdiakonus und Inſpector des Waiſenhauſes zu Weimar.

Er war 1724. d. 24. März zu Gros-Kochberg, einem Dorfe in dem Gothaiſchen Amte Krannichfeld, geboren, wo ſein Vater Prediger war. In dem Städtchen Blankenhayn, dann auf den Gymnaſien zu Rudolſtadt und Gotha, bereitete er ſich vor, um von 1741. an die Theologie und die verwandten Wiſſenſchaften in Jena zu ſtudiren. Seine Unterſtützung vom väterlichen Hauſe war geringe; aber das hinderte ihn nicht, den Wiſſenſchaften mit Eifer obzuliegen. Gar oft verhan-

handelte er eine Mahlzeit im dasigen Conviet gegen Bücher, und mit Freuden zeigte er in seinem Alter noch ein Goldstück vor, das er sich während seiner akademischen Jahre erspart hatte. Er kehrte von da in das väterliche Haus zurück, und war anfangs nicht entschlossen, sich mit dem Unterricht der Jugend zu beschäftigen. Doch nahm er eine ihm angetragene Hauslehrer-Stelle in Weimar an. Hier fand er so vielen Beyfall, dass man ihm nach einem vorhergegangenen Examen die Rechte eines weimarischen Candidaten gab, und dass er schon 1754. zum dortigen Stiftsprediger gewählt wurde, von wo aus ihn hernach die Herzoginn Amalia zu seinen andern Aemtern beförderte.

Ohne auszeichnende Talente, die den grosen Mann machen, von der Natur erhalten zu haben, war der O. C. Rath Schultze sicher einer der schätzbarsten, wirksamsten und nützlichsten Männer. Sein Herz war rein, der Freundschaft offen, wohlthätig und gefühlvoll für die Leiden anderer; ja selbst theilnehmend an den Leiden des Thieres, weswegen er nicht zugab, dass sich seine Kinder in jüngern Jahren Thiere zum Vergnügen halten durften, weil er fürchtete, sie möchten nicht gehörig abgewartet werden. Er hatte eine sanfte und gelassene Stimmung, und wichtige Ereigniße brachten ihn nicht

aus

aus der Faſſung; da hingegen Kleinigkeiten ihn oft zu einer, obwohl ſchnell vorübergehenden, Hitze verleiten konnten. Sein Verſtand war immer ruhig und helle; alles, was er unternahm und ausführte, beweiſst dieſes; durch lange Erfahrung, die er überhaupt hoch hielt, hatte er ſich ein fehr richtiges Urtheil und gleichſam einen eignen Geiſt der Vorherſagung erworben, der ihn nur ſelten betrog.

Er war nie müſſig, und was er that, griff er immer mit Eifer an. Aufser ſeinen gewöhnlichen Berufsarbeiten hatte er von Zeit zu Zeit gewiſſe Lieblingsbeſchäftigungen, mit denen er ſeine Nebenſtunden ausfüllte. Dieſs waren eine Zeit lang die Blumen, und beſonders die Nelken; dann ſammelte er wieder in Kupfer geſtochene Abbildungen berühmter oder berüchtigter Perſonen, von denen er gegen 8000 Blätter beyſammen hatte. Vor ungefähr zehn Jahren fieng er an, ein Bienenfreund und Beobachter derſelben zu werden, und erfand und verfertigte ſich zu ihrer Wartung beynahe alles ſelbſt. Was in alten und neuern Zeiten in der Bienenzucht war verſucht worden, verſuchte er gewiſs auch ſelbſt, freylich nicht ſelten zu ſeinem Schaden, aber ſicher zu Anderer Nutzen. Sein kluges und unkluges Verfahren legte er alsdann mit aller Freymü-

thigkeit dem Publicum in einer kleiner Schrift: „Geſchichte meiner Bienen in den Jahren 1781. und 82.“ vor, die gewiſs ein ſehr nützlicher Beytrag in dieſem Fache der Oekonomie iſt. In den letzten Jahren fiel er auf ein neues Lieblingsſtudium, nemlich die Ausarbeitung Süſsmilchiſcher Tabellen über das Herzogthum Weimar. So trocken anfangs die Arbeit war, ſo reitzte ihn doch der vielfältig daraus entſpringende Nutzen und die neuen Reſultate, die er fand, ſo ſehr, daſs er wider ſeine ſonſtige Gewohnheit oft bis in die ſpäte Nacht mit dieſer Arbeit beſchäftigt war.

In ſeinem Hauſe hielt er über eine genaue Ordnung; nichts durfte leichtſinnig verworfen oder verſchleudert werden. Seine Kinder gewöhnte er eben ſo, und hielt ſie in vielen Stücken ſtrenge; aber oft lieſs er ihnen auch wieder freye Hand und ſchien ſie gar nicht zu beobachten, weil er glaubte, daſs es jetzt am wenigſten gefährlich wäre, ſie für die Unabhängigkeit des künftigen Lebens vorzubereiten. Im Umgang mit andern war er geſprächig, gefällig und ein eifriger Freund; aber zurückhaltend mit ſeinem Urtheil, beſonders über Religionsſachen, wovon ihn ſeine vertrauteſten Freunde, ja ſelbſt ſeine Kinder, nur ſelten ſprechen hörten, am wenigſten zum Vortheil oder Nachtheil der älteren Theologen,

von

von denen er war gebildet worden, oder der neueren, in deren Mitte er lebte.

Aufser einigen Predigten, in denen man mit Vergnügen eine gewiſſe Herzlichkeit findet, und aufser ſeiner Schrift über die Bienen, hat er wenig für das gröſsere Publicum geſchrieben, aber deſto mehr für ſeinen kleineren Kreis gethan. Fünf und zwanzig Jahre hindurch war er unentgeldlich Mitglied der Allmoſen-Deputation, und hatte während dieſer Zeit den beſchwerlichſten Theil der Arbeiten unter ſeinen Collegen über ſich genommen. Lange Zeit war er, auch ohne Emolument, Mitglied der Deputation über das Waiſenhaus, bis ihm 1784. der Herzog auftrug, einen Plan zur beſſern Einrichtung dieſes Inſtituts zu entwerfen, nach welchem die Kinder einzeln bey verſchiedenen Leuten in der Stadt und auf dem Lande ſollten untergebracht werden, anſtatt daſs ſie zeither in Einem Hauſe gemeinſchaftlich waren erzogen worden. Seine Vorſchläge über die beſte Anlage einer ſolchen Einrichtung wurden durchaus genehmigt, und ihm zugleich die alleinige Aufſicht über die Ausführung und Aufrechthaltung derſelben anvertraut. In wenigen Wochen waren alle Kinder für das geringe Geld von 16 Thalern, und folglich bey unintereſſirten Pflegeältern untergebracht, und der glückliche Fortgang der Sache verſüſste

ihm die wirklich oft groſse Mühe, die dadurch auf ihn geladen war. In einer kleinen Schrift gab er 1786. Rechenſchaft von dieſer Einrichtung, und nahm ſo lebhaften Antheil an der Sache, daſs eine üble Nachricht von einem Waiſenkind ihn Tage lang traurig machen konnte, aber ein wohlgerathenes und glückliches auch ſeine Freude und ſein Stolz war.

Auf eben den Fuſs muſste er nun auch das Jenaiſche Waiſenhaus einrichten, und beyde Inſtitute gediehen unter ſeiner Hand. Ohne die einleuchtenden Vortheile für die phyſiſche und moraliſche Bildung der armen verlaſſenen Kinder hier in Anſchlag zu bringen, verbeſſerte ſich die Oekonomie beyder Stiftungen zuſehends, und alle Jahre konnte eine gröſsere Anzahl ſtatt der abgehenden aufgenommen werden. Als er die Aufſicht allein übernahm, fanden ſich in dem Weimariſchen Waiſenhauſe 33, und im Jenaiſchen 15 Kinder, und bey ſeinem Tode belief ſich die Summe der Pfleglinge in dem erſtern auf 65, und in dem letztern an mehr als 30.

Die glückliche Ausführung dieſes Plans brachte ihn auf den Gedanken, eine andere menſchenfreundliche Stiftung eben ſo einzurichten, und ſie dadurch noch wohlthätiger zu machen. Herzog Wilhelm Ernſt hatte im J. 1696. einen Freytiſch für 12 fleiſsige Schüler

der

der ersten Classe gestiftet. Das hierzu ausgesetzte Geld wurde zeither gewöhnlich einem andern Privatmanne gezahlt, zu welchem dann die Schüler in das Haus giengen und bey ihm assen. Hier erhielten sie gemeiniglich schlechte Kost, und ungeachtet der mancherley Veränderungen und Verbesserungen, die man vornahm, war des Klagens doch kein Ende, bis sich endlich kein Schüler mehr zu dem Freytische meldete. Man erleichterte den Zutritt, der zeither mit einer Abgabe verbunden gewesen wer, indem man eine Stelle einzog und damit jene Ausgabe bestritt; und doch mußte man auch nun noch diese Wohlthat anbieten, und sie oft Unwürdigen gleichsam aufdringen, damit die Stiftung nur nicht ganz eingehen möchte. Schultze that daher den Vorschlag auch hier alles in Geld zu verwandeln, für welches dann jeder essen könnte, wo er wollte, nur in keinem Gasthofe. Der Herzog billigte ihn, und er wurde ausgeführt. Die Vertheilung beträgt auf jede Stelle 42 rthl.; diese machen nun eben so viel Prämien aus, die nur dem fleissigen und guten Jüngling ertheilt werden. Der gute Einfluss dieser Einrichtung zeigt sich nun schon deutlich an der vermehrten Thätigkeit und dem erregten Wetteifer unter den Schülern, und wie mancher Mann, der künftig aus dieser Schule hervor geht, wird dem einsichts-

ſichtsvollen, wohlwollenden Verſtorbenen den erſten Antrieb zur Anſtrengung, und folglich ſein künftiges Glück danken.

Nach Schultzens Tode hat man unter ſeinen Papieren noch allerley kleine Ausarbeitungen gefunden, unter denen ſich die angefangenen Beantwortungen einiger Preifsfragen beſonders auszeichnen, und es bedauern laſſen, daſs ſie unvollendet geblieben ſind.

Den 17. März.

Benj. Wilh. Dan. Schulze,

ord. Prof. der Philologie am Joachimthaliſchen Gymnaſium zu Berlin und der Alumnen Aufſeher.

Er wurde zu Berlin 1715. d. 17. Jan. geboren, wo ſein Vater, Gottfried, reformirter Prediger an dem groſsen Friedrichshoſpital war, der aber nachmahls Hofprediger und Inſpector zu Croſſen wurde. Durch ein ſonderbares Vorurtheil geleitet lieſs ihn ſein Vater anfänglich nicht an dem öffentlichen Schulunterricht Theil nehmen. Er unterwieſs ihn bis in das zwölfte Jahr in den Anfangsgründen der Sprachen und Wiſſenſchaften; endlich aber

aber zeigte sich das Unbequeme und die Unzulänglichkeit des Privatunterrichts für einen lebhaften Knaben, und auf sein sehnliches Bitten liefs er ihn nun die Schule zu Crossen besuchen. Hier machte er unter dem geschickten Rector Hähne sehr gute Fortschritte in der lateinischen und griechischen Sprache, und schon damahls zeigte sich seine Anlage, lateinische Verse zu machen. 1730. kam er auf das Joachimsthalische Gymnasium; hier wurde der unvermuthete Tod seines Vaters ein neuer Antrieb für ihn, seinen Fleifs zu verdoppeln. Darauf bezog er die Universität zu Frankfurt, wo sich seine Neigung für die orientalischen Sprachen unter Michaelis, dem Vater, entschied, dem er auch 1735. nach Halle folgte; er machte sich nicht nur mit den Dialecten der morgenländischen Sprachen bekannt, sondern legte sich auch mit ganz besonderm Fleifs auf das Rabbinische.

Gleich bey seiner Rückkehr nach Berlin wurde er als Inspector bey dem Gymnasium angestellt, dem er selbst seine Bildung zu danken hatte, und einige Zeit darauf übertrug ihm der D. Nolten auch die Aufsicht über das theologische Seminarium dieser Schule. Hier hatte er nun Gelegenheit seine erlangte Fertigkeit in den morgenländischen Sprachen durch Untersicht nützlich anzuwenden, und sich noch immer mehr darin vollkommener

zu

zu machen. Im J. 1744. trat er das Amt eines ordentlichen Lehrers dieſer Schule mit einer Rede *de laudabili alios imitandi ſtudio* an, und da nun ſeine Verdienſte um die Unterweiſung der Jugend immer ſichtbarer wurden, ſo übertrug man ihm nun auch die Aufſicht über die Alumnen. Das Directorium erkannte ſeinen Werth ſo ſehr, daſs, als er in den folgenden Jahren von einer ſchweren Bruſtkrankheit überfallen wurde, man ihm einen groſſen Theil ſeiner wöchentlichen Arbeiten abnahm, und ſie auf Koſten des Gymnaſiums durch andere Männer verrichten lieſs. Als im J. 1767. an der Schule eine Veränderung der Lectionen und der Diſciplin vorgenommen, und jedem Lehrer eine beſondere Profeſſion angewieſen wurde, ernannte man ihn zum ordentlichen Lehrer der Philologie.

Auch auſser ſeinem Amte verwendete er ſeine Zeit auf nützliche Beſchäftigungen. D. Kennikott in Oxford erſuchte ihn, die Gerſoniſche Ausgabe der Hebräiſchen Bibel, deren ſich Luther bedient hatte, und wovon das Exemplar auf der königlichen Bibliothek aufbewahrt wird, genau durch zu gehen. Er übernahm eine ſorgfältige Vergleichung dieſer Ausgabe, und hatte bey dieſer beſchwerlichen Arbeit ſeine Frau, die er vorher im Hebräiſchen unterrichtet hatte, zur Gehülfinn. Die vielen und wichtigen Lesarten, durch

durch welche sich diese Ausgabe von den gewöhnlichen masorethischen Bibeln unterscheidet, schickte er nach Oxford, wo sie in der Bodlejanischen Bibliothek verwahrt werden.

Seine letzten Jahre brachte er in stiller Eingezogenheit und Musse zu, und als merkwürdig kann man von ihm noch anführen, dass er an seinem Todestage noch zwey Hexameter, einen Glückwunsch für seine Schule enthaltend, niedergeschrieben hat.

Die kleinen Schriften die von ihm herausgegeben worden sind, beschäftigen sich gröstentheils mit genauen Untersuchungen der hebräischen Kritik.

Den 23. März.

GEORG CHRISTIAN CROLLIUS, Pfalzgräfl. Zweybrückischer Hofrath und Historiograph, des Gymnasiums zu Zweybrücken Rector und Professor, Mitglied der Baireutschen und Pfälz. Akademie, des historischen Instituts zu Göttingen und Duisburg.

Er wurde am 21. Jul. 1728. in Zweybrücken geboren, wo sein Vater Johann Philipp als Rector dem Gymnasium mit Eifer und Ruhm

Ruhm vorſtand. Ungeachtet er neben mehrern Schweſtern nur der einzige Sohn war, ſo erzog ihn ſein Vater doch nicht zu nachſichtig und gelind, ſondern bewieſs väterliche Liebe gegen den einzigen Sohn vielmehr dadurch, daſs er ihn bey Zeiten zum Fleiſse und zu einer ſeinen jugendlichen Kräften gemäſsen Thätigkeit anhielt; er lieſs ihn auch nicht bloſs durch andere Lehrer unterrichten, ſondern half ſelbſt neben ſeinen mannigfaltigen Arbeiten die Ausbildung der guten Anlagen ſeines Sohnes befördern. Bis in das 20ſte Jahr blieb Crollius in dem väterlichen Hauſe und hatte ſich unter guter Leitung auf die höhere Schule ſo vorbereitet, daſs er ſich im J. 1748. mit nicht gemeinen Kenntniſſen auf die Univerſität nach Halle begab, wo er ſich vorzüglich den theologiſchen Wiſſenſchaften widmete, aber mit einer geringen Unterſtützung von ſeinem Vater auskommen muſste. Von Halle gieng er im September des Jahres 1750. nach Göttingen, welches damahls ſchon blühete, und hörte Mosheim, Köhler, Heumann, Michaelis, Schmauſs, Böhmer etc. Im Jahr 1752. kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und wurde nach dem gewöhnlichen Examen unter die Candidaten des Predigtamts aufgenommen. In demſelben Jahre unterwarf er ſich einer andern Prüfung in der Mathematik, um als Vicarius

in dem philoſophiſchen Fache am Gymnaſium angeſtellt zu werden. Ein Programm *de hoc mundo optimo non perfectiſſimo* zeugte von ſeinem philoſophiſchen Geiſte und bewieſs, daſs er der anvertrauten Lehrſtelle nicht unwürdig ſey. Man lernte ihn aber nicht bloſs als einen guten Philoſophen, ſondern auch als einen geſchickten Schullehrer kennen, und ernennte ihn im J. 1753. zum Collaborator in der erſten Claſſe, um ſeinem würdigen Vater, der nun ſchon 32. Jahre an dem Gymnaſium gelehrt hatte, das beſchwerliche Amt zu erleichtern. Als Collaborator gab er in der griechiſchen Sprache, in der Mathematik, Metaphyſik, und im Naturrechte Unterricht, den er in einer Abhandlung *de quantitate moralitatis actionum moralium* ankündigte. Schon im J. 1754. wurde ihm das Rectorat am Hanauiſchen Gymnaſium angetragen; aber um die Pflichten der Dankbarbeit gegen ſeinen Vater zu erfüllen, und aus Vorliebe für ſeine Vaterſtadt, ſchlug er dieſen Ruf aus und erhielt zur Entſchädigung und zum Beweiſe, daſs man ihn zu ſchätzen wiſſe, die Stelle eines ordentlichen Profeſſors. Dieſe trat er mit einer Schrift: Verſuch einer Entdeckung der reinſten Quellen und der wahren Beſchaffenheit aller natürl. Verbindlichkeiten und Rechte, an, und lehnte bald darauf ein ſehr einträgli-

ches Amt in Holland von ſich ab. Um eben dieſe Zeit verheirathete er ſich mit H. M. Koch, mit welcher er 2 Söhne und 3 Töchter erzeugte.

Seine nicht geringen Schularbeiten hatten eine ganz vorzügliche von ſeinem Vater ihm eingepflanzte Liebe zur Vaterlandsgeſchichte nicht unterdrücken können. Denn im J. 1755. fieng er an, wichtige Beyträge zur Berichtigung und Aufhellung derſelben zu liefern, durch eine Schrift: *Genealogiá veterum comitum Gemini pontis.* Dieſer folgten bald mehrere, unter denen ſich ſeine *origines bipontinae*, auf deren Bearbeitung er vom J. 1757. an ſehr viel Mühe und Zeit wendete, für den Geſchichtsforſcher die wichtigſten ſind. Er konnte ſeine Neigung zur Geſchichte um ſo mehr befriedigen, da er Amtswegen verbunden war, ſich mit derſelben ganz vertraut zu machen. Denn im J. 1767. wurde ſein Vater zur Ruhe geſetzt mit Beybehaltung des Rectorats und des ganzen Gehalts; aber dem Sohne wurden mit Erhöhung des Gehalts mehrere Arbeiten, nemlich die lateiniſche Sprache und Geſchichte zu lehren, übertragen.

Die Verdienſte des gelehrten und thätigen Crollius wurden auch auswärts anerkannt. Im J. 1759. nahm ihn die baier. Akademie der Wiſſenſchaften und 1765. die churpfälziſche zu ihrem Mitglied auf. Dieſer ehren-

vol-

vollen Bezeugungen von Achtung machte er ſich durch viele gelehrte Unterſuchungen über Gegenſtände der Geſchichte, beſonders der Pfalzgräflichen, die in den Schriften dieſer Akademien befindlich ſind, würdig. Um eben die Zeit wurde er auch von der gel. Geſellſchaft in Duisburg, und von dem hiſtoriſchen Inſtitut in Göttingen zum Mitglied aufgenommen. Gleiche Beweiſe der Achtung und Schätzung ſeiner Verdienſte erhielt er auch in ſeiner Vaterſtadt; denn er wurde vom Herzoge zum Aufſeher über die öffentliche Bibliothek, und darauf auch zum Hiſtoriographen ernannt.

Bis zum Jahre 1764. hatten keine widrigen Unfälle ſein thätiges Leben unterbrochen, keine häuslichen Leiden ſeine Heiterkeit getrübt; aber ſeit dieſem Jahre fieng mit dem Tode ſeiner älteſten von ihm vorzüglich geliebten Tochter und mit der Krankheit ſeiner Gattinn, deren Leiden bis an ſein Ende dauerten, ſein Schickſal an, eine unglücklichere Wendung zu nehmen. Seine Geduld und Standhaftigkeit im Leiden wurde nun keinen geringen Prüfungen unterworfen; dem ungeachtet aber blieb er ſeinem Charakter eines ſtandhaften und weiſen Mannes getreu. Nach dem im Jahr 1767. erfolgten Tode ſeines Vaters wurde er nicht nur zum Rector des Gymnaſiums, ſondern auch zum Aſſeſſor

des reform. Consistoriums, an die Stelle seines Vaters, ernennt. Kurz vorher war ihm angetragen worden, wirkliches Mitglied der pfalzbaier. Akademie und Kirchenrath zu werden, mit einem Gehalte von 1000. Gulden und der Freyheit in Heidelberg zu wohnen und öffentlich zu lehren. Aber auch dieses Mahl zog er es vor, in seinem Vaterlande zu wirken und zu nützen; und eben so lehnte er nicht lange darauf einen Ruf nach Giessen von sich ab. Ob nun gleich seine Schularbeiten durch kirchliche Geschäfte vermehrt worden waren, so blieb ihm bey unermüdeter Thätigkeit, zu der er von Jugend auf gewöhnt war, immer noch Zeit übrig seiner Lieblingsneigung zur Geschichte Genüge zu leisten und andere gelehrte Untersuchungen auszuführen.

Seine bisher standhaft bewiesene Vaterlandsliebe wurde im J. 1777. noch Einmahl auf eine harte Probe gestellt. Es war der reformirte Oberprediger Spangenberg; ein gelehrter und ehrwürdiger Mann, gestorben; und Crollius dachte mit den andern Consistorialen darauf, diese erledigte Stelle wieder gut zu besetzen. Der für das Beste der Kirche besorgte Mann wurde hier von seinem Eifer hingerissen und — erduldete bey dieser Gelegenheit vieles; ja, er verliess sogar sein ihm so theures Vaterland auf einige Zeit. In dieser für ihn so traurigen Lage verschafte ihm die

die Verbindung seiner Tochter mit dem Prof. Embser, seinem treuen und redlichen Freunde, grosse Beruhigung. Er erhielt einen Ruf nach Detmold mit einem weit gröfsern Gehalte, als er bisher in Zweybrücken gehabt hatte; aber ruhig in dem Bewufstseyn seiner Rechtschaffenheit und seines edlen Eifers, war er entschlossen, die zurückkehrende Gunst seines Fürsten zu erwarten. Seine Verdienste um die Schule und das Vaterland waren zu grofs, als dafs er vergeblich hätte warten sollen; denn bald wurde er durch die schmeichelhafteste Wiederaufnahme als Rector und Profess. für diese zwar kurzen, aber seinem Herzen empfindlichen Leiden schadlos gehalten. Beysitzer des Consistoriums konnte und wollte er nun nicht mehr seyn. Mit neuem Fleisse verwaltete er sein Amt und nahm in der Folge auch Theil an der Herausgabe der alten classischen Autoren, die dem Studium der alten Litteratur unter unsern Landsleuten wieder einiges Leben ertheilt zu haben scheinen. Ihm verdanken wir die Bearbeitung des Tacitus, Vellejus, Sallust, Terenz und Cicero.

Die Vorsehung schien aber dem guten Crollius kein ungestörtes Glück mehr beschieden zu haben. Denn im J. 1781. wurde ihm durch den Tod des Pastors und Consistorialraths Keller einer seiner besten Freunde entrissen, und kaum war sein trauerndes Herz nach diesem

groſsen Verluſte ein wenig beruhigt, ſo ſtarb im Jahr 1783. auch der vortrefliche Embſer, mit dem ſeine Tochter einen zärtlichen Gatten und Crollius ſeinen innigſten Freund verlor. Seiner beſten Freunde beraubt, durch die empfindlichen Leiden ſeiner Gattin gebeugt, ſah er mit väterlicher Freude die Fähigkeiten ſeines älteſten Sohnes ſich entwickeln und in ihm eine Stütze ſeines Alters heran wachſen. Er ſchickte ihn nach Göttingen, und erwartete mit Sehnſucht die Zeit, wo er den reifern Jüngling wieder ſehen würde; aber — er ſah ihn nie wieder. Eine Krankheit entriſs dem Vater 1785. auch noch ſeinen vielverſprechenden Sohn, und vereitelte hiermit ſo manche frohe Ausſichten, und manchen Wunſch des väterlichen Herzens. Auch der Tod, des Prinzen Karl Auguſt Friedrich (1783,) war ihm bey ſeiner Anhänglichkeit an die herzogliche Familie ein empfindlicher Fall; er bezeigte ſeine Theilnahme durch das Denkmahl, daſs er im Nahmen der Schule ſetzte. *)

Im 60ſten Jahre fühlte er die Thätigkeit ſeines Geiſtes durch ſeine viele Arbeit, und ſeine ausgeſtandenen Leiden abgeſpannt und ſeine Heiterkeit entflohen. Er ſah, was ſo weni-

*) Denkmahl Carl Auguſt Friedrich des Einzigen zu den Gedächtniſs - und Grabmahlen des Pfalzgr. Hauſes 1784 - 85. 4.

wenige in dieſem Stande durch einen übelverſtandenen Eifer nicht zu ſehen ſcheinen, daſs ſeine Kräfte nicht hinreichten, ſein ſchweres Amt allein zu tragen, daſs er nicht Heiterkeit genug mehr beſaſs, Jünglinge von ſo verſchiedener Art zu unterrichten und zu leiten. Er bat alſo um einen Gehülfen in ſeinem mühſamen Geſchäfte, und zugleich um Gehaltszulage für einige ſeiner bisherigen Amtsgehülfen. Der Herzog erfüllte ſeine gerechte Bitte, gab ihm noch überdieſs mit rühmlicher Erwähnung ſeiner Verdienſte den Titel eines Hofraths und ſetzte ihn unter die Schul-Commiſſarien. Zum Gehülfen erhielt er den zeither am Gymnaſium geſtandenen Prof. Weber; und als dieſer im nächſten Jahre ſeine Stelle niederlegte, den jetzigen Rector Faber. Aber nicht lange genoſs er die ihm bewilligte Ruhe ungeſtört; ein Schlagfluſs traf ſeinen ſonſt ſo ſtarken Körper, der recht eigentlich zum Ertragen der Leiden und der ſitzenden Lebensart gebaut zu ſeyn ſchien, und lähmte ihm die rechte Seite ſo, daſs das Gehen und Schreiben ihm ſehr beſchwerlich wurde; und doch fieng er in dieſem Jahre an: neue Zugaben zu der erläuterten Reihe der Pfalzgrafen bey Rhein und zu Achen zu liefern, wovon wir aber nur einen Theil erhalten haben. Da ſeine Kräfte von Tag zu Tage mehr abnahmen, ſo kündig-

te er seinen Bekannten einen baldigen Abschied an, und bewog seinen Freund Faber das Kirchenamt zu verlassen und sich ganz der Schule mit Übernehmung der Geschäfte des Rectorats zu widmen. Es muss ein grosser Trost für den thätigen scheidenden Greis gewesen seyn, das Lehr-Institut, an dem er so fest gehangen hatte, in solchen Händen zu lassen. Ein heftiger Anfall raubte ihm den Gebrauch seiner Sprache, dass er nur noch einzelne und gebrochene Worte vorbringen konnte; fünf Wochen darauf erfolgte sein Ende, betrauert von der Schule, von den Seinigen, von seinen Freunden und von allen, die mit ihm Umgang hatten.

In den verschiedenen Verhältnissen seines Lebens zeigte sich Crollius als ein achtungswerther und musterhafter Mann. In seiner Familie wurde er zärtlich geliebt und machte sich dieser Liebe als ein theilnehmender Gatte, als ein besorgter Vater und als ein sanfter Vorsteher seines ganzen Hauses würdig. Sein Herz war der wärmsten Freundschaft fähig und wusste das Glück derselben zu schätzen. Unauflöslich waren daher auch die engen Bande, welche er mit Embser, Exter und noch wenigen andern geknüpft hatte; mit dem gelehrten und berühmten Lamey in Manheim lebte er so vertraut, dass selten ein Posttag ohne Briefwechsel zwischen ihnen vorbey ging,

ging. Diese Freunde waren es, die sein oft sehr gebeugtes Gemüth aufrichteten, und ihn geduldig in seinen Leiden machten, zu deren Ertragung ihn auch die Religion, deren inniger Freund und Verehrer er war, sehr stärkte. In der Gesellschaft mit andern war er munter und heiter, und diese gesellige Heiterkeit verliefs ihn nie ganz, auch nicht in seiner letzten Krankheit, wo stille Ruhe und zufriedene Ergebung in den Willen der Vorsehung ihn denen, die um ihn waren, noch schätzenswerther machten. Er liebte sein Vaterland sehr, auch dann noch, wenn es ihm am unglücklichsten darinn ging. Seine grofsen Verdienste, die er als Schriftsteller hat, verdienen um so mehr Achtung und Schätzung, da der Wunsch, in einem gröfsern Wirkungskreise als Schriftsteller nützlich zu seyn, ihn nie dahin verleitete, dafs er seine eigentliche Bestimmung vernachläfsigt hätte. Denn mit klugem Eifer arbeitete er an der weitern Verbesserung seines Gymnasiums, mit Sorgfalt und Treue unterrichtete er seine Schüler, und bewiefs denen väterliche Liebe, welche sich durch ihre Fähigkeiten und Sitten vor andern auszeichneten. Er war nicht blofs darauf bedacht, seinen Schülern einen guten Vorrath nützlicher Kenntnisse beyzubringen, sondern sie auch zur Tugend zu bilden und so dem Staate geschickte, aber auch gute Bür-

ger zu ſchenken. Ein ſolcher Mann war es würdig, von Freunden geſchätzt und von denen, die um ihn waren, geliebt zu werden.

Den 28. März.

Heinrich Felix Doetzner,

Rector der Schule in Ueckermünde.

Er hat ſeinem Amte gegen 30 Jahre theils als Conrector, theils als Rector mit möglichſter Treue und Rechtſchaffenheit vorgeſtanden, und ſeine wohlthätige Wirkſamkeit über ſeinen Tod hinaus zu erſtrecken gewuſst. Denn er hat die Schule ſeiner Stadt zum Univerſal-Erben ſeines nicht unbeträchtlichen Vermögens eingeſetzt, ſo daſs die Zinſen des Capitals zur Gehalts-Verbeſſerung des oberſten Lehrers an der Schule angewendet werden ſollen. Je ſeltner dergleichen patriotiſche Handlungen in unſern Tagen vorkommen, deſto bemerkenswerther ſind ſie; noch merkwürdiger wird dieſer Fall dadurch, daſs es ein Schulmann iſt, der im Stande war, ein ſolches Vermächtniſs zu machen.

Den

Den 5. April.

Ludwig IX,

Landgraf zu Heſſen-Darmſtadt, geb. d. 15. Dec. 1719. *)

Er war ein Sohn Ludwig VIII, der ihn als Erbprinz mit Charlotte Chriſtine Magdalene, der einzigen Tochter und Erbin Johann Reinhards, des letzten Grafen von Hanau, erzeugte. Sein Groſsvater, Landgraf Ernſt Ludwig, ein Fürſt von Verſtand und Einſichten, ſorgte aufs Beſte für ſeine Erziehung, und gab ganz gegen die damahlige Hoffitte, dem Prinzen Ludwig und ſeinen Brüdern lauter gebohrne Deutſche zu Lehrern und Erziehern. Die Prinzen verloren ihre Mutter ſchon 1726, und blieben der einzige Troſt ihrer Groſsältern

von

*) S. Ehrendenkmahl des Durchl. Fürſten &c. Ludwigs IX bey Gelegenheit der demſelben d. 9. May, 1790. gehaltenen Gedächtnifspredigt. Der Verf. iſt der Conſ. Rath Wenk in Darmſtadt, — Deutſche Zeitung 1790. 22ſtes St.

von mütterlicher Seite. Dieſe lieſsen ſie daher oft nach Hanau und auch zwey Mahl ins Elſas zu ſich kommen, und Graf Johann Reinhard ſuchte ſeinen Enkeln die Nachfolge in der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, die gröſstentheils unter franzöſiſcher Hoheit ſteht, und in dem Amte Babenhauſen, auf alle mögliche Art zu ſichern; indem Hanau-Münzenberg an Heſſen-Caſſel fiel. Dennoch entſtanden nach ſeinem 1735. erfolgten Tode eine Menge Rechtshändel über ſeine Verlaſſenſchaft, und da, zu Folge ſeines Teſtaments, ſein älteſter Enkel nach erlangter Volljährigkeit die Regierung über die Grafſchaft Hanau-Lichtenberg antreten, das Land aber bis dahin unter der Vormundſchaft des fürſtlichen Hauſes ſtehen ſollte; ſo fand man es bey dem damahligen Reichskriege mit Frankreich der Klugheit gemäſs, den Prinzen und ſeine Brüder in Buchsweiler erziehen zu laſſen. Dadurch wurde zuerſt die Vorliebe des nun verſtorbenen Landgrafen für dieſe Provinz, als ſeinen Jugendaufenthalt, veranlaſst. Man benutzte die Nähe von Straſsburg zur Ausbildung der Prinzen, und da ihnen hier auſserordentliche Achtung und Aufmerkſamkeit von Seiten des franzöſiſchen Hofes bewieſen wurde; ſo verbreitete ſich das Gerücht, dem die politiſchen Verhältniſſe einen Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit gaben, daſs dieſer Hof die Prinzen zur Annehmung

mung der katholiſchen Religion zu bewegen ſuche. Allein es war ganz ungegründet. Indeſſen hatte der Auffenthalt in Straſsburg und die Kriegsübungen der daſigen zahlreichen Beſatzung die Wirkung, daſs die militäriſche Einſicht und Geſchicklichkeit des Landgrafen ſehr dadurch befördert, und ſein faſt angeborner Hang zum Soldatenſtand zur Lieblingsneigung ſeines ganzen Lebens erhoben wurde. Im Jahr 1742. trat er in franzöſiſche Dienſte und erhielt das Regiment Royal Allemand als Oberſter. Er kam zu dem Theil der franzöſiſ. Armee, mit dem der Feldmarſchall Belisle von den Oeſterreichern in Prag eingeſchloſſen wurde, und gerieth auf dem vom Hunger erzwungenen Ausmarſche dieſes Corps in augenſcheinliche Gefahr, zu erfrieren; indem der Obriſtlieutenannt an ſeiner Seite wirklich erfror, und ſeine Geſundheit erlitt hierbey eine Veränderung, die ihm für ſein ganzes übriges Leben nachtheilig ward. 1743. trat er als Generalmajor in preuſsiſche Dienſte, und erhielt ein Regiment. Hier that er ſich durch Pünktlichkeit in den Handgriffen der Exercitien, auf welche der König Friedrich damahls mehr hielt, als in den ſpätern Jahren, ſo hervor, daſs der König öfters ſeinen Unwillen über andere Regimenter, die ihm weniger geübt ſchienen, nicht kräftiger auszudrücken wuſste, als daſs er ſagte, er wolle ſie dem

dem Erbprinzen von Heſſen-Darmſtadt in die Schule ſchicken. Dieſer Umſtand trug ohne Zweifel dazu bey, den Geiſt der Ordnung und die pünktliche Geſchäftigkeit zu bilden, die er nachher in ſeinem Regentenleben bewies.

Beym Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges erhielt er das Commando über ein Corps von 10,000 Mann und blieb bis 1763. im preuſsiſchen Dienſte. Nun muſste er aber auf dringendes Verlangen ſeines Vaters, der Oeſterreichiſch geſinnt war, zumahl da auch die Krone Frankreich ſich zu Friedrichs Feinden geſchlagen hatte, ſchon im zweyten Feldzug ſein Regiment abgeben, und 1764. die Preuſſiſchen Dienſte gegen Oeſterreichiſche vertauſchen, wo er bald General-Feldzeugmeiſter wurde und ein Infanterie-Regiment erhielt. Bey Gelegenheit der Vermählung ſeiner Prinzeſſin Tochter ins Ruſſiſche Haus, wurde er (1774) k. Ruſſiſcher Feldmarſchall, und 1780. verband er damit auch ein k. franzöſiſches Regiment, das nach ihm Royal Heſſen-Darmſtadt benannt wurde. Seine ganze militäriſche Laufbahn führte er mit ſo vieler Ehre, als es von einem Manne, der im hohen Grade Muth, Pünktlichkeit und feſten Sinn beſaſs, in ſeinem Lieblingsfache zu erwarten war.

Ein ſeltnes Glück genoſs dieſer Fürſt in der Ehe, deſſen er ſich durch Enthaltſamkeit

in

in seinem Jünglingsalter würdig gemacht hatte. Seine Gemahlinn Karoline, geborne Prinzessin von Zweybrücken, war eine der vollkommensten Personen ihres Geschlechtes und Standes, und sie gebar ihm drey brave Söhne und fünf liebenswürdige Töchter. Durch diese wurde er Schwiegervater des Grosfürsten von Russland, des Königs von Preussen, des Herzogs von Weimar, des Landgrafen von Hessen-Homburg und des Erbprinzen von Baden. Ganz Deutschland bedauerte mit ihm den frühen Tod dieser treflichen Fürstinn, die Friedrich der Grosse so hoch achtete, dass er ihr Grabmahl mit einer Urne von weissem Marmor zieren liess. *)

Noch vor seiner Vermählung 1741. trat er die Regierung der grosväterlichen Erbschaft an, und nahm seinen Auffenthalt zu Pirmasens, damahls einem Dorfe im Amte Lemberg von 34 Häusern, wo der letzte Graf von Hanau ein mässiges Jagdschloss erbaut hatte. Er wählte diesen in einer waldigen und sandigen Gegend gelegenen Ort deswegen, weil er hier, da es deut-

*) Die Innschrift heisst: Hic iacet Henr. Christ. Carol. Lov. Hass. Princ. foemina sexu, ingenio vir. n. VII. Id. Mart. A. MDCCXXI. D. O. III. kal. Apr. MDCCLXXIV. S. E. T. L. — Posuit Rex Friedericus II. — Einen Kupferstich davon findet man im ersten J. des Journals v. u. f. Deutschland, Mon. Sept.

deutſcher Boden iſt, Soldaten halten konnte, welches in den unter franzöſiſcher Hoheit ſtehenden Orten nicht angieng. Er errichtete hier eine Grenadier-Compagnie, die er, als er aus preuſsiſchen Dienſt kam, zu einem Leibgarde-Regiment von mehr als tauſend Mann vermehrte, in der Folge ein kleines Corps Huſaren und noch ein Regiment hinzufügte, ſo daſs im Jahre 1789. das ganze zu Pirmaſens befindliche Militair mit Weibern und Kindern auf 6851. Seelen geſtiegen war. Die Regierungsgeſchäfte der kleinen Grafſchaft lieſsen ihm Zeit genug übrig, täglich militäriſche Übungen, ſeinen Lieblingszeitvertreib, mit dieſen Truppen anzuſtellen, und er brachte ſie darin ſo weit, daſs ſie von Kennern für die fertigſten unter allen Truppen, und von muſterhafter Zucht und Ordnung gehalten wurden. Um auch durch die ſchlimmſte Witterung hierin nicht geſtört zu werden, erbaute er ein Exercierhaus, 130. P. F. lang, und 86. breit, mit 16 Oefen, die im Winter geheitzt wurden. Er ſelbſt war immer bey dem Exercieren zugegen und bewieſs die lebhafteſte Thätigkeit dabey. Durch dieſe Menge von Soldaten, darunter er vielen, weil er keine Capitulation verſtattete, das Heirathen erlauben muſste, und durch das Gewerbe, das ſeine Hofhaltung veranlaſste, wurde das Dörfchen Pirmaſens allmählich zu einer Stadt

von

von 750 Häusern und 11000 Einwohnern, welche über die Hälfte Soldaten waren; und Ludwig IX. brachte hier den gröfsten Theil seines Lebens als Erbprinz zu, indem er erst im 49sten Jahre zur Regierung seiner väterlichen Länder gelangte. Er lebte daselbst ohne alle Fürstenpracht, auf dem Fufs eines Generals, war zuvorkommend höflich gegen Fremde ohne Rücksicht auf Geburt und Rang, wie denn auch nur wenig Adel unter seinen Officieren war; er bezahlte seine Truppen gut, so dafs sie des Lebens froh werden konnten, wodurch in dieser militärischen Colonie ein angenehmer, fröhlicher Ton des geselligen Umgangs eingeführt wurde. Diese Umstände zusammengenommen machten ihm den dasigen Aufenthalt so lieb, dafs er ihn auch nicht veränderte, da er 1768. die Regierung als Landgraf antrat; und das Gerücht, als hätte er aus Furcht vor Gespenstern nicht im Schlosse zu Darmstadt wohnen mögen, ist zur Erklärung seiner Vorliebe für Pirmasens sehr überflüssig. Personen, die um die Sache wissen können, widersprechen diesem Umstande, und schreiben die Versuche im Geisterreiche, welchen dieser Fürst beywohnte, der blosen Neugierde zu. Uebrigens besorgte er mit einigen Räthen von Pirmasens aus, sechszehn Meilen von Darmstadt, die Landesgeschäfte mit eben der Pünktlichkeit und Ord-

nung, wie ſein Militair-Weſen, und ſeine Regierung verdient in vielen Rückſichten unter die vorzüglichen gerechnet zu werden.

Das Land war mit einer groſsen Schuldenlaſt beſchwert; er brachte die Finanzen wieder in Ordnung und die Caſſenſcheine erhielten den Werth der ſicherſten Obligationen. Es wurde ihm für einen Theil ſeiner Truppen, um ſie im engliſchen Sold nach Amerika zu ſchicken, mehr geboten, als die übrigen Fürſten zogen; er ſchlug es aber aus, und eiferte beſtändig gegen dieſen Menſchenhandel. Es war eine ſeiner erſten Sorgen, dem Jagdunfug Einhalt zu thun, und dem Landmanne die Früchte ſeines Schweiſſes zu ſichern. Er verbeſſerte den Zuſtand dieſer zahlreichſten und unentbehrlichſten Claſſe der Staatsbürger indem er eine genauere Aufſicht über die Wirthſchaft der Gemeinen einführte, ihre Schulden tilgte, die ſchädlichen Gemeingüter vertheilte, die herrſchaftlichen Domänen vereinzelte, das Hut- und Trift-Recht zu beſſerer Benutzung der Brache einſchränkte, die nützlichen Futterkräuter bekannt machen und empfehlen lieſs, und eine Brandaſſecuration errichtete. Er verwandelte faſt alle Heerſtraſsen des Landes in Steinwege, wandte einige Tonnen Goldes auf die Verbeſſerung der Salzwerke zu Salzhauſen, baute ein prächtiges Canzley-Gebäude in Darmſtadt, das groſse

Exer-

Exercierhaus daſelbſt, das einzige ſeiner Art, und hinreichende Caſernen für die Soldaten. Er verbeſſerte die beyden Landesgymnaſien in Darmſtadt und vermehrte die Hofbibliothek; er veranſtaltete eine Sammlung der Landesgeſetze, eine Geſchichte des Landes, ein neues Geſangbuch; er ſchaffte die Prunkleichen, die Trauer, die überflüſſigen Feyertage ab; führte die allgemeine, ſtatt der Privatbeichte ein, und alles dieſes vorher, ehe es in andern Ländern geſchah. Er ſchätzte Publicität, und in der Darmſtädtiſ. Zeitung handelt ein gewöhnlicher Artickel, unter der Rubrik: Innländiſche Nachrichten, von Landesſachen, den man dazu benutzt, die Abſichten der Regierung in Anſehung der Landeswohlfarth zu befördern.

Es würde Schmeicheley ſeyn, wenn man läugnen wollte, daſs viele dieſer guten Einrichtungen nicht vielmehr das Werk ſeiner Räthe und Diener waren; aber immer gebührt dem Regenten Lob, wenn ſo etwas unter ihm geſchehen konnte, und von ihm befördert wurde. In Ludwigs IX. Regenten-Charakter finden ſich daher unſtreitig wirklich groſse und ſchätzbare Züge. Die Unveränderlichkeit, mit der er ſein ganzes Leben hindurch ſeinen Meinungen und Gewohnheiten treu blieb, muſste ihn freylich zuweilen auf Eigenheiten und Abwege leiten; aber ſie

wurde auch die Grundlage zu ächtfürſtlichen Tugenden bey ihm. Einen Plan, den er einmahl aus Überzeugung genehmigt hatte, übertrat er von ſeiner Seite nicht, und forderte auch die nehmliche Pünktlichkeit von andern. Juſtiz war ihm ein heiliges Wort, und er verſagte ſie niemanden, auch wenn ſie mit ſeinem eignen Intereſſe ſtritt, auch wenn er ſeine Reſolution auf ein Collegium gegründet hatte. Jeder konnte, ſobald die Sache nur vor den Fürſten ſelbſt kam, einer unpartheyiſchen Unterſuchung gewiſs ſeyn. Dieſer gerade Sinn für Recht und Geſetz hielt alle ſeine Diener im Zaum, und Verfolgen war unter ihm eine gefährliche Sache. Der Druck der verſchiedenen Stände fiel unter ſeiner Regierung weg; denn er ſchätzte den Menſchen nicht nach zufälligen Verhältniſſen, Titeln und Reichthum, und ſah ſich, als den Fürſten des Landes, auch als die einzige Quelle aller Ehre und alles Anſehens an. Ob er gleich ſelbſt die Gebräuche des Chriſtenthums nicht beobachtete, ſo ſtörte er doch keinen andern darin, und übte ſchon zu einer Zeit in ſeinem Lande eine allgemeine Toleranz aus, wo dieſes Wort in vielen deutſchen Provinzen noch unbekannt war. Der Geiſt der Ordnung, der alle ſeine Begriffe zuſammenhielt, regierte auch ſeine Geſchäfte, und konnte das Muſter aller ſeiner Diener ſeyn. Kein Geſchäft blieb bey ihm liegen, kein

kein Brief unbeantwortet; man konnte den Tag der Antwort berechnen. Was ihm Merkwürdiges vorfiel oder was er resolvirte, wurde täglich aufgeschrieben, und so hatte er gleichsam ein Regiſter ſeines Lebens, das ihm jeden Vorgang unvergeſslich machte, und das er auch auf Reiſen mit ſich führte. Viele ſeiner Reſolutionen, und alle, die ſein Lieblingsfach betrafen, zeigen von durchdringender Beurtheilungskraft, und ſein Styl war voll Kraft und Würde.

Wenn ſo viele groſse und wohlthätige Eigenſchaften ſich in einem Fürſten vereinigen, da verzeiht auch ſelbſt die ſtrenge Gerechtigkeit, Schwächen und Eigenheiten, denen alles, was Menſch heiſst, unterworfen iſt, und zu denen ein Mächtiger, deſſen Willen viele andere unterworfen ſind, Reitze und Veranlaſſungen findet, die nur ſelten ein menſchlicher Geiſt alle zu überwinden Kräfte genug hat.

Den 8. April

ſtarb zu Hamburg,

JOHANN HEINRICH DANIEL MOLDENHAWER,

D. d. Theol. und Hauptpaſtor am Dom, im 81. Jahr ſeines Lebens und im 56. ſeines Prediger-Amtes.

Ein hohes Alter allein ſchon macht unter geſitteten Menſchen in gewiſſer Rückſicht ehrwürdig; wie vielmehr, wenn dieſes Alter auf eine lange Reihe wohl angewendeter Jahre folgte, die im Dienſt für das Beſte der Menſchen dahin floſſen! wie viel mehr, wenn es, gleich der Sonne beym Untergang, die Gegend noch ſanft erleuchtet und erfreut! Man darf nur einen Blick auf das ſtets, und ſtets zum Guten geſchäftigte Leben dieſes Greiſes richten, nur die allgemeine Stimme der groſsen Stadt, die ihn verloren hat, hören, um ſich zu überzeugen, daſs Moldenhawer ein ſolcher verehrungswürdiger Greis war.

Schon 1783. feyerte er das funzigjährige Jubiläum ſeines Lehramtes. Er lieſs damahls die dabey gehaltene Predigt nebſt einem kurzen Lebenslauf drucken, (Hamburg, bey Bohn, 1783.) und ich glaube, keine treuere Erzählung ſeines nützlichen und thätigen Lebens liefern zu können, als wenn ich das, was

er

er dort mit der gutmüthigen Weitläuftigkeit des hohen Alters erzählt, in einem kurzen Auszuge mittheile.

Er war zu Halle d. 29. Octb. 1709. geb. Sein Vater war Preufsiſcher geh. Kriegs- und Domänen-Rath, und ſeine Mutter Margar. Dietriech, Aeltern, die ihm wegen ihrer Tugenden, ihrer ehlichen Eintracht und beſtändigen Heiterkeit immer verehrungswerth blieben. Sein Vater folgte nebſt ſeiner Familie ſeinem Departement, das 1713. nach Magdeburg verlegt wurde; muſste aber acht Jahre darauf auch hier wieder ſein Landgut und alles verkaufen, und ſich nun mit ſeinem Hauſe in Königsberg einrichten. Er that hier ſeine Söhne in das Collegium Fridericianum, wo ſie in den Schulwiſſenſchaften gute Fortſchritte machten. Der mittlere dieſer Söhne, unſer Moldenhawer, wollte anfänglich Jura ſtudiren; da ihm aber ſeine Mutter immer vorſtellte, daſs ſein Vater aus prieſterlichem Geſchlecht herſtamme, und ihm daher ſehr anlag, ſich doch der Theologie zu widmen; ſo gab er ihr hierin nach, und verſichert, daſs es ihn niemahls gereuet habe. Er lieſs ſich deſshalb in der vernachläſsigten hebräiſchen und griechiſchen Sprache nachhelfen, und gieng nun den ganz gewöhnlichen Gang eines fleiſsigen theologiſchen Studenten. Denn da er von gemäſsigtem Temperamente und

keinen glänzenden Geiſtestalenten war, ſo muſste Fleiſs, Gründlichkeit im Studiren, und ſchuldloſe Lebensart das Einzige ſeyn, was ihn damahls auszeichnete.

Sein Vater hinterliefs kein Vermögen und er ſah ſich genöthigt, die Stiefkinder ſeines Bruders, der Hofrath in Königsberg war, täglich fünf Stunden lang zu unterrichten, wofür ihm ihre Mutter nur den Mittagstiſch und 15 Rthlr gab, wovon er alles übrige beſtritt. Er bekam einige Zeit darauf eine Lehrerſtelle im Coll. Fridericianum, und rühmt es, daſs er hier durch fleiſſiges Vorbereiten merkliche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften zu machen Gelegenheit hatte. Um dieſe Zeit war er zweymahl in Gefahr, von den Soldaten mit Gewalt weggenommen zu werden. Viele Jahre darauf bemerkte er einſt einen Unterofficier in ſeiner Kirche, der ihm aufmerkſam zuhörte, und ihm nachher in ſeinem Hauſe entdeckte, er ſey derjenige, der ihn damahls mit verfolgt habe; er war jetzt einige Meilen weit hergekommen, um ihm dieſes wieder abzubitten.

1733. wurde er Diakonus in Kreuzburg. Er ſagt, daſs er ſich hier gewöhnt habe, jede Predigt vollſtändig aufzuſchreiben, und es ſey ihm, da er immer auf ſtrengen Zuſammenhang geſehen habe, leicht geweſen, ſie auch genau ſo zu halten, da er es hingegen unendlich ſchwer

ſchwer gefunden habe, auch nur ein einziges Lied auswendig zu lernen. Hier verheirathete er ſich, und lebte in groſser Eintracht mit ſeinen Collegen, bis er 1737. auf Befehl des Königs Diakonus an der Sackheimiſchen Kirche in Königsberg wurde. Er hatte hier mit manchem Verdruſs von Seiten ſeiner Collegen, der auch auf ſeine Einnahme Einfluſs hatte, zu kämpfen; aber ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit und die Bemerkung des Guten, das er hier als Prediger ſtiftete, ſcheinen ihn über alle dieſe Hinderniſſe hinlänglich beruhigt zu haben.

Als die Akademie zu Königsberg 1744. ihr zweytes Jubiläum feyerte, ernannte ihn der König Friedrich zum Prof. Extraord. der Theol. In dieſem Jahr gab er ſeine *Introductio in libros V. et N. T.* heraus, und las ſeit der Zeit immer einen Curſus von zwey Jahren über dieſes Buch. Wer es weis, was der Zweig der theologiſchen Wiſſenſchaften, der unter dieſem Titel behandelt wird, für groſſen und allgemeinen Nutzen geſtiftet, und im Grunde alle weitern Fortſchritte vorbereitet hat; wird das Verdienſt erkennen, das ſich Moldenhawer hierdurch erwarb. Viele ſeiner Zuhörer dankten ihm noch ſpäterhin in Briefen für dieſen Unterricht, und geſtanden, daſs er für ſie von dem gröſsten Vortheil geweſen

ſey; und der D. Erneſti pflegte beſtändig über dieſes Compendium zu leſen.

Seine erſte Gattinn war ihm geſtorben, und er verheirathete ſich 1784. mit einer geb. Trummer, die ihm drey Söhne gebar; und nach deren Tode mit ihrer Schweſter, mit welcher er auch in einer kinderreichen Ehe lebte; aber von ſeinen funfzehn Kindern blieben nur ſechse am Leben. Er verſichert, daſs er mit jeder ſeiner drey Gattinnen ſo glücklich gelebt hätte, daſs er keine der andern vorziehen könne.

Im J. 1756. ernannte ihn der König zum Kirchenrath des Königreichs Preuſſen, wodurch ſeine Arbeiten vermehrt wurden; noch mehr aber, da er zugleich Bibliothekar von der anſehnlichen Wallenrodſchen Bibliothek ward, und dieſe durch unabläſſiges Arbeiten in ihre jetzige Ordnung brachte. Ob er nun gleich als Schriftſteller und Docent ſo fleiſsig war, konnte er doch der Cabale nicht entgehen, und wurde bey Beförderungen mehrmahls übergangen. 1764. wurde er endlich Profeſſor Ordin. ohne Gehaltsvermehrung, hatte aber auch das Unglück, durch einen fürchterlichen Brand ſeine Wohnung mit allem Geräthe, ſeine Bibliothek, welche die gröſste Privatſammlung in Königsberg war, und die Kirche, an der er als Prediger ſtand, zu verlieren. Viele wohlthätige Menſchen, ſelbſt

ſelbſt auch ungenannte, unterſtützten ihn mit Beyträgen, und dieſes unvermuthete Unglück war nicht im Stande ſeine gleichförmige Stimmung und Heiterkeit zu ſtören. Freylich muſste er bey dieſer Gelegenheit auch wieder manche Kränkung erfahren, indem ihm, der nun der Univerſität 21 Jahre ohne allem Gehalt ſo treu gedient hatte, dennoch ſein Antheil an einigen überſendeten Collecten vorenthalten wurde.

Schon lange vorher waren ihm die Stellen, die nachher Semmler und Nöſſelt in Halle bekleideten, angetragen worden; er hatte ſie aber, ungeachtet ſeiner Vorliebe zum akademiſchen Leben, ausgeſchlagen, weil er ſeine zahlreiche Bibliothek nicht ohne groſse Koſten würde haben mitnehmen können. Da er dieſe jetzt durch den Brand verloren hatte, ſo glaubte er, wie er ſagt, daſs ihn Gott an einen andern Ort verſetzen wolle. Man meldete ihm um die Zeit, daſs man bey der Wahl eines neuen Dom-Paſtors in Hamburg auf ihn Rückſicht nähme, und daſs er doch deſshalb an die Ephoren ſchreiben möchte; aber er hielt es wider ſein Gewiſſen, hierin ſelbſt einen Schritt zu thun, ob er ſich gleich aus ſeiner damahligen Lage weg ſehnte, und entſchloſſen war, den Ruf, wenn er ohne ſein Zuthun an ihn käme, anzunehmen.

Zu eben der Zeit kam der D. Lilienthal zu ihm, und trug ihm die erſte theologiſche Profeſſur in Göttingen und die damahls damit verbundene Superintendur an; er antwortete, daſs er denjenigen Ruf annehmen wolle, der zuerſt an ihm käme, und da dieſs der Ruf nach Hamburg war, ſo folgte er dieſem, und bat um ſeine Entlaſſung. Da nun eben eine höhere Stelle in Königsberg leer war, ſo that man alles, um ihn dort zu behalten; aber die Stadt Hamburg hatte ſich an den König gewendet, und dieſer verſprach ihr, Moldenhawern ziehen zu laſſen. So verlieſs er denn 1765. Königsberg unter den Seegenswünſchen ſeiner Gemeine, und zog nach Hamburg.

Man wird lächeln zu dieſer übertriebenen Gleichgültigkeit bey der Veränderung ſeines Schickſals, und es iſt einleuchtend, daſs ſie nicht als allgemeines Muſter zu empfehlen ſeyn kann. Wenn aber dieſe Reſignation bey einem Manne von ſo vieler Kenntniſs und Thätigkeit nicht von Indolenz und abergläubiſcher Beſchränktheit ſeiner Einſichten herkömmt, ſondern von einem in alle ſeine Gedanken verwebten Glauben an eine beglükkende Weltregierung; ſo darf man mit Wahrſcheinlichkeit auf keine gemeine Seele ſchlieſſen, wenn ſie ſich in verwickelten Umſtänden des Lebens nach einer einmahl gefaſsten Überzeugung ſo feſt beſtimmen kann. Dieſe

Den-

Denkungsart gehört mit zu dem Eigenthümlichem vieler Menschen in jenem Zeitalter, und verdient um so mehr Aufmerksamkeit, weil sie künftighin immer seltner vorkommen dürfte, und weil vielleicht kein anderes System, ungeachtet dieselben Beruhigungsgründe in ihm liegen, so unbezweifelt und sicher auf die Ruhe seiner Verehrer gewirkt hat, als das alte stoische, und dasjenige, dem Moldenhawer seinen ungestörten Gleichmuth verdankte.

Von der Zeit an lebte er sehr vergnügt in Hamburg. Seine Stelle als Dompastor soll manchen verdrieslichen Verhältnissen aussetzen; aber sein sanfter Charakter und seine Redlichkeit machten, dass er dieses alles glücklicher vermied, als seine Vorfahren. Die Einnahme ist nicht gross; aber dieser Platz ist unter den hamburgischen Predigerstellen der beste für einen Gelehrten, und Moldenhawer nutzte diese Musse so gut, dass er hier eine beträchtliche Anzahl Schriften zur Erklärung des Alt. Test. geschrieben hat. Es wurden ihm während der 21 Jahre, wo er in Hamburg lebte, ansehnliche auswärtige Stellen, als: die erste Professur in Kiel und Helmstädt, angetragen; da er aber bey seiner Einnahme keine neue Bibliothek hatte sammeln können, und manche Studirende und ehemahlige Zuhörer von ihm sich undankbar gegen ihn bewiesen hatten; so zog

er

er seine Stelle in Hamburg allen diesen Anträgen vor. Und hier erlebte er nun das seltne Glück, 1783. sein 50jähriges Jubiläum im 74sten Jahre seines Alt. zu feyern, und nachher noch mehrere Jahre heiter und gesund zuzubringen. „Als ich noch jung war", schreibt er bey dieser Gelegenheit, „und bey sauerer Arbeit nur Wasser zu trinken pflegte; war ich so schwach, dass ich, wenn ich mich niedersetzte, einschlummerte, und wenn ich mich niederlegte, nicht glaubte, wieder aufzustehen, so, dass ich mir kein langes Leben versprochen habe. Ich habe aber bey aller Arbeit die Gewohnheit gehabt, um 10 Uhr mich zur Ruhe zu begeben, und um 5 oder 6 Uhr wieder aufzustehen, habe mich der Mäfsigkeit sehr befliffen, Lesen, Schreiben und Meditiren immer mit Hand- oder Garten-Arbeit verbunden, eine vierteljährige und zuletzt halbjährige Aderlasse beybehalten, alle Monate etwas Rhabarber und Glauberisches Salz gebraucht, mir alle Umstände, die von Gottes gütiger Vorsehung abhangen, gefallen lassen, mich vor Affekten gehütet, und mein Gemüth in Ruhe zu erhalten gesucht; und da ich kaum zwey Mahl im Jahre einem Abendgastmahl beyzuwohnen nöthig habe, so empfinde ich in diesem meinen 74sten Jahre eben noch keine Schwachheiten des Alters, sondern

dern befinde mich noch ſo und beſſer, als da ich von Königsberg weggezogen bin.“

Wer gern ein geſundes und fröhliches Alter erreichen will, der nehme manches aus dieſem Bekenntniſs zu Herzen, gehe dann hin, und thue desgleichen.

Angehängt an die Predigt, die er bey ſeinem Amtsjubiläum hielt, iſt ein Verzeichniſs ſeiner Schriften, das ſich dort gerade auf 100 von ihm herausgegebene Bücher und Schriften beläuft. Dieſes Verzeichniſs hat nur wenige einzelne Predigten und Aufſätze mehr, als Meuſel anführt, manche Bücher aber unter andern Titeln, ſo daſs z. B. die exegetiſchen Schriften bald mehrere, bald wenigere bibliſche Bücher in ſich faſſen. Dieſe Unterſchiede ſind von geringer Bedeutung. Sein Bildniſs ſteht vor dem erſten B. ſeiner Erläuterungen des N. T.

Den 12. April.

JOHANN JACOB FERBER,

königl. preufsiſcher Oberbergrath, Mitglied mehrerer Akademien der Wiſſenſchaften.*)

Ein Mann, der die edelſten Zeitgenoſſen unter ſeine Freunde zählte, den ſie ſo einſtimmig beklagten, mufs mehr als ein bloſser Gelehrter geweſen ſeyn. Wenn uns gleich die näheren Angaben fehlen, ihn neben dem Ruf von Gelehrſamkeit auch als einen achtungswerthen und liebenswürdigen Menſchen darzuſtellen; ſo verbürgt uns ſchon das Zeugnifs ſolcher Freunde die Wahrheit der Sache. In ihm ſtarb, ſagen ſie, ein edler, vortreflicher Mann; grofs in ſeiner Wiſſenſchaft, von brennendem Eifer für dieſelbe, unermüdet thätig, ein ächter Kenner der mannigfaltigſten Gelehrſamkeit, ein warmer, unbeſtechlicher Freund der wahren Aufklärung, redlich, feſt und freymüthig, ein treuer Freund, ein liebevoller Gatte, ein zärtlicher Vater.

Er

*) S. Berliner Monatsſchrift 1790. Oct. S. 294. — Ungeachtet mancher Bemühungen, das ſchöne Denkmahl, das ihm einer ſeiner Freunde dort errichtet hat, etwas erweitern und vervollſtändigen zu können, bin ich doch nicht in den Stand dazu geſetzt worden, und mufs mich daher bloſs an jenen Aufſatz halten.

Er wurde 1743. d. 9 Sept. zu Karlskrona geboren, der älteſte Sohn ſeiner wohlhabenden Aeltern, von denen er eine ſorgfältige Erziehung genoſs. Die Natur gab ihm einen ſtarken Körper, und einen feurigen, ausdauernden Geiſt; ſein Temperament war choleriſch: aber die Herrſchaft ſeiner Vernunft und das Wohlwollen ſeines Herzens waren ſo groſs, daſs ihm eine auszeichnende Sanftmuth, Liebe und Menſchenfreundlichkeit eigen ward. Sein Vater, Johann Heinrich, Aſſeſſor beym königl. Medicinalcollegium, beſtimmte ihn zum Arzt. Er legte ſich auf dieſe Wiſſenſchaft; aber er blieb bey derſelben nicht ſtehen; bald umfaſste er alles, was das groſse Gebiet der Naturkenntniſſe begreift.

Schon in ſeiner Jugend hatte ihn der Bergrath von Swaab, ein geſchickter Mineralog, bey ſeinen chemiſchen Prüfungen der Metalle zugelaſſen. Im J. 1760. gieng er nach Upſala, wo Wallerius, Kronſtedt, Linnäus, und mehrere berühmte Männer ſeine Lehrer wurden. Er wohnte bey dem Aſtronom Mallet auf dem Obſervatorium, und ſtudirte unter ihm Mathematik und Aſtronomie. Linne's Vorleſungen und botaniſche Wanderungen benutzte er ſo, daſs er, unter deſſen Präſidium, 1763. *de prolepſi plantarum* diſputirte. Er knüpfte eine vertraute Freundſchaft mit dem hernach ſo berühmt gewordenen Berg-

mann, deſſen *Sciagraphia regni mineralis* er nachher herausgab.

Im J. 1763. verlies er Upſala, ward zu Stockholm beym k. Bergwerks-Collegium angeſtellt, bereiste diejenigen Provinzen ſeines Vaterlandes, welche Bergwerke enthalten, und bearbeitete darauf zu Karlskrona ſein *Diarium Florae Carolicoronenſis*, welches ihm eine Ehrenbezeugung von der Stockholmer Akad. d. Wiſſ. erwarb.

1766. trat er ſeine Reiſen an, die ſein ganzes Leben hindurch ſo ausgebreitet, ſo oft wiederhohlt, und ſo ſorgfältig angeſtellt waren, daſs er wohl mit Recht auf das, was er ſelbſt geſehen hatte, bauen konnte, und daſs in dem Streite über die Structur der Berge und die Entſtehung der Gebirgsarten einige Heftigkeit, vorzüglich gegen Gelehrte, welche die Natur weniger im Groſsen betrachtet hatten, bey ihm wohl zu erklären war. Zuerſt gieng er nach Deutſchland. In Berlin hielt er ſich lange auf, um Chemie unter Pott und Markgraf zu ſtudiren, auch verweilte er eine Zeitlang in Leipzig. Er beſuchte ſodann die deutſchen Bergwerke auf dem Harz, in der Pfalz, in Bayern, Naſſau, Oeſterreich u. ſ. w.; hernach die Bergwerke in Böhmen, und vorzüglich in Ungarn, wo er die Bekanntſchaft des vortreflichen Born machte, der ſein unveränderlicher und von ihm ſtets innig-

nig geliebter Freund geblieben ist. Nun gieng er nach Frankreich und Holland und besuchte in England die Bergwerke in Cornwallis und Derbyshire. Es war im Werke, dass er eine Reise nach der Südsee mit Banks und Solander machen sollte. Vorzüglich merkwürdig war seine Italiänische Reise. Mehrere dieser Länder hat er zu verschiedenen Mahlen besucht, als Ungarn und Frankreich noch kurz vor seinem Tode.

Fast von allen Bergwerken der von ihm bereiseten Gegenden hat er sehr wichtige und interessante Beschreibungen ausgearbeitet, welche theils von ihm selbst, theils von seinen Freunden, theils von den gelehrten Gesellschaften, deren Mitglied er war, zum Druck befördert worden sind. Die Kenner in der Mineralogie haben längst zum Vortheil für diese Arbeiten entschieden. Allgemein interessant sind seine Briefe über Wälschland, die sein Freund Born herausgab, Die Italiäner selbst haben gestanden, dass sie durch diesen Fremden die Naturschätze ihres Vaterlandes erst recht haben kennen lernen, so wie sie Winkelmann auf manche unbekannte Kunstwerke ihres Landes zuerst aufmerksam gemacht habe.

Ferber kehrte nach Schweden zurück. Im J. 1774. berief ihn der Herzog von Kurland als Professor der Naturgeschichte und Physik

auf die von ihm geſtiftete hohe Schule zu Mitau. Hier heirathete er 1778. ſeine liebenswürdige Gattinn, Agnes Eliſabeth Jakobs, welche die zärtliche und treue Gefährtinn ſeines Lebens, und ſelbſt ſeiner letzten groſsen Reiſen ward. Von Mitau machte er 1781. mit Genehmigung ſeines Fürſten auf Anſuchen des Königs von Pohlen eine bergmänniſche Reiſe in deſſen Staaten, wofür ihn derſelbe königlich belohnte. Im Jul. 1783. gieng er auf Catharinens Ruf als Lehrer der Naturwiſſenſchaft nach Petersburg. Die Kaiſerinn wollte ihm die Direction der Sibiriſchen Bergwerke übertragen; allein er verbat die Stelle, weil das kalte Klima ſeiner Geſundheit nicht zuträglich war. Im J. 1786. endlich trat er in preuſsiſche Dienſte.

Die merkwürdigen Beobachtungen einer Reiſe, die er nun 1788. in das Anſpachiſche, Zweybrückiſche, in die Schweitz, und nach Frankreich machte, hat er theils ſelbſt in zwey Schriften, theils der Schweitzer Manuel, der ihn einige Zeit auf dieſer bergmänniſchen Reiſe begleitete, in Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens, bekannt gemacht. Der Magiſtrat in Bern erſuchte ihn 1789. um eine abermahlige Hinkunft, und ſo unternahm er mit königl. Genehmigung dieſe Reiſe zum zweyten Mahl. Hier rührte ihn im Sept. 1789. auf einer Reiſe im Gebirge jenſeit des Thu-

ner

ner und des Brienzer Sees, im Millithal, der Schlag, der ihn ſchon mehrere Mahle bedroht hatte; er ward mit Mühe nach Bern gebracht, und endete hier nach einem langen Krankenlager ſein Leben in einem Alter von 47. Jahren. Der Magiſtrat dieſes Staats behandelte während ſeiner Krankheit ihn, und eben ſo nach ſeinem Tode die Wittwe; auf die grosmüthigſte und zugleich feinſte Weiſe. Er ward auf einem Kirchhofe in der Stadt an Haller's, dieſes groſsen, von ihm ſtets ſo ſehr verehrten Mannes, Seite beerdiget.

Den 12. April.

Franz Xaver Huter,

Weltprieſter, churpfälz. geiſtlicher Rath, der bürgerlichen Schulen Inſpector, und der Maltheſer-Ordenskirche zu Straubingen Vorſteher.

Ein verdienſtvoller und thätiger Schulmann, der für ſein Vaterland, das er eifrig liebte, viel zu früh geſtorben iſt. Alle, die ihn kannten, haben ihn geſchätzt und betrauert. Man hat von ihm geiſtliche Reden über verſchiedene Gegenſtände; die in aller Rückſicht vor-

trefliche Schrift: über den Verfall der Weltprieſter, und mehrere gute Schulreden. „Ihm iſt wohl!“ pflegte Huter bey jeder Nachricht von einem Todesfall zu ſagen: und ſo wird es nun auch ihm ſeyn.

Den 17. April.

Benjamin Franklin.

Bey manchen einzelnen Betrachtungen und Vergleichungen der alten und neuen Welt ſcheint uns der Unterſchied zwiſchen beyden faſt unermeſslich zu ſeyn. „Damahls war es wohl möglich, denkt man, daſs ein Sklave, der geſtern noch Ketten trug, morgen in Purpur einher gieng, daſs das Wiehern eines Pferdes einen ledigen Königsthron beſetzte, daſs ein bloſser Bürger eine ſtolze Regenten-Familie entthronte, und den Römern eine neue Verfaſſung gab. Jetzt, wo jedes Stückchen Erde verſteint und die geduldige Menſchenmaſſe in das regelmäſsige Fachwerk der Stände vertheilt iſt, ſieht man ſolche ſchnelle, wundervolle Veränderungen nicht mehr.“ Aber die Menſchen ſind im Ganzen noch dieſel-

ſelben, wie ehmahls; denn was Junius Brutus that, iſt in den letzten Decennien unter unſern Augen wiederhohlt worden.

Das Alterthum iſt, wie eine ferne Gegend, für uns mit einem Nebel umzogen, der durch einen Betrug unſerm Auge Alles groſs und rieſenmäſsig vorſtellt, was in ſeinem Gebiete liegt. So ſind nun dieſe Dinge in der Wahrheit wohl nicht, wenn gleich in jenen grauen Fernen des wirklich, nun und immer Groſsen ſehr vieles liegen mag. Ohne jetzt weiter an die Perihelien und Aphelien der menſchlichen Cultur, die einer unſerer ſcharfſinnigſten Denker aufgeſtellt hat, zu erinnern, leuchtet es bald ein, daſs der menſchliche Verſtand ſehr früh gewiſſe, allgemein wahre, groſse und beglückende Überzeugungen von Pflichten und Rechten ſehr deutlich aufgefaſst hatte, und daſs er folglich damahls ſchon im Stande war, wahrhaft groſse Thaten, die ſich auf dieſe Überzeugungen gründeten, auszuführen. Eben dieſe Bemerkung, daſs jene einfachen Sätze über Menſchenrechte und Pflichten ſchon ſo früh mit Überzeugung angenommen wurden und wirkten, iſt ein Beweis für ihre ewige, heilige Wahrheit, und ihre innige Verwebung mit unſerer Natur. Aber auch ſelbſt dieſe alten und früh aufgefundenen Wahrheiten haben in dem Fortgang der Zeiten an Reinheit gewonnen, und die Tha-

ren, die auf sie gebaut wurden, sind in neuern Zeiten erhabener, als sie im Alterthum waren. Junius Brutus war ein Patriot; Franklin war zugleich ein Bürger der Welt und ein Freund aller Menschen.

Wenn man, ohne jetzt die Frage von der Rechtmäfsigkeit der That selbst zu berühren, blofs die unabsehbaren Folgen des Unternehmens betrachtet, welches dieser Buchdrucker in Verbindung mit einigen andern edlen und starken Menschen ausführte; so schwindelt unser Blick vor Verwunderung, und man traut der Sprache nicht Umfang und Würde genug zu, die Gröfse eines Mannes, der unter dem Dache eines Privathauses hervor auf unsere ganze Erdkugel gewirkt hat, nach Verdienst zu erheben. Wenn man aber sein Auge von diesen wichtigen Folgen und Wirkungen abzieht, und es näher auf denjenigen selbst richtet, der die Haupturfache dieser unerhört grofsen Begebenheit war; wie schmeichelhaft für uns ist da nicht die Überraschung, einen geraden, einfachen Mann zu finden, an dem uns nichts ungewöhnlich vorkömmt, der nur die Anlagen, die jeder Gutgeartete unter uns in sich erkennt, ausgebildet und veredelt hat, kurz, einen Mann, dem man wohl ehrerbietig die Hand reichen, nicht aber, wie vor einem Wesen höherer Art, vor ihm niederknien möchte.

In

In dieſer Rückſicht hätte uns der unſterbliche Mann kein gröſseres Geſchenk hinterlaſſen können, als die Geſchichte ſeiner Jugend von ihm ſelbſt geſchrieben, deren Autenthicität, wenn gleich vor jetzt noch ohne weiteren Beweis, aus innern Gründen mehr als wahrſcheinlich iſt.*) Wir beſitzen Selbſtgeſtändniſſe eines merkwürdigen Mannes, nach deren Durchleſen uns dieſer, der ſich vor uns, wie vor Gottes Richterſtuhl darzuſtellen verſpricht, räthſelhafter iſt, als alle übrige Menſchen, die ſich uns nicht enthüllt haben; denn wegen des ſeltnen Gemiſches von hoher Vernunft und zügelloſer Phantaſie glauben wir ein Weſen in ihm zu ſehen, das bald weit über uns, bald tief unter uns ſteht, und gleich den Geſchöpfen der alten Fabel aus zwey ungleichartigen Formen zuſammengeſetzt ſcheint. Nicht ſo bey Franklins Erzäh-

*) Memoires de la vie privée de Benj. Franklin écrits par lui même, & addreſſés à ſon fils; ſuivis d'un Precis hiſtorique de ſa vie politique et de pluſieurs pieces, relatives à ce pere de la liberté. Paris 1791. — Die Nachrichten von ihm ſelbſt um das Jahr 1770. aufgezeichnet gehen hier nur bis zu ſeiner Verheirathung 1730. und darum iſt die Geſchichte bis zu dieſem Zeitpunkt in der folgenden Erzählung umſtändlicher, als ſpäterhin. Sein Enkel, William Temple Franklin, iſt jetzt in London mit der Herausgabe des ganzen Originals beſchäftigt.

lungen von sich. Alles ist da räthsellos und begreiflich und in unserer Erfahrung begründet, und darum wird uns der Mensch, der da ist, wie unser einer, und doch so ausserordentliche Dinge bewirkte, nur um desto lieber.

Das Schicksal ist mütterlich besorgt gewesen, dass das Andenken dieses Mannes, des grossen Werkzeugs in seiner Hand, oft und allgemein erneuert werde. Jedes Gewitter, dem wir nun mit Ruhe als einem prächtigen, nicht mehr als einem furchtbaren Schauspiele zusehen, jeder Ton der süssesten aller künstlichen Harmonien, jedes Schiff aus dem freyen Amerika soll uns an ihn erinnern, und es bedarf nur der einfachsten Darstellung dessen, was er war und gethan hat, um diese öfteren Erinnerungen mit eben so oft wiederhohlten Gefühlen der Bewunderung und Verehrung zu begleiten. Unsere Nachbarn jenseit des Rheins haben im Taumel über das Glück ihrer eignen neuen Schöpfung allen Zauber der Beredtsamkeit aufgeboten, um diesem Vater der Freyheit Exsequien zu feyern, wie sie noch keinem verstorbenen Bürger gefeyert worden sind. Man freut sich dieser lauten und hinreissenden Bezeigung eines allgemeinen, wahrhaft empfundenen, edlen Gefühles, das durch Umstände bey ihnen bis zur Schwärmerey erhöht wurde. Uns

ge-

genüge indeſs eine ſchmuckloſe Erzählung deſſen, was Franklin war und that; denn wo ſo viele wirkliche Gröſse und Erhabenheit iſt, mögen wir den einfachen Erzähler eben ſo gern, als den bezaubernden Redner hören.

Franklins Vorältern lebten einige Jahrhunderte in England auf dem Lande, und waren gröſstentheils Grobſchmidte. Sie hatten ſehr frühe den Proteſtantismus angenommen; ſein Vater, Joſias, hielt mit einigen Predigern, die als Nonconformiſten abgeſetzt waren, fromme Stunden, und als dieſe verboten wurden, gieng er und mehrere angeſehene Perſonen gegen das Ende des J. 1682. nach Neu-England, um ihre Religion dort frey üben zu können. Er nahm ſeine Familie mit nach Amerika, heirathete in Boſton nach dem Tod ſeiner erſten Frau eine Coloniſtin, und wurde durch beyde Gattinnen Vater von ſiebzehn Kindern, unter denen Benjamin, der ihm am 17. Jan. 1706. zu Boſton geboren wurde, der jüngſte Sohn war.

Die andern Söhne hatten verſchiedene Handwerke gelernt; Benjamin wurde in ſeinem achten Jahre auf die Schule gethan, und ſein Vater beſtimmte ihn, da er alles ſo leicht faſste, den Studien und der Kirche. Er machte in Einem Jahre gute Fortſchritte; da aber der Aufwand dem Vater zu ſchwer fiel,

ſchick-

schickte er ihn nur noch in eine Schreib- und Rechen-Schule, und stellte ihn, als einen zehnjährigen Knaben bey seinem Handwerk an. Josias Franklin hatte eigentlich das Färberhandwerk gelernt; als er aber nach Amerika kam, gab ihm dieſs zu wenig Nahrung, und er wurde ein Lichtzieher. Sein Sohn Benjamin mufste also nun Dochte schneiden, die Formen füllen, u. d. gl. Aber diese Handthierung misfiel ihm sehr; sein Vater, der ein vernünftiger und gebildeter Mann war, *) wollte ihn nicht zwingen, um so mehr, da er, bey der grofsen Neigung des Sohnes, ein See-

*) Die Schilderung, die der dankbare Sohn selbst von ihm macht, zeigt uns ihn als einen sehr achtungswerthen Mann. Er und seine zweyte Frau wurden weit über 80 Jahre alt, und Benjamin setzte ihnen zu Boston einen Marmor aufs Grab, mit dieser Inschrift: „Hier liegt Josias Franklin und seine Frau Abias. Sie lebten 59 Jahre in Liebe zusammen, unterhielten ohne liegende Gründe, ohne ein einträgliches Handwerk, durch fleifsige Arbeit und durch den Seegen des Himmels eine zahlreiche Familie, und erzogen mit glücklichem Erfolg 13 Kinder und 7 Enkel. Dieſs Beyspiel, Leser, ermuntere dich, treu die Pflichten deines Berufs zu erfüllen, und auf den Beystand der Vorsehung zu rechnen. Er war fromm und klug; Sie bescheiden und tugendhaft. Ihr jüngster Sohn erfüllt seine kindliche Pflicht, indem er diesen Stein ihrem Andenken widmet."

Seefahrer zu werden, fürchtete, er möchte wider seinen Willen dieses Geschäfte ergreifen. Er führte ihn daher zu verschiedenen Professionisten, um seine Neigung zu erforschen, und bestimmte ihn endlich zum Messerschmidt; aber das geforderte Lehrgeld war zu hoch, und es unterblieb.

Benjamin war von seiner zartesten Kindheit an leidenschaftlich für das Lesen eingenommen, und wendete alle freye Zeit und seine kleine Baarschaft auf Bücher. Er hatte damahls schon viele Reisebeschreibungen, seines Vaters polemisch- und praktisch-theologische Schriften, Plutarchs Biographien, u. a. Bücher gelesen, und sein Geschmak an dieser Beschäftigung wuchs täglich. Dies bewog endlich den Vater, ihn zu einem seiner andern Söhne, der in England die Buchdruckerkunst gelernt hatte, und der sich jetzt in Boston setzte, in die Lehre zu geben.

An dieser Handthierung fand Benjamin Gefallen; er machte gute Fortschritte darin, und war seinem Bruder sehr nützlich. Er hatte jetzt manche Gelegenheit, mehr Wahl unter seiner Lectüre anstellen zu können, fand Vergnügen an Gedichten, und fieng selbst an, kleine poetische Versuche zu machen. Sein Bruder liess zwey Balladen von ihm drucken; der Dichter selbst trug sie hierauf in der Stadt zum Verkauf umher, und setzte seine Waare

in Kurzem ab. Aber sein Vater demüthigte seine Eitelkeit über diese Erstlinge seiner Muse, und brachte ihn durch die Belehrung, dass alle Versemacher arm wären, von seinem Hang zum Reimen zurück. Er hatte einen jungen Freund *Collins*, der ihm in ihren mündlichen und schriftlichen Streitigkeiten an Fertigkeit des Ausdrucks weit überlegen war. Dies erregte in ihm den Eifer, seinen Styl zu verbessern; er nahm daher oft eine kleine Erzählung aus dem Zuschauer, zog sich blos den Hauptinhalt aus, und suchte nun nach einigen Tagen, ohne das Original zu Hülfe zu nehmen, das Ganze so gut als möglich wieder herzustellen. Um Wortfülle zu bekommen, übersetzte er einige dieser Stücke in Verse, und nach einiger Zeit wieder zurück in Prose.

Etwa in seinem sechszehnten Jahre fiel ihm ein Buch in die Hand, das blos vegetabilische Speisen zur Nahrung empfohl, und sogleich beschloss er diese Diät zu befolgen. Er liess sich von seinem Bruder die Hälfte des Kostgeldes geben, das dieser für ihn bezahlte, und machte sich nun seine kleinen Mahlzeiten selbst, die aus Erdäpfeln, Reis, einen Kuchen, oft auch nur aus einem Schnitt Brod und einer Handvoll Rosinen bestanden. Er gewann dadurch die Zeit, wo seine Kameraden zu Tische waren, zum ungestörten Studiren

diren, und zugleich jene Heiterkeit des Kopfs und jene Leichtigkeit etwas zu faſſen, die allezeit unzertrennliche Gefährten einer ſolchen Mäſsigkeit ſind. Durch Hülfe einer gedruckten Anweiſung wurde er nun ein ſehr fertiger Rechner, worin er vorher zurück war, las mehrere philoſophiſche Schriften, und lernte aus Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates die ſokratiſche Methode im Diſputiren kennen. Er nahm ſie ſogleich mit Eifer an, und fand dieſe beſcheidene, immer fragende, nie behauptende Manier im Geſpräch bey ſeinen Zweifeln über viele Religionspunkte ſehr vortheilhaft für ſich, und ſehr verwirrend für andere. Denn ſchon früh hatte ſich ſein lebhafter Geiſt mit dem Nachdenken über Religion beſchäftigt, wozu ihn die mancherley Secten in Boſton, und ihre Uebertreibung der äuſserlichen Andacht, ſehr natürlich aufforderten. Noch aus der Zeit, als er im väterlichen Hauſe war, erzählt man einen Zug dieſer Art, der ſehr characteriſtiſch iſt. Sein Vater war gewohnt, vor den Mahlzeiten lange Gebete über jede Schüſſel zu ſprechen; ſein Sohn ſuchte ihn durch einen witzigen Vorſchlag davon abzubringen. Als nehmlich der Vater beym Anfang des Winters einen Vorrath von Fleiſch einſalzte, ſagte er zu ihm: „Vater, ihr ſolltet lieber ein für alle Mahl das Gebet über das ganze Faſs ſprechen

chen; das wäre eine groſse Zeitersparnis.“ Eben dieſer Grundſatz der Zeitersparnis wurde hernach die Baſis ſeiner Politik.

Sein Bruder hatte 1720. ein Zeitungsblatt zu drucken angefangen, und zuweilen unterhaltende Aufſätze von einigen Freunden darin aufgenommen. Benjamin wollte ſein Glück nun auch in der Proſa verſuchen, legte anonyme Aufſätze zum Einrücken hin, und hatte die Freude, daſs ſie das Publicum ſehr günſtig aufnahm. Das ſchaffte ihm zwar nach der Entdeckung einiges Anſehn bey ſeinem Bruder, der ihn übriges ſehr hart und tyranniſch hielt; aber er dachte doch nach vielen vorgefallenen Streitigkeiten ernſtlich darauf, ihn zu verlaſſen, da er durch eine Verabredung ſeinen Lehrcontract von ihm zurück erhalten hatte. „Ich glaube, ſagt er ſpäterhin von ſich ſelbſt, daſs die tyranniſche Behandlung, die ich von meinem Bruder erfuhr, dazu beygetragen hat, meiner Seele auf Zeitlebens eine Abneigung gegen alle willkührliche Gewalt einzuprägen.“

Weil ſein Bruder alle andern Drucker in Boſton vor ihm gewarnt hatte, ſo daſs er hier keine Arbeit finden konnte, und weil er fürchtete, ſein Vater möchte ſeine Abreiſe verhindern; ſo begab er ſich heimlich an den Bord eines Schiffes, und gieng mit einem günſtigen Wind nach Neuyork, der nächſten

Stadt,

Stadt, wo eine Druckerey war. Da sich hier keine Arbeit für ihn fand, empfahl man ihn nach Philadelphia; er hatte eine gefährliche Ueberfahrt, und befand sich nun ohne Geld in seinem 17ten Jahre in einer Stadt, wo er auch nicht einen Menschen kannte.

Er arbeitete abwechselnd bey beyden Druckern der Stadt, da einer allein ihn nicht genug beschäftigen konnte. Keimer, derjenige Drucker, bey dem er eigentlich in Arbeit trat, fieng erst seine Kunst zu treiben an, und war eben mit einem Trauercarmen beschäfftigt, das er selbst machte, und das gerade seine Lettern alle aufzehrte. Man konnte nicht sagen, dass er diese Verse geschrieben hatte; sondern, wie sie aus seiner Begeisterung hervorgiengen, setzte er sie sogleich mit Typen. Franklin besserte die Presse aus, und druckte nun dieses Werk. So waren denn seine ersten Aussichten hier gar nicht glänzend. Indess mit Hülfe seiner Mäfsigkeit und seines Fleifses hatte er ein gutes Auskommen, miethete sich bey einem Hrn. Read ein, der nachher sein Schwiegervater wurde, und machte einige angenehme Bekanntschaften mit jungen Leuten, welche die Lectüre liebten. Zufällig sah der Gouverneur der Provinz, Willh. Keith, einen Brief von Franklin, der ihn ganz für den jungen Menschen einnahm. Er suchte ihn in seiner Werkstatt auf, erwies ihm Höflichkei-

ten und munterte ihn auf, eine eigne Druckerey in Philadelphia anzulegen. Franklin reiſste mit Briefen von dem Gouverneur an ſeinen Vater Joſias nach Boſton, und da man ſieben Monate nicht gewuſst hatte, wo er wäre, und er jetzt gut gekleidet und mit allem verſehen erſchien, ſo war die Freude in der Familie ſehr gros. Doch von der Unterſtützung zu einem eignen Etabliſſement wollte ſein Vater nichts hören, weil er ihn zu einem ſolchen Unternehmen noch für zu jung hielt.

Er gieng alſo wieder nach Philadelphia; er hob unterwegs einen Wechſel von 36 Pf. Sterl., den ihm ein Bekannter anvertraut hatte, um das Geld bis auf Verlangen bey ſich zu behalten. Aber ſein Freund Collins, der ſich indeſſen dem Branntwein ergeben hatte, begleitete ihn nach Philadelphia, verſpielte alles Geld, und lebte aus dem Beutel ſeines Freundes. Darüber grif er ſein Depoſitum an, ein Umſtand, der ihm in der Folge viele unruhige Stunden machte, und den er ſehr bereute. Der Gouverneur fand die Bedenklichkeiten ſeines Vaters übertrieben, beſtand darauf, ihn als eignen Drucker an dieſem Orte zu wiſſen, und verſprach ihm, den Vorſchuſs ſelbſt zu thun. Franklin muſste ein Verzeichniſs des nöthigen Apparats aufſetzen, der ſich gegen 100 Pf. Sterl. belief; der

Gou-

Gouverneur meynte, es würde am beſten ſeyn, wenn er dieſe Dinge in England ſelbſt einkaufte, und er möchte ſich daher bereit halten, in einigen Monaten mit dem jährlichen Schiffe nach Europa zu ſeegeln.

Bis zur Abfahrt arbeitete er bey Keimer, gegen den er, ſo wie gegen alle ſeine Bekannten, aus dem Plane des Gouverneurs ein Geheimniſs machte. Keimer der viel ſonderbare Meynungen aufgegriffen hatte, und mit Franklin oft über die Religion diſputirte, wollte ihn bereden, Mitſtifter einer neuen Secte zu werden. Dieſer war es zufrieden, wenn er zu den Dogmen und Gebräuchen auch etwas von ſeinen Meynungen fügen dürfte; und ſo lieſs denn Keimer, den moſaiſchen Vorſchriften getreu, ſeinen Bart wachſen, und feyerte den Sabbat; Franklin aber machte die Enthaltung von Fleiſchſpeiſen zu einem Geſetz. Sie lebten ſo drey Monate, bis Keimer der Luſt zum Fleiſch nicht länger widerſtehen konnte, und dieſer Glaube hatte wenigſtens die gute Folge, daſs die neuen Propheten die Zeit über ein ſehr ſparſames und frugales Leben geführt hatten. Zwar hatte ein Raubfiſch, in deſſen Magen ſich kleine Fiſche fanden, auch bey Franklin die Überzeugung bewirkt, daſs es doch wohl ſo widernatürlich nicht ſeyn könne, Fleiſch zu eſſen; aber ſelbſt noch ſpäterhin legte er ſich oft

schnell eine Fastenzeit auf, und befand sich sehr wohl dabey.

Endlich sollte das Schiff abgehen. Er hatte Neigung zu Miss Read, der Tochter seiner Wirthsleute, gefaßt, und verlobte sich nun mit ihr. Er bat den Gouverneur um die nöthigen Briefe, der ihn aber immer mit freundlichen Versprechungen bis zum Augenblick der Abreise hinhielt, und ihm endlich an den Bord sagen liefs, die Briefe für ihn wären mit den übrigen zusammengepackt, und er sollte sie nur bey seiner Ankunft in England aussuchen. Die Reise war nicht angenehm, aber die Reisegesellschaft für Franklin sehr willkommen. Bey der Ankunft im Canal suchte sich Franklin diejenigen Briefe aus, die er für Empfehlungs- und Credit-Briefe vom Gouverneur hielt; aber wie erstaunte er, als niemand etwas mit seinem Protector und ihm zu thun haben wollte. Der Gouverneur war ein Mann, der gern jedermann gefällig seyn wollte, alles versprach, ohne etwas davon halten zu können und zu wollen, und ohne allen Credit in England; aber da Franklin in Amerika aus dem ganzen Plan ein Geheimniss gemacht hatte, so konnte ihm niemand von dieser schlimmen Gewohnheit seines Gönners unterrichten.

Einer seiner Bekannten, ein junger Flüchtling, Nahmens Ralph, hatte ihn aus Amerika be-

begleitet, und dachte als ſchöner Geiſt in England ſein Glück zu machen; aber alle ſeine Verſuche, anzukommen, mislangen, und da er mit Franklin zuſammen wohnte, zehrte er lediglich von deſſen Gelde. Franklin fand bald Arbeit und Verdienſt bey einem berühmten Buchdrucker Palmer; gerieth aber nebſt Ralph in ein ſehr unordentliches Leben, und verthat alles wieder. Er ſchrieb einen einzigen kalten Brief an Miſs Read, daſs er ſo bald nicht zurückkehren würde, ein Benehmen, das er in der Folge aus ſeinem Leben wegwünſchte.

Er muſste in ſeiner Officin an Wollaſtons Buch über die natürliche Religion ſetzen; er fand die Gründe des Verfaſſers oft nicht haltbar, und ſchrieb gegen ſie einen kleinen metaphyſiſchen Aufſatz über Freyheit und Nothwendigkeit, Vergnügen und Schmerz, den er an ſeinen Freund Ralph richtete, und wovon er nur wenige Exemplare abzog. Dieſs brachte ihn in die Bekanntſchaft mit einigen Gelehrten, und verſchaffte ihm Gelegenheit vieles zu leſen. Ralph lebte mit einer jungen Modehändlerinn, ungeachtet er in Amerika eine Frau zurück gelaſſen hatte; da er in London kein Brod fand, ſuchte er eine Schule auf dem Lande anzulegen, und empfahl ſeine Freundinn dem Schutz Franklins; dieſer glaubte ſich nach ſeiner damahligen Lebensart

Vertraulichkeiten gegen ſie erlauben zu dürfen, und ob ſie gleich ſeine Anträge abwies, ſo trennte doch das die Freundſchaft zwiſchen Ralph und Franklin, die dem letzten ziemlich hoch zu ſtehen gekommen war.

Er trat nun in eine noch gröſsere Druckerey, und lieſs ſich, um mehr Bewegung zu haben, auch bey der Preſſe anſtellen; denn er war in beyden gleich geübt. Hier führte er ſeine 50 Mitgeſellen durch ſein Beyſpiel zur Mäſsigkeit, und überzeugte ſie durch eine phyſiſche Demonſtration, daſs ſie durch das viele Biertrinken nicht mehrere Kräfte bekämen, als er bey ſeiner nüchternen Lebensart. Er erwarb ſich vieles Geld, weil er, als ein geſchwinder Setzer, immer die dringendſten Arbeiten bekam, und nie blauen Montag machte. Sein Leben wurde jetzt eingeſchränkt und regelmäſsig; denn er wohnte nun bey einer ſehr achtungswerthen Wittwe, durch deren Geſellſchaft er viel an moraliſcher Bildung gewann.

Denham, einer ſeiner Gefährten auf der Reiſe von Amerika, der eben ein groſses Magazin von engliſchen Waaren in Philadelphia errichten wollte, ſchlug ihm vor, wieder mit dahin zurückzugehen, und als Buchhalter bey ihm zu bleiben. Vaterlandsliebe regte ſich in Franklin; er gieng den Vertrag ein, nahm, wie er meynte, auf immer Abſchied von der

Dru-

Druckerey, und dachte sich ganz der Handlung zu widmen. Noch ehe er England verliefs, wurde ihm von einem vornehmen Mann eine ansehnliche Summe geboten, um seine Söhne das Schwimmen, das er sehr gut verstand, zu lehren; und er wurde dabey gewahr, dafs er sich durch Errichtung einer Schwimmschule viel würde verdient haben.

So hatte er achtzehn Monate in London zugebracht, und ob er gleich nichts erspart hatte, so waren doch seine Erfahrungen und seine Kenntnisse durch Bücher und Umgang sehr vermehrt worden. Als er 1726. nach Philadelphia zurück kam, fand er Mifs Read verheirathet, aber an einen Mann, mit dem sie nicht glücklich lebte, und sich nach wenigen Jahren gänzlich von ihm trennte. Denham fieng nun seinen Handel an, und Franklin fand sich sehr gut in sein neues Geschäfte; aber beyde wurden von einer Krankheit überfallen, an der Denham endlich starb; sein Gehülfe bekam ein kleines Legat von ihm, und sah sich von neuem seinem Schicksal ohne alle Stütze überlassen.

Er trat nach manchem vergeblichen Versuchen, als Kaufmann anzukommen, wieder bey dem Drucker Keimer in Arbeit, und suchte dessen Leute, die sich unterdessen vermehrt hatten, aber alle ungeschickt waren, zu unterrichten. Da Keimer noch streng über

den Sabbat hielt, so hatte Franklin zwey Tage zur Lectüre frey, die er auch gewissenhaft benutzte; seine Bekanntschaften in der Stadt vermehrten sich, und man erwies ihm viele Achtung. Keimers herrisches Betragen machte endlich, dass er sich mit ihm entzweyte; Meredith, ein junger Drucker, dessen Vater bey einigem Vermögen war, bot ihm einen Fond an, um eine Druckerey in Gesellschaft zu errichten, und Franklin liefs das dazu Nöthige aus England kommen. In der Zwischenzeit druckte er noch zu Burlington Papiergeld für die Assemblee der Provinz, und machte bey dieser Gelegenheit mit vielen Mitgliedern der Versammlung vertraute Bekanntschaft.

Das stolze Zutrauen auf seine philosophischen Meynungen sank nun etwas, da Collins und Ralph, seine Freunde, die er in diesen Glauben eingeweiht hatte, ihn beyde hintergiengen. Er nahm sich jetzt vor, Wahrheit und Redlichkeit künftig auf das strengste zu beobachten; „und wenn ich gleich, sagt er, nicht glaubte, dass Handlungen gut oder schlecht wären, weil sie die Offenbarung dafür erklärte; so fieng ich doch an, zu glauben dass sie die Bibel dafür erkläre, weil sie an sich schon gut oder schlecht wären.“

Seit einiger Zeit hatte Franklin alle jungen Leute seiner Bekanntschaft, die Lust zu den Wissenschaften zeigten, in einen Clubb ver-

verſammelt, den ſie die Junto nannten, und deſſen Zweck darin beſtand, ihnen Veranlaſſung zur Ausbildung ihres Verſtandes zu geben. Junge Feldmeſſer, Schreiber, Schuſter, Schreiner, Buchdrucker, Handlungsdiener u. ſ. w. verſammelten ſich Freytags Abend; jedes Mitglied muſste in ſeiner Reihe eine oder mehrere Fragen aus der Moral, Politik oder Phyſik vorlegen, über die ſie das nächſte Mahl ſprachen; zuweilen wurden auch Abhandlungen vorgeleſen. Sie trugen auf eine Zeitlang ihre Bücher zuſammen, und benutzten ſo den gemeinſchaftlichen Vorrath, bis Franklin endlich eine öffentliche Bibliothek errichtete. Ihr Cirkel wurde bald die beſte Schule der Philoſophie und Politik in Amerika, die in der Folge gegen 40 Jahre dauerte. Unter den Fragen, die man einem Candidaten, der aufgenommen ſeyn wollte, vorlegte, hieſs es: „Lieben Sie die Menſchen, von welchem Bekenntniſs oder von welcher Religion ſie ſeyn mögen? Glauben Sie, daſs man jemanden verſchreyen oder verfolgen darf, der ſpeculativen Meynungen wegen, die er hat, oder der Gebräuche wegen, die er befolgt? Lieben Sie die Wahrheit an ſich, und werden Sie alle ihre Kräfte anwenden, ſie einzuſehen, und andern mitzutheilen?“ — Man urtheile, was für wohlthätige Folgen dieſe Grundſätze in einem Lande haben muſsten,

das der Fanatismus der alten Welt aus allen Gegenden und aus allen Kirchen bevölkert hatte, und ob man Unrecht hat, wenn man dieſes Kränzchen junger Leute die Wiege der amerikaniſchen Freyheit nennt!

Nun waren Lettern und Preſſe für ihn und ſeinen Compagnon aus England angekommen; Franklin ſetzte ſich daher mit Keimer auseinander, gieng in Gutem von ihm, und fieng nun ſeine eigne Druckerey an. Sein unermüdeter Fleiſs und ſeine gelehrten Freunde verſchafften ihm Arbeit genug. Kurz darauf druckte er ſchon ein periodiſches Blatt, in das er und ſeine Freunde arbeiteten, und welches bald das beſte in der Provinz wurde. Sein Gehülfe, den er bey der Preſſe angeſtellt hatte, der aber ungeſchickt war, bot ihm ſeine Hälfte an dem Eigenthum an, weil er wieder Landmann werden wollte; durch die Grosmuth einiger Freunde unterſtützt, konnte ſich Franklin mit ihm abfinden; und ſo ſah er ſich nun allein im Beſitz eines Gewerbes, das ihm eine vortheilhafte Ausſicht gewährte, indem er jetzt auch die öffentlichen Schriften zu drucken bekam. Um dieſe Zeit konnte er endlich auch ſein angegriffenes Depot, das ihm ſo ſehr auf der Seele lag, abbezahlen.

Damahls (1729.) war die Rede davon, von neuem eine Summe Papiergeld zu verfertigen; das Volk drang darauf, aber die Rei-

Reichen ſuchten es zu verhindern. Dieſe Materie war in dem gelehrten Clubb abgehandelt worden, und Franklin ſchrieb über die Natur und Nothwendigkeit des Papiergeldes einen Aufſatz, mit dem er zuerſt als Politiker auftrat, und der mit groſsem Beyfall von dem Volke aufgenommen wurde. Er fieng nun auch einen Papierhandel an, war genau im Bezahlen, einfach in ſeiner Lebensart, und unabläſſig fleiſsig; er fuhr das in den Magazinen erhandelte Papier oft ſelbſt in ſein Haus, um zu zeigen, daſs er ſich zu keiner Arbeit ſeiner Profeſſion für zu gut halte.

Er hatte immer noch Bekanntſchaft mit der Familie Read unterhalten, und beſuchte ſie oft. Da er die melancholiſche Gemüthsſtimmung ihrer Tochter über ihre unglückliche Ehe als eine entfernte Folge ſeines Leichtſinns, ihr nicht oft genug aus London geſchrieben zu haben, anſah: ſo bot er ihr ſeine Hand und heirathete ſie im Jahr 1730. Sie half ihm in ſeinen Kaufmannsgeſchäften, und beyde ſuchten einander ſo glücklich als möglich zu machen. Von nun an wuchs ſein Anſehn mit Macht. Die penſylvaniſche Zeitung, die er herausgab, und ein Almanach, der jährlich von ihm erſchien, vermehrten ſeine Einnahme; aber noch vielmehr dienten ſie ihm als Mittel, der Welt den Umfang ſei-

nes

nes Geiſtes zu zeigen, und allmählig Grundſätze zu verbreiten, die nachher ſo groſse Folgen hatten. Der berühmte Georg Whitefield predigte damahls in Nordamerika mit unglaublichem Beyfall. Franklin druckte einen Band ſeiner Predigten, die groſsen Abſatz hatten, und ihm einen anſehnlichen Gewinn abwarfen.

So fleiſsig auch Franklin in ſeinem Hauptgeſchäfte war, ſo hielt ihn doch dies nicht ab, immer einige Stunden ſeinem Lieblingsſtudium, der philoſophiſchen Unterſuchung der Natur und ihrer Kräfte, zu widmen. Voll Begierde den Nahmen eines Gelehrten zu verdienen, lernte er nun noch, und zwar ganz vor ſich, die lateiniſche und franzöſiſche Sprache. Mit Eifer betrieb und unterſtützte er alle litterariſchen Einrichtungen ſeines Vaterlandes, und erhielt 1743. den Auftrag, den Plan der philoſophiſchen Geſellſchaft von Amerika beſtimmter zu entwerfen; ſie theilte ſich nachher in ſechs Claſſen, und dauert noch fort. Alle gelehrte Männer aus allen Provinzen wurden zu einem freundſchaftlichen Briefwechſel eingeladen, und die Geſellſchaft war bald auf einem ſehr ehrenvollen Fuſs.

Franklins Aufmerkſamkeit richtete ſich nun beſonders auf Elektricität. Die Aehnlichkeit zwiſchen dem elektriſchen Funken und dem Blitze war lange bemerkt worden; aber ſeinem

nem Scharfsinne war es aufbehalten, den Lehrsatz von der vollkommnen Gleichheit dieser beyden Erscheinungen und ihrer Ursache darzuthun. Er stellte zuerst öffentlich die Vermuthung auf, dass, so wie jede metallene Spitze die elektrische Materie in einer grossen Entfernung an sich ziehe, eine solche Spitze, wenn sie hoch genug errichtet werden könnte, sich bey einem Gewitter durch ihre Verbindung mit den Wolken elektrisiren müsse. Er theilte diese Vermuthung dem Publicum mit; man errichtete in England und Frankreich verschiedene Maschinen mit solchen Spitzen, und die erste, an der man (im May 1752.) die Vermuthung erfüllt sah, war die zu Mary-la-Ville in Frankreich von Dalibard errichtete, welche in einer Stange von 40 Fuss bestand.

Während dass man Franklins Gedanken in Europa bestätigt fand, erwartete er in Philadelphia die Errichtung einer Pyramide zu einem Versuche, ohne noch zu ahnden, dass eine Spitze von geringer Erhebung ihm denselben Dienst leisten würde. Indessen fiel ihm ein, den Versuch einstweilen mit einem fliegenden Drachen zu machen, der sich ja in höhere Gegenden der Luft erheben könne, als die höchste Pyramide. Er befestigte an einer solchen Maschine ein seidenes Tuch, und gieng bey dem ersten Gewitter damit auf das

Feld,

Feld, ohne jemanden als seinen Sohn mitzunehmen, aus Furcht, ausgelacht zu werden. Sein Versuch glückte; denn er zog elektrische Funken aus dem Ende des Seiles. Dieses geschah im Junius 1752., also einen Monat später, als man diese Erfahrung in Frankreich machte; aber Franklin konnte davon noch nichts wissen, und ohne Frage gebührt ihm also der Ruhm, dass er diese Hypothese nicht blos aufstellte, sondern auch als eine wahre Erfahrung erwies.

Nun giengen die Versuche hierin schnell weiter; Franklin errichtete auf seinem Hause eine metallene Stange, um bey jedem Gewitter Beobachtungen anstellen zu können, und und band an eine Schnur zwey Glöckchen, die ihn jedesmahl von der Ankunft eines Gewitters benachrichtigten. Bald bemerkte man, dass alle Erhöhungen, als Bäume, Thürme, Schiffe, u. s. w. den Blitz an sich ziehen, und suchte nun die Regeln auf, die man zu beobachten hätte, um sein Leben keiner Gefahr auszusetzen. Die grosse Entdeckung war nun gemacht, und es schien, als wenn durch diese Sicherheit gegen ein tödliches, verheerendes Phänomen ein Amerikaner die alte Welt für einen Theil des tausendfachen Elendes wieder entschädigen sollte, dass sein Welttheil über sie gebracht hatte. Während dieser Zeit, wo Franklin sich mit den elektrischen Versuchen be-

beſchäftigte, war er mit Collinſon in London über dieſe Experimente im Briefwechſel; die Briefe wurden nachher in England gedruckt, und alle Gelehrte Grosbrittanniens und des übrigen Europa lieſsen nun ſeinen Talenten und ſeinem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren. 1762. ernannte ihn die Univerſität zu Oxford zum Doctor der Rechte, und die gröſsten Männer ſeiner Zeit ſuchten von nun an ſeine Freundſchaft. Indeſſen glaubte die fromme Einfalt durch die Benutzung ſeiner wohlthätigen Erfindung die Gottheit zu beleidigen, und einen Mangel von Vertrauen auf ſie zu verrathen, ob gleich eben dieſe Frommen kein Bedenken tragen, beym Regen einen Schirm über ſich zu tragen, bey der Kälte einzuheitzen, und in einer Krankheit Arzney zu nehmen!

Ein Mann von ſo umfaſſenden Geiſte und ſo menſchenliebenden Herzen, als Franklin, muſste ſchon lange ſeine Aufmerkſamkeit auf die bürgerliche Verfaſſung der groſsen Menſchengeſellſchaften, und beſonders derjenigen, in welcher er lebte, gerichtet haben; aber doch war er ſchon über den Mittag ſeines Lebens hinaus, als er in öffentlichen Geſchäften auftrat. Der Scharfſinn, den er in Behandlung politiſcher Gegenſtände darlegte, und der Eifer, mit dem er dieſe Angelegenheiten betrieb, machten beyde Partheyen, die ſich damahls

zu

zu bilden anfiengen, die Volksfreunde in Amerika und das Miniſterium in England ſehr aufmerkſam auf ihn. Nachdem er vorher noch eine Reiſe nach Europa gemacht hatte, über deren nähere Umſtände aber die Angaben, die ich vor mir habe, nicht ganz übereinſtimmen, glaubte das Miniſterium, das ihn vielleicht bey ſeiner neuen Anweſenheit in London näher hatte kennen lernen, einen Mann von ſolchem Geiſte und ſolchem Einfluſſe in ſein Intereſſe ziehen zu müſſen; er wurde daher mit bey der Verwaltung des Poſtweſens angeſtellt, und endlich zum General-Poſtmeiſter aller engliſch-amerikaniſchen Colonien ernennt, eine Stelle von groſser Wichtigkeit und ſehr anſehnlichen Einkünften.

Zu gleicher Zeit ernannte ihn Penſylvanien und noch einige andere Provinzen zu ihrem Agenten. Die Thee-Acte, und noch mehr die Stempel-Acte, hatten nehmlich, als neue Auflagen, die engliſchen Unterthanen in Amerika in groſse Gährung geſetzt. Es iſt ein Hauptpunkt der brittiſchen Regierungsform, daſs ſich die Nation in ihren Repräſentanten ſelbſt beſteuert; nun hatten aber dieſe unermeſslichen Länder der andern Hemiſphäre keine Repräſentanten im Engliſchen Parlamente; ſie wurden alſo wirklich bey jeder neuen Auflage nicht als Engliſche Bürger, ſondern als Unterthanen einer deſpotiſchen Regie-

gierung behandelt, die kein Recht haben, über die Gröſse ihrer Abgaben mitſprechen zu dürfen. Dieſe Forderungen, entweder keine neue Auflagen, oder zugleich auch Repräſentanten im Parlamente zu bekommen, ſchienen daher den Amerikanern einleuchtend gerecht, und wurden von allen Seiten gehört. Franklin ſelbſt war von der Wahrheit und Gerechtigkeit dieſes Grundſatzes ſo durchdrungen, daſs er keinen Mittelweg zwiſchen den zwey Ideen kannte, entweder die geſammte engliſche Verfaſſung zu demjenigen Grad der bürgerlichen Freyheit zu erheben, der in einer vollen Repräſentation der geſammten Nation und aller Colonien beſteht, und der geheiligten Perſon des Königs die Ausübung des geſetzmäſsigen allgemeinen Willens überträgt; oder, wenn England das nicht wollte, ſein Vaterland wenigſtens, das ohne dieſs in Rückſicht auf Gröſse und Entfernung in einem ſonderbaren Verhältniſse zu dem Mutterlande ſtünde, zu dieſer gerechten, nicht ſchimäriſchen bürgerlichen Freyheit zu erheben.

Da die Gouverneurs berichteten, daſs die Gährung über dieſe Punkte in Amerika allgemein ſey, ſo muſste daſs Haus der Gemeinen in London zu einer genauern Unterſuchung der Sache ſchreiten, und beſchied daher alle Agenten der Provinzen vor ſeine Schranken.

Hier nun war es, wo Franklin (1767.) auf die vorgelegten Fragen mit einer politiſchen Weisheit, mit einer Beſtimmtheit und Stärke antwortete, daſs die europäiſche Staatsklugheit darüber erſtaunte. Die Mitglieder des Hauſes wurden getheilter Meynung, und die Stempelacte wurde wiederrufen. Aber dadurch waren nunmehr die Gemüther in Amerika noch nicht beruhigt. Franklin ſchrieb fleiſsig an ſeine Freunde in den Colonien; dieſe Briefe und ſeine Antworten vor den Schranken verbreiteten die Grundſätze von bürgerlichen Rechten immer mehr und immer überzeugender unter den Amerikanern, bey denen es nun eine allgemeine Meynung wurde, daſs Amerika einmahl frey werden müſſe, und daſs es unnatürlich ſey, wenn ein ſo groſſes Land von einer kleinen Inſel aus regiert werden ſolle, deren König nur ſeltene und nur ſehr unſichere Nachrichten von demſelben durch ſeine Statthalter einziehen könne. Samuel Adams, einer ſeiner Freunde, lieſs in allen Provinzen Franklins Briefe circuliren, worin er die Streitigkeiten der Parlamenter über die Behandlung der Colonien erzählt; worin er beſchreibt, wie viele reiche Praſſer in England von dem ſauern Erwerbe lebten, den die Amerikaner jährlich für das Spielwerk zollten, daſs man ihnen aus dem Mutterlande zuſchicke; worin er ſie auf-

muntert, ihren Unterhalt, ihre Subſiſtenz da zu ſuchen, wo ſie Gott ihnen angewieſen hätte, nehmlich in ihrem eigenen Lande und in ſich; worin er ſie beſchwört, ihr groſses Werk nicht bloſs halb zu thun, und nicht etwa in der Mitte ſtehen zu bleiben.

Auf einmahl entbrannte der Freyheitsſinn von Newhampſhire bis Georgien; man warf zu Boſton den Thee ins Meer, verſammelte einen Congreſs, und erklärte ſich frey. Franklin war ſchon ſeit einiger Zeit in England, wo er ſich bis jetzt als Agent aufhielt, ſehr kalt behandelt worden; man entſetzte ihn der General-Poſtmeiſters Stelle, und er war in Gefahr arretirt zu werden. Er verlieſs daher London, und war zu Anfang des Jahres 1775. wieder in Philadelphia, welches ſich der Congreſs zum Sitz erwählt hatte. Schon war Deane ſeit einiger Zeit in Paris, um dort heimlich Unterhandlung zu pflegen; Franklin aber wurde zu den Canadiern geſchickt, um ſie mit zum Aufſtand zu bewegen. Allein die Presbyterianer unter den Coloniſten hatten in ihren tollen Enthuſiasmus einige Kirchen dieſer Nation verbrannt, und ungeachtet der einleuchtenden Deutlichkeit, die Franklin jeder Sache, mit welcher er ſich befaſste, zu geben wuſste, richtete er doch bey ihnen nichts aus. Indeſs hatte er und ſein Freund, der General Lee, durch ihre Reiſen in den Pro-

vinzen so viel bewirkt, dass man nun mit Grund einen glücklichen Fortgang des Unternehmens vermuthen konnte. Man erwählte ihn noch zum Mitglied der Ausöhnungs-Commission mit England, die aber bekanntlich nichts ausrichtete.

Der Congress kannte das Ansehn, in welchem Franklin als Gelehrter in Frankreich stand, und daher trug er ihm auf, Deane's Unterhandlungen daselbst fort zu setzen. Obgleich schon 71. Jahre alt, gieng er doch (1776.) dahin, wo sein hoher Beruf ihn hinzog, und wo das gröfste, aber auch bedenklichste Geschäfte in keiner bessern Hand, als in der eines tugendhaften und klugen Greises, seyn konnte. In Frankreich war das Interesse, das man an Amerika nahm, allgemein, und eben so allgemein die Liebe und Verehrung, die man diesem erhabenen Manne erzeigte. Es war der Klugheit gemäss, dass er sich anfangs sehr eingezogen hielt. Er wohnte daher zu Passy, einem Dorfe zwischen Paris und Versailles, sah in seiner Eingezogenheit wenig Welt, und war sehr auf seiner Hut. In Paris erschien er immer in einer ansehnlichen Begleitung seiner Freunde, zu denen sich Leute von den gröfsten Talenten gesellten. Alles an ihm kündigte die Einfalt und Unschuld jener alten Sitten an, die uns die Philosophen so schön beschreiben, die man aber ausserdem so wenig antrifft.

trifft. Er hatte das erborgte Haar, was er ſonſt trug, abgelegt, und zeigte einen Greiſes-Kopf, der des Pinſels eines Guido würdig war; ſeine Kleider waren höchſt einfach; er trug immer eine groſse Brille, und in der Hand hatte er einen weiſen Stock. Er ſprach wenig; er war gerade, ohne bäuriſch zu ſeyn. Eine ſolche Figur war dazu gemacht, um die Neugierde von Paris zu erregen. Man fragte ſich, wer der alte Bauersmann ſey, der ein ſo edles Anſehen habe? und man antwortete um die Wette: „Es iſt der berühmte Franklin!“ Er gieng allenthalben hin, wo ſich Menſchen aus edlen Bewegungsgründen verſammeln, in die gelehrten Societäten, in die Parlementsſitzungen, in die Freymaurerlogen, und allenthalben wurde er mit Freudensbezeugungen empfangen. Wohl ſelten ward ein Menſch ſo allgemein geehrt, ohne doch Neid zu erregen. Drey Monate nach ſeiner Ankunft ſah man allenthalben ſein geſtochenes Bildniſs.

Er betrieb anfangs die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes nur in der Stille; als aber nach des General Gates Sieg über Bourgoyne bey Saratoga der Hof von Verſailles die Unabhängigkeit der Provinzen anerkannte, ſtellte ihn der Graf von Vergennes 1778. dem König als bevollmächtigten Miniſter dieſes Staates vor. Sein Alter, ſein ehrwürdiges Anſehn,

das Einfache seiner Kleidung bey einer solchen Feyerlichkeit, alles, was das Leben dieses Amerikaners Auszeichnendes hat, vermehrte noch die allgemeine Theilnahme. Man klopfte in die Hände, und alles verkündigte jene liebenswürdige Berauschung der Einbildungskraft, deren der Franzose so empfänglich ist. Der König sagte ihm: „Versichern Sie die vereinigten Staaten von Amerika meiner Freundschaft. Insbesondere bin ich mit der Aufführung sehr zufrieden, die Sie in meinem Königreiche beobachtet haben.“ Auf seinem Rückweg aus dem Schlosse erwartete ihn das Volk, und begleitete ihn mit lautem Zuruf.

Er fuhr nun fort, in dieser neuen Würde seinem Vaterlande, diesem neugebornen Kinde des Weltgangs, die wichtigsten Dienste zu leisten, und die Geschichte dieser merkwürdigen Periode mag es erzählen, wie sehr Alles nach den Wünschen der Patrioten ausschlug. Nur Einen empfindlich tiefen Schmerz hatte das Schicksal der Seele des grosen Republikaners bestimmt, aber er trug ihn mit dem Muth eines Brutus. Sein einziger Sohn war königlicher Statthalter in Neujersey; er nahm beym Ausbruch der Streitigkeiten die englische Parthey, und ermahnte die Einwohner, nicht zur Independenz-Erklärung zu treten. Der Congreß

greſs lieſs ihn 1776. gefangen nehmen und in Connecticut feſtſetzen. Der Sohn deſſelben war der Begleiter ſeines Grosvaters in Frankreich, der ihm auch einige Landgüter vermacht hat; alles übrige Vermögen hat Franklin ſeiner einzigen in Amerika verheiratheten Tochter zurück gelaſſen.

Der Krieg war nun zwiſchen England und Frankreich ausgebrochen, und eine Reihe glücklicher Begebenheiten für die Vertheidiger der Freyheit brachte endlich nach ſieben Jahren voll Kampf und Unſicherheit, dem neuen Staate den Frieden. Die Klugheit und Geſchicklichkeit, mit welcher der Philoſoph ſein Geſchäft in Frankreich betrieb, war während des ganzen Krieges von den gröſsten Folgen für den Congreſs geweſen, und wahrſcheinlich hätten die Provinzen ohne ſeine Vermittelung weder den Krieg aushalten, noch Agenten an andere Mächte, an Oeſterreich, Spanien und Preuſsen, ſchicken können. Nimmt man dies und ſeine erſten Bemühungen, den Saamen groſser Grundſätze unter ſeinen Landsleuten auszuſtreuen, zuſammen: ſo ſieht man, mit wie vielen Rechte Franklin den Nahmen des Vaters der amerikaniſchen Freyheit verdient. Der 20ſte Jan. 1783. war der ſchönſte Tag ſeines Lebens, an dem er zu Paris mit den Engliſchen Commiſſarien den Frieden unterzeichnete, der ſeinem Vaterlande Freyheit

und Ruhe ſicherte, der Tag, an dem der Greis, wie Moſes einſt vom Nebo, einen begeiſternden Blick in die thatenreiche Zukunft, in eine Zeit voll Ruhm und Wohlſtand für ſein gelobtes Land that.

Nun hatte er ſein groſses Geſchäfte vollendet; nun war auch das andere Hemiſtich der prächtigen Worte erfüllt, die man mit ſo vieler Wahrheit von ihm geſagt hat: *Eripuit coelo fulmen, ſceptrumque tyrannis*; nun konnten ihn aber auch weder Alter noch Schmerzen abhalten, ſich ernſtlich nach dem Stück Erde hinüber zu ſehnen, für das er ſo viel gethan hatte. Er ſchiffte ſich in einem Engliſchen Hafen ein; aber er berührte nur die Küſten von England und wollte ſeinen Gegnern die Kränkung erſparen, ihn nun als Sieger zu ſehen. Er hatte eine glückliche Überfahrt, und ungeachtet heftiger Steinſchmerzen ſchrieb er doch unterwegs einen langen Brief, der vortrefliche Gedanken enthält, an einen ſeiner Freunde in Frankreich, über verſchiedene Punkte, die ſich auf Verbeſſerung der Schiffe beziehen. Im Dec. 1785. kam er wieder in Philadelphia an, in der Stadt, die den ſchönſten Nahmen aller Städte auf der Welt führt, und ſich jetzt mehr als vorher das Recht erworben hatte, ihn führen zu dürfen. Wer kann aber die Scene beſchreiben, die ſich nun darſtellte! Unzählige durch ihn frey gewordene Bürger empfien-

pflengen den Greis im Hafen mit dem Jauchzen der unverſtellten Freude; die alten Leute, die ihn ſonſt gekannt hatten, umgaben ihn; die neue Generation drängte ſich herbey, ſeine Züge kennen zu lernen. So gieng er unter den Seegnungen gerührter Herzen bis an ſein Haus, während daſs Kanonen und Glocken die Ankunft des gröſsten Mitbürgers der ganzen Gegend verkündigten. Alles wetteiferte, ihm Achtung und Verehrung zu bezeigen; der Congreſs, die Univerſität und andere Societäten überreichten ihm Dankaddreſſen, und im folgenden October wurde er auf zwey Jahre zum Präſidenten der Aſſemble von Penſylvanien ernennt. Er hatte die Freude, von Jahr zu Jahr den neuen Staatenbund blühender zu ſehen; Menſchen aus allen Reichen Europens drängten ſich bey, das Bürgerrecht darin zu erhalten. Da oft ſchwärmeriſche Begriffe von dem dortigen Glück die Ankömmlinge dahin lockte, ſo handelte Franklin ganz ſeinem geraden und menſchenfreundlichen Charakter getreu, als er eine Nachricht an Emigranten bekannt machte, wodurch er jene überſpannten Begriffe berichtigte, und genau auseinander ſetzte, was für Erwartungen und Eigenſchaften dieſe neuen Ankömmlinge haben müſsten, wenn ſie in dem werdenden Staat ihr Glück finden wollten. Sicher iſt dieſe

aufrichtige Schrift keine unbedeutende Perle in ſeiner Krone.

Franklin wurde nur alt am Körper, nicht am Geiſte. In ſeinem 83ſten Jahre, wo bey andern Greiſen von ihren Kenntniſſen nur noch ein Schatten, und von ihrer ſonſtigen überlegten Feſtigkeit nur noch ein ſteifer Eigenſinn übrig bleibt, ſprach er noch zum letzten Mahl öffentlich, und ſo, wie der Mund der Weisheit nur immer ſelbſt ſprechen könnte. Factionen theilten die neuen Staatsbürger: man berief die Staaten 1788. von neuem zuſammen, um der Conſtitution innere Feſtigkeit und Stärke zu geben. Franklin war als Repräſentant von Penſylvanien da, und beym Ende ihrer Unterſuchung, ſprach er in der letzten Sitzung wie vielleicht noch wenige Greiſe geſprochen haben: „Herr Präſident! ich billige die gegenwärtige Conſtitution nicht ohne Ausnahme; aber ich wage es nicht zu behaupten, daſs ich ſie nicht vielleicht einmahl billigen werde. Ich habe lange gelebt; vielmahls habe ich mich genöthigt geſehen, nach der genaueſten Unterſuchung, nach der reifſten Ueberlegung, doch meine Meynung zu ändern, ſelbſt über Gegenſtände von der gröſsten Wichtigkeit. Je älter ich geworden bin, je mehr habe ich gelernt, Mistrauen in mein eignes Urtheil zu ſetzen, und das Urtheil andrer zu achten. Die mehrſten Menſchen

schen glauben, wie die mehrsten religiösen Secten, die Wahrheit allein zu besitzen, und nennen alles Irrthum und Trug, was sich von ihrem System entfernt. Steele, ein Protestant, sagt sehr richtig in einer Dedication an den Pabst: der einzige Unterschied, der zwischen Ihrer Kirche und der protestantischen in Rücksicht auf die Gewissheit ihrer Lehren statt findet, ist der, dass die römische Kirche unfehlbar ist, und die englische Kirche niemahls Unrecht hat." Er glaube, fährt Franklin fort, dass jede Regierungsform gut sey, wenn sie gut verwaltet werde, dass die jetzige Constitution, ihrer Mängel ungeachtet eine Reihe von Jahren hindurch gut verwaltet werden könne, und dass, wenn sie, wie es bis jetzt mit allen Verfassungen ergangen sey, einst in Despotismus ausarten sollte, dies wenigstens erst dann geschehen würde, wenn das Volk so herabgesunken wäre, um von niemand anders mehr, als von einem Despoten, regiert werden zu können. Er verspricht also, ungeachtet seiner Misbilligung einzelner Theile der Verfassung, ihr mit treuem Herzen anzuhängen; er ermahnt alle Repräsentanten, in ihren Provinzen den Tadel über einzelne Punkte nicht zu verbreiten, und der Unzufriedenheit keine Veranlassung zur Klage zu geben; sondern, nach seinem Beyspiel, ihre Privat-Meynung der allgemeinen Harmonie und Ord-

Ordnung aufzuopfern. Er fordert die Versammlung auf, dieſes zu verſprechen, aus dieſer Verhandlung eine öffentliche Acte zu machen, und ſie ohne Ausnahme zu unterſchreiben. Sein Vorſchlag gieng durch, und die ganze Welt bewunderte nun mit ſeiner damahligen Zuhörerſchaft das, was er hier mit dem Scharfſinn eines thätigen Mannes und mit der Weisheit eines erfahrnen Greiſes ſprach. Alter und Krankheit entfernten ihn endlich von den öffentlichen Geſchäften, und er lebte in den letzten Jahren in der Stille als ein glücklicher Bürger, der unter allen lebenden Menſchen vielleicht von dem gröſsten Tagwerke im Schooſe der Muſen ausruhte; denn immer noch mit ſeinen Lieblingsſtudien beſchäftigt, verſammelte er wöchentlich eine politiſche und philoſophiſche Geſellſchaft in ſeinem Hauſe.

Angeborne und erworbene Eigenſchaften vereinigten ſich, dieſen Mann achtungswerth zu machen. Menſchenliebe und Freymüthigkeit waren die Grundlage ſeines Charakters; eine ungetrübte Heiterkeit, eine angenehme Gefälligkeit im gemeinen Leben, und eine beſtändige Gleichmüthigkeit in groſsen Unternehmungen verbanden ſich in ihm mit der gröſsten Vorſicht in ſeinem Betragen. Während ſeines ganzen Auffenthaltes in Frankreich, wo er doch ſo beobachtet wurde, kann man

ihm

ihm kein Wort, keine Bemerkung vorwerfen, welche dieſem Lobe widerſpräche. In allen Dingen, bey allen philoſophiſchen oder politiſchen Unterſuchungen, hatte er es ſich zu eigen gemacht, immer die einfachſte Anſicht der Sache aufzufaſſen, und ſie darnach zu prüfen. Sein Syſtem von Lebensweisheit war eben ſo einfach; er ſuchte Schmerz und Langeweile durch Mäſsigkeit und Arbeit zu entfernen; „die Glückſeeligkeit, pflegte er zu ſagen, iſt wie die Körper aus unmerklichen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt.“ Ohne gleichgültig gegen den Ruhm zu ſeyn, verachtete er doch ungerechte Urtheile; und wenn ihn Dankbarkeit erfreute, ſo wuſste er doch auch dem Neide zu verzeihen.

In ſeiner Jugend war er dem Pyrrhonismus ergeben, ſogar bis zu den Grundſätzen der Moral; damahls waren natürliche Güte und gerader Sinn ſeine einzigen Führer, und bewahrten ihn vor weitern Verirrungen. Späterhin überzeugte er ſich von einer Moral, die ſich auf die Natur des Menſchen gründet, die unabhängig von der Speculation und älter als unſere verabredeten Einrichtungen iſt. Er hielt ſich von der Fortdauer der Seelen und von einem Zuſtand der Vergeltung überzeugt; er glaubte an einen gerechten und wohlwollenden Gott, dem er in der Stille reine Opfer der Verehrung brachte. Aeuſserliche Gebräu-

che

che feyerte er ſelten mit, ob er ſie gleich als nützlich zur Beförderung der Sittlichkeit empfahl. Er hatte Achtung für alle Religionen, ſo bald ſie nur auf eine allgemeine Duldung gegründet waren, und Andersdenkenden die Belohnung ihres Wohlverhaltens nicht abſprachen. Selbſt die einzige, übrige Einſchränkung, die den Gotteslängner und den Faulen aus Philadelphia ausſchlieſst, hielt er nur für eine Drohung, die niemahls Wirklichkeit bekommen könne; „Denn, ſagt er, wenn es in der übrigen Welt einen Gotteslängner geben ſollte, ſo würde er ſich bekehren, wenn er in eine Stadt tritt, wo alles ſo gut eingerichtet iſt; und wenn ſich ein Träger in ihr finden ſollte, ſo würde er, da er immer drey liebenswürdige Schweſtern vor ſich ſieht, den Reichthum, die Wiſſenſchaft und die Tugend, welche Töchter der Arbeit ſind, ſie lieb gewinnen, und ſich Mühe geben, ſie von ihrer Mutter zu erhalten.“ Zugleich aber ſchonte er mit einer Zärtlichkeit, die nur ein Menſch beſitzt, der an Geiſt und Herz gleich vollendet iſt, alle religiöſen Schwachheiten anderer, alle Aengſtlichkeiten eines getäuſchten Gewiſſens, und hatte jene ſorgfältige Aufmerkſamkeit für ſie, die ein gutes Herz für die Schwächen der Kindheit zeigt.

Sein Umgang war äuſserſt anziehend; er drang gern in die Kleinigkeiten des bürgerlichen

lichen und häuslichen Lebens ein, und setzte sie durch die Fülle seines Geistes und seiner Erfahrungen in ein neues Licht. Einen Beweis, wie er seine Kenntnisse zum Vergnügen der Gesellschaft benutzte, bietet die erfindungsreiche Einrichtung eines elektrischen Festes dar, das er einmahl zu Skuyskill seinen Freunden gab. Ein elektrischer Funke zündete, ohne einen andern Leiter als das Wasser des Flusses zu haben, auf beyden Ufern den flüchtigen Geist an, der dazu bereitet war, das Fest zu erleuchten; ein elektrischer Schlag tödete vor den Augen der Gäste das Geflügel, das man zur Mahlzeit bestimmt hatte; elektrisirte Maschinen drehten das Fleisch, um es an dem elektrischen Feuer zu braten; Becher, mit diesem feinen Fluidum gefüllt, ersetzten die Weine, und die Gäste, die auf eine geschickte Weise die Berührung mit den Lippen zu vermeiden wusten, tranken auf das Wohl aller berühmten Physiker, beym Donner elektrischer Batterien.

Man braucht es nicht erst zu sagen, dass ein Mann von solchen Talenten, der angenehmste und belehrendste Schriftsteller seyn musste. Er hatte in England die ausgebreitete Wirkung periodischer Blätter gesehen, und wählte sich daher diese Form und die Kalender, um seine menschenfreundlichen und beglückenden Grundsätze zu verbreiten.

Es

Es möchte schwer seyn, ihn zu übertreffen in der Kunst, die Lehren der Moral zu entwickeln, und sie auf die Pflichten der Freundschaft und der allgemeinen Liebe, auf die Benutzung der Zeit, auf das Glück der Wohlthätigkeit, auf die nothwendige Verbindung des eignen Wohls mit dem allgemeinen, auf die Früchte der Arbeitsamkeit, auf den süfsen Genufs, den uns die gesellschaftlichen Tugenden verschaffen, besser anzuwenden, als er es that. Man kann nichts Schöneres in dieser Art lesen, als die Sprüchwörter des alten Heinrichs, oder die Weisheit des guten Richard, die durch Inhalt und Einkleidung Muster der wahren Popularität sind. Er wufste sich mit seltner Kunst jener Manier zu bedienen, die die Wahrheit etwas umhüllt, um sie nur desto wirksamer zu machen. So gab er sich, um das unzweckmäfsige Verfahren des englischen Ministeriums zu zeigen, die Miene, als wollte er die sichersten Mittel lehren, wie man einen Staat verkleinern müsse, den man zu grofs fände, um ihn regieren zu können. Um die Ansprüche Grofsbrittanniens auf Amerika zu beleuchten, erdichtete er ein Schreiben, in welchem der König von Preufsen England mit Taxen belegt, weil die Einwohner an der Oder ehemals diese Insel erobert oder bevölkert hätten. Um die Intoleranz zu beschä-

ſchämen, erdichtete er im alten Styl eine Parabel aus der patriarchaliſchen Welt, die ſo einfach als wirkſam iſt. „Abraham, ſagt er, nahm einſt einen Greis bey ſich als Gaſtfreund auf; aber der Fremde wollte nicht mit zu dem Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, beten, und erklärte, daſs er keine andere Gottheit erkenne, als die Götzen ſeiner Altäre. Abrahams Eifer entbrannte, er ſtieſs ihn hinaus, und jagte ihn bey Nacht in die Wüſte. Da lieſs ſich Gottes Stimme hören: „wo iſt der Fremde?“ Der Patriarch antwortete: „Herr, er wollte dich nicht anbeten; darum habe ich den Ungläubigen ausgeſtoſsen.“ Da ſprach Gott: „Ich habe ihn hundert und neunzig Jahre ertragen; ich habe ihn genährt und gekleidet, ungeachtet ſeiner Empörung gegen mich; und du, ein ſchuldiger Menſch, kannſt nicht eine Nacht Geduld mit ihm haben?“ Da ſprach Abraham: „Ich habe geſündigt, Herr! laſs deinen Zorn nicht über mich entbrennen.“ Und er lief in die Wüſte, ſuchte den Alten, führte ihn in ſein Zelt, behandelte ihn mit Freundſchaft, und entlieſs ihn am Morgen mit Geſchenken.“ Wie ſehr erregt dieſe Probe den Wunſch, alle Schriften des unſterblichen Mannes bald bey einander zu haben.

Endlich kam die Zeit zum Sterben für ihn, und er gieng hin, um ſich dort mit den

Vätern und Pflegern des Menschengeschlechts aus allen Jahrhunderten zu vereinigen. Er hat sich selbst eine Grabschrift gemacht, die uns seine Hofnungen und seine einfache Denkungsart, zeigt: „Hier ruht, um eine Speise der Würmer zu werden, der Leib des Buchdruckers, Benjamin Franklin, wie der Einband eines alten Buches, dessen Blätter abgenutzt, dessen Titel und Vergoldung verwischt sind. Aber das Werk selbst wird nicht verloren gehen; denn es wird (so hoffet er) zum zweyten Mahl in einer neuen und schönen Ausgabe erscheinen, überschen und verbessert vom Autor.“

Bey dem Tode eines solchen Greises würden Thränen, die bald wieder vertrocknen, sehr am unrechten Orte seyn; vielleicht sind auch nur wenige um ihn vergossen worden. Solchen Männern gebührt der Tribut der fortdauernden Verehrung aller Nationen, und aller Menschen; und diesem Manne ist er entrichtet worden. Amerika feyerte sein Andenken durch eine allgemeine Trauer. Mirabeau der ältere, der, er mochte übrigens seyn wie er wollte, grosse Empfindungen auszudrücken und zu erregen verstand, wie kein anderer Mensch, hat, als diese Nachricht nach Europa kam, in der Versammlung der Staaten von Frankreich um das Wort, und sagte: „Franklin ist gestorben! — Er ist zurückgekehrt in den Schoos

der

der Gottheit, dieſer Geiſt, der Amerika befreyte, und auf Europa Ströme von Licht ausgoſs. Der Weiſe, den ſich zwey Welten zueignen, um den ſich die Geſchichte der Wiſſenſchaften und die Geſchichte der Staaten ſtreiten, behauptete unſtreitig einen erhabnen Rang unter dem Menſchengeſchlecht. Lange genug haben die Cabinette den Tod derjenigen öffentlich angezeigt, die nirgends groſs waren, als in ihrer Leichenrede. Lange genug hat das Ceremoniel der Höfe verſtellte Trauern angeſagt. Nationen dürfen für niemand anders Trauerzeichen tragen, als für ihre Wohlthäter. Die Sprecher der Nationen dürfen niemanden der Verehrung derſelben empfehlen, als die Helden des menſchlichen Geſchlechts. Der Congreſs hat in den vierzehn vereinigten Staaten eine Trauer von zwey Monaten für Franklin befohlen, und Amerika bezahlt in dieſem Augenblicke den Tribut der Verehrung gegen einen der Väter ſeiner Conſtitution. Wäre es nicht unſrer würdig, meine Herren, uns an dieſe heilige Handlung anzuſchlieſsen, und an der Verehrung Theil zu nehmen, die man im Angeſicht der Welt den Rechten des Menſchen und dem Philoſophen bezeigt, der ſo viel dazu beygetragen hat, ihr Gebiete auf der ganzen Erde auszubreiten. Das Alterthum würde Altäre errichtet haben zur Ehre dieſes mächtigen Geiſtes,

der mit seinen Gedanken Himmel und Erde umfaſste, den Blitz und die Tyrannen bezwang. Das erleuchtete und freye Europa iſt einem der gröſsten Menſchen, die jemahls im Dienſt der Philoſophie und der Freyheit geſtanden haben, eine Bezeigung des Andenkens und der Theilnahme ſchuldig. Ich ſchlage daher vor, zu beſchlieſsen, daſs die Nationalverſammlung drey Tage die Trauer für Benjamin Franklin tragen ſoll.“ Rochefoucault und La Fayette unterſtützten den Vorſchlag. Durch eine groſse Majorität ward beſchloſſen, daſs man drey Tage trauern wolle, daſs Mirabeaus Rede gedruckt werden, und der Präſident im Nahmen der Verſammlung an den Congreſs ſchreiben ſolle.*)

Die Nationalverſammlung legte die Trauer den 14 Junius wirklich an; alle Bürger von Paris ahmten ihr freywillig nach, und trauerten

*) Jetzt wird der groſse Demagog, der in vieler Rückſicht ein Gegenſtück zu Franklin iſt, für dieſe Achtung gegen Verdienſt, die er ſelbſt fühlte und andern einflöſste, belohnt. Er ahndete es damahls wohl nicht, daſs er ſich durch dieſe goldnen Worte ſeine eigne Leichenfeyer für das nächſte Jahr zubereitete. Seine freye Nation hat ſich mit leiſem Tritt zu ſeinem Hauſe gedrängt, ſo wie man ſich ſonſt nur dem Bette naht, worauf ein Bruder ſtirbt, und man hat ihn begraben, wie noch kein König begraben worden iſt.

ten auch. An demſelben Tage lieſsen die Freunde der Revolution den zweyten Saal auf dem Kaffehaus Procope ſchwarz ausſchlagen, und über den Eingang die Worte ſetzen: Franklin iſt todt. Am Ende des Saals hatte man ſeine Büſte mit Eichenblättern bekränzt aufgeſtellt, und darunter ſtand: Vir. Man feyerte hier auch ſein Andenken durch eine Rede.

Den 21. Julius hielt der Abt Fauchet in der Rotunde eine Rede auf ihn. Deputirte von der Nationalverſammlung, der Maire, der General und andere Abgeordnete waren gegenwärtig, und den Tag darauf beſchloſs man, daſs die Rede gedruckt und an den Congreſs geſchickt werden ſollte. Nach einem Vortrag voll Kraft und Feuer, ſchlieſst der Redner ſo: „Ehrwürdiger Greis, erhabener Philoſoph, Urheber der Glückſeeligkeit deines Vaterlandes, Veranlaſſer der franzöſiſchen Freyheit, Prediger des Bruderbundes unter dem Menſchengeſchlecht, welches Glück hat noch das Ende deiner Laufbahn verſchönert! Aus deiner glücklichen Freyſtatt, aus der Mitte deiner Brüder hervor, die in Frieden der Frucht deiner Tugenden und der Wirkung deiner Talente genieſsen, haſt du das heilige Lied von der Befreyung der Menſchen geſungen. Deine letzten Blicke haben um dich her Amerika glücklich, über das Weltmeer hin Frankreich frey, und in einer

nahen Zukunft die Wohlfarth der Welt gesehen: Die vereinigten Staaten, die alle gleichsam deine Kinder sind, haben den Vater ihres Freystaats beweint; Frankreich, deine adoptirte Tochter, hat den Urheber ihrer Gesetze geehrt; das menschliche Geschlecht, deine grosse Familie, wird dich als einen allgemeinen Vater verehren, der die Natur und die Gesellschaft mit einander in ein Band geknüpft hat. Deine Gedächtniss gehört für alle Jahrhunderte; dein Andenken für alle Völker; dein Ruhm für die Ewigkeit."

So ehrten unsere entzückten Nachbarn diesen Mann. Seine gröfste Ehre indefs besteht in der Bewunderung, die ihm im Stillen das Herz jedes denkenden Menschen unter allen Nationen zollt, und in dem ruhigen Lobe, womit wir einst sein Bild unsern Enkeln zeigen werden.

Nur noch eine auffallende Vergleichung zwischen den zwey gröfsten Verstorbenen desselben Jahres dringt sich uns auf. Joseph ward im Purpur geboren; glänzende Kronen vererbten sich früh auf sein Haupt; aber als er die Augen schlofs, wankten sie alle, und er konnte nicht wissen, welche von ihnen auf seinen Nachfolger übergehen würden. Franklin gieng in seiner Jugend mit einem Pfennigbrod durch die Strafsen von Philadelphia, und stillte seinen Durst aus dem

dem Fluſſe; kein Menſch kannte ſeinen Nahmen; aber bey ſeinem Tode lieſs er einen Staat hinter ſich, gröſser als irgend eine Monarchie, der in ihm einen ſeiner Stifter verehrte; und wo nur auf unſerer Erdkugel gebildete Menſchen wohnen, wurde dieſer Bürger mit Achtung genennt. Beyde; Joſeph und Franklin, ehrten die Menſchheit, und waren eifrige Vertheidiger ihrer Rechte, obgleich auf ganz verſchiedenen Wegen, und mit ganz verſchiedenem Erfolge. Denn dem mächtigſten aller Monarchen gelang ſein Unternehmen nicht; dem Buchdrucker aber gelang es. So gewaltig herrſcht das allwaltende Schickſal über ſeine Menſchen!

Den 19. April.

D. Carl Gottfried von Winkler,

churfächsischer Apellationsrath, der Decretalen ordentlicher Prof., des hohen Stifts zu Merseburg Capitularis, des Oberhofgerichts Beysitzer, der Universität Decemvir, der Juristenfacultät beständiger Dechant und Ordinarius, auch d. Z. Grofsprobst.

Dieser gründliche und fleifsige Rechtsgelehrte war 1722. in Leipzig geboren, wo sein Vater Advocat und Senator war. Er hatte auf der Thomasschule Ernesti's, und auf der Universität, Jöchers, Gottscheds, Mascow's u. a. Unterricht genossen, und ward 1744. Doctor der Philosophie und der Rechte. Da er sich bald durch seine Geschicklichkeit als Advocat auszeichnete, rückte er allmählich bis zur Würde eines Bürgermeisters, kehrte aber 1781., nach des unvergefslichen Hommels Tode zur Facultät als ihr Oberhaupt zurück, um die Erfahrung und unabläfsige Thätigkeit seiner spätern Jahre ihrem Besten bis auf die letzten Augenblicke zu widmen. Den seinen Vorfahren schon vom Kaiser Ferdinand III. ertheilten Adel liefs er erneuern. Zu seinen in dem meuselischen Lexicon und den Nachträgen genau angeführten kleinen Schrif-

Schriften, sind noch hinzu gekommen: *Progr. de favore medicor. iure vet. ac hodierno. 86. Diss. Superioritas territorialis fons operar. venaticar. Principi a subditis debitar. 86. Pr. Impugnatio studii partium hinc inde in foro male recepti. 89. Diss. ad doctrin. de iureiurando flores sparsi. 89.*

Den 30. April

Samuel Heinicke,

Director des Instituts für Taubstumme zu Leipzig.

Er war zu Nautschütz, einem Dorfe bey Weissenfels, im J. 1725. geboren. Nachdem er bey seinen Aeltern bis in sein 24stes Jahr den Landbau getrieben hatte, kam er unter die churfürstl. Leibgarde nach Dresden, wo er sich zugleich einige wissenschaftliche Kenntnisse erwarb, die er nachher, als er 1757. den Soldatenstand verliefs, auf der Universität Jena fortsetzte. Hierauf war er 10 Jahre lang Hofmeister im gräfl. Schimmelmannischen Hause zu Hamburg, und erhielt alsdann die Cantorstelle in Eppendorf. Er hatte schon vorher über den Unterricht der Taubstummen nachgedacht, und da er in Eppendorf gerade einen

nen solchen fand; so gab ihm dies Gelegenheit, eine bessere Methode als man bisher angewendet hatte, in Ausübung zu bringen. Da sich der Ruf hiervon verbreitete, und man ihm aus entfernten Gegenden dergleichen Unglückliche zuschickte; so erhielt er 1778. vom Churfürsten von Sachsen einen Ruf, ein Lehr-Institut für Taubstumme in Leipzig zu errichten. Er soll sehr glückliche Proben von seinem Talent, Taubstumme zu unterrichten, abgelegt, und in seiner Methode den Abt l'Epée und andere übertroffen haben; nur hatte man Ursache, über die Härte zu klagen, mit der er seine unglücklichen Zöglinge behandelte, wobey er sich freylich immer mit dem geringen Grad menschlicher Vernunft, den man bey ihnen fände, entschuldigte.

Überhaupt zeugte sein ganzes Betragen von seinen sonderbaren Schicksalen, und von seiner späten litterarischen Bildung. Da er ein rüstiger Schriftsteller wurde, so gieng jene Rauhigkeit und jener Stolz, der den Autodidakten so oft eigen ist, auch in seine gelehrten Streitigkeiten über, und ward Ursache, dass mancher scharfsinnige Gedanke, den der Unpartheische in seinen Aufsätzen findet, mit übersehen wurde. Indess bleibt ihm der Ruhm, im nördlichen Deutschland zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine sehr bedauernswürdige Classe unserer Mitmenschen

rege

rege gemacht zu haben, und es ist zu hoffen, dafs fortgesetzte Versuche noch manchen Weg zeigen werden, diesen Unschuldig-Unglücklichen einige Theilnahme an der menschlichen Gesellschaft zu verschaffen.

Als Schriften von ihm füge man zum Meusel noch hinzu: Grundlage des allgemeinen deutschen Verwahrungsjournals, betreffend die Scheingötterey der Naturalisten, Deisten etc. Copenhagen 1786. *Clavicula Salomonis*, oder Schlüssel zur höchsten Weisheit, erklärt. Presburg, 1789. 8. Wörterbuch zur Kritik der reinen Vernunft und zu den philosoph. Schriften des Hrn. Kant. 1789. 8.

Im April

starb noch zu Breslau

MOSES KUH.

Ueber ihn s. den Nachtrag.

Den

Den 1. May.

SAMUEL FRIEDRICH UNSELT,

Prediger in Gütland bey Danzig, geb. 1742.

Dieſer im Stillen wirkende, verehrungswürdige, und, wenn man das Wort von Menſchen brauchen darf, in ſeiner Art vollkommene Mann hat nie etwas gethan, hat nicht einmahl, bey allem innern Beruf dazu, etwas geſchrieben, um dem groſsen Publicum ſeinen Nahmen bekannt zu machen; und doch werden ihn ſicher viele, die entfernt und ungekannt von ihm lebten, ſchon lange, ſo wie ich, unter die vorzüglichſten und beſten Menſchen gerechnet haben. Der ungeheuchelte Enthuſiasmus ſeiner Bekannten oder Schüler hat ſchon längſt allenthalben ſeinen Nahmen zu einem Gegenſtand der Achtung gemacht. Wenn mein Hufeland, Marx oder Barendt mit warmer Liebe und Theilnahme von ihm ſprachen, mit Dankbarkeit ſich der ſchönen Züge erinnerten, aus denen ſein

freund-

freundliches Bild zusammen gesetzt ist: wie mufste ich da mit Hochachtung für einen Mann erfüllt werden, der von so guten Menschen mit solcher Aufrichtigkeit verehrt ward! Darum kam mir auch die allgemeine Trauer und das einstimmige Lob, das aus den auf seinen Tod in Danzig gedruckten Aufsätzen*) hervorleuchtet, gar nicht unerwartet. „Als sich die Nachricht von seinem Tode, schreibt man, in der Stadt verbreitete, wollte sie anfänglich niemand glauben, weil man das so gern unwahrscheinlich findet, was uns einen schmerzlichen Verlust verursacht; und als die Wahrheit des traurigen Vorfalls nicht mehr bezweifelt werden konnte, wie ausserordentlich war da der Ausbruch der Klage in allen Ständen, Geschlechtern und Altern! Bekannte und Unbekannte eilten zu einander um davon zu sprechen, weil man bey jedem der innigsten Theilnehmung gewifs war; und Greise und Jünglinge weinten gleich schmerzlich Thränen der Freundschaft, der Liebe, des Danks.“ Einen Mann, der so das gröfste Glück des Lebens genofs, sich nehmlich allgemein

*) Zwey kleine Schriften, jede unter dem Titel: Ueber Herrn Sam. Friedr. Unfelt. Danzig, bey Wedel, 1790. An die eine von Lengnich heraus gegebene sind einige Gedichte von Unfelt angehängt.

gemein geliebt zu ſeyn, mögen wir alle gern kennen, um von ihm, als einem Adepten, vielleicht ein Mittel mehr abzuſehen, wie wir jenen allgemein geſuchten Stein der Weiſen finden können.

Seine Zeitgenoſſen erzählen, daſs ſchon in den Studentenjahren ſeine Bekannten ihm eine Überlegenheit zu geſtanden, ohne noch zu wiſſen, worauf ſie ſich eigentlich gründete; ſelbſt die Fähigſten unter ihnen begegneten ihm mit einer Achtung, wie man ſie ſonſt nur einem Lehrer bezeigt. Dieſes war eine Wirkung der Würde, die er mit ſeinen durch Anlagen und Fleiſs ihm eignen Kenntniſſen verband. Seine Herzensgüte mit vielem Scharfſinne, aber nicht mit der abweiſenden Kürze des gelehrten Stolzes gepaart, machte, daſs er ſich anfänglich im Geſpräch eine ſcheinbare Einfalt, und jene ſüſse Geſchwätzigkeit erlaubte, die den andern zutraulich macht, und ſich der Herzen bemeiſtert; und dann wirkte er mit wenigen Worten ſehr tief. Hierin unterſtützte ihn ſein entſchiedener Geſchmack für Philoſophie, Dichtkunſt und Beredtſamkeit, und man glaubte an ihm die Urſache doppelt deutlich zu ſehen, warum die Alten dieſe Wiſſenſchaften mit dem Nahmen der Humanioren belegt haben. Denn es war nicht eine einzige Empfindung oder Neigung in ihm, die nicht von ihnen ihre Rich-

Richtung oder Verfeinerung erhalten hätte, und alles, was er aus ihnen hervor hohlte, war nicht etwa ein nur dem Kenner schätzbarer Edelstein, sondern brauchbares Gold, was sich sogleich umsetzen liefs.

Dieser Geschmack war unstreitig Naturanlage. Sein Geist war im beständigen Streben nach hellen und mehrern Begriffen, die er lieber aus der Natur und dem geselligen Leben, als aus der todten Bücherwelt schöpfte. Zur Ausbildung aller seiner Gaben that ihm sein Temperament den gröfsten Vorschub. Er hatte jene glückliche Mischung von Fröhlichkeit und Stille, die man das sanguinischphlegmatische Temperament nennt, bey der das Leben ruhig und heiter verfliefst, und die der festeste Grund ist, den nur immer die Natur zum wahren Lebensgenufs legen kann. Daher seine beständige Stimmung zur Freude und zum Genufs; daher jene Gemüthsruhe, mit der er seine Aufmerksamkeit eben so sehr auf alles, was ihn umgab, als auf sein Inneres richtete, so dafs er keine Idee aufnahm, die er nicht vorher an dem Ganzen seiner Überzeugungen geprüft hatte. Seine ruhige und scharfe Urtheilskraft half ihm alles Blendende durchdringen, alles Unentwickelte abwarten, alles Räthselhafte und Verschlossene aufgeben. Sein Gedächtnifs war von keiner grofsen Stärke, und konnte weder leicht fas-

sen,

ſen, noch treu behalten, wenn es nicht von dem Verſtande und der Einbildungskraft unterſtützt ward. Daher er auch die neuere Sprachen, deren Nutzen er ſehr erkannte, nicht inne hatte, und es ſehr beſchwerlich fand, etwas wörtlich zu lernen. Aber an ſeiner Einbildungskraft, die ihn offenbar zum Dichter beſtimmte, und an ſeinem Witze war eben ſo wohl die Wärme und Lebhaftigkeit, als die Unterwürfigkeit unter die Vorſchriften eines prüfenden Verſtandes, und eines guten Herzens zu bewundern; für die feinſten Empfindungen fand ſein dichteriſches Talent Bilder und Aehnlichkeiten, aber weder kühne noch entfernte, gröſstentheils nur aus der ihm zunächſt umgebenden Welt genommene, und immer ſo rein und unſchuldig, daſs ſeine Phantaſie allgemein gefiel, und ſein Witz niemanden beleidigte.

Um dieſe reichen und ſchönen Anlagen durch Fleiſs und Kunſt auszubilden, hatte er drey Männer genutzt, deren Nahmen er nie ohne ſichtbare Rührung ſeines dankbaren Herzens ausſprach; auf dem Gymnaſium in Danzig, Hanov und Bertling, und in Leipzig, Gellert. Hanov, ein tiefer, ſtrenger Denker, hatte ihn mit allen Theilen der Philoſophie bekannt gemacht; aber was noch mehr war, ihm die Luſt und Geſchicklichkeit beygebracht, die verwickeltſten Sätze

und

und Behauptungen zu zergliedern, und ihren Zusammenhang genau einzusehen. Bertling hatte ihn mit seinem unwiderstehlichen Feuer beseelt, und besonders für einen hinreissenden Vortrag der Wahrheit eingenommen. Unter ihm entstanden völlig eingerichtete Gesellschaften junger Studirenden, in denen Unselt vorzüglich thätig war; sie theilten einander Bücher, eigne Ausarbeitungen und die schärfsten Kritiken mit. Doch wer mit Unselt und seiner Art zu denken und zu handeln nur einiger Massen bekannt war, konnte am wenigsten den Einfluss übersehen, den vorzüglich Gellerts Unterricht und Umgang auf seine ganze Seele gehabt hatte. Von ihm hatte er jene fromme, auf Einen Punkt gerichtete Denkungsart angenommen; jenen Trieb, seine Kräfte auf nichts als Beförderung der Religion, der guten Sitten, und der unschuldigen Freude zu verwenden; jene Gabe, die erhabensten Wahrheiten in so gemeiner Sprache zu sagen, dass sie für jedermann verständlich und für den feinsten Geschmack noch reitzend waren; ihm hatte er die grosse Kunst abgelernt, alles darzustellen, und die schwersten Pflichten durch einnehmende Schilderungen zu empfehlen.

So gebildet kam er 1767. aus Leipzig in seine Vaterstadt zurück. Bis dahin war er nur der Liebling seiner Lehrer, das Muster

seiner Mitschüler, und die Seele manches frohen Cirkels gewesen; jetzt sahen alle seine Mitbürger auf ihn, und seine Obern glaubten die damahls erledigte Stelle eines Rectors an der Johannis- und bald nachher an der Marien-Schule nicht besser, als durch ihn, besetzen zu können. Erziehung war sein Lieblingsgeschäfte, und selten vereinigen sich auch wohl so viele Eigenschaften in einem Manne, um einen guten Pädagogen zu bilden, als in ihm. Das ihm vor so vielen ganz Eigenthümliche war die Gewalt, mit der er aller Jünglinge Herzen fesselte und beherrschte. In seiner Gesellschaft fühlten sie sich so frey und froh, als wenn sie unter sich selbst wären, und wenn sie zu tändeln und zu spielen schienen, so verstand er die Kunst, sie unvermerkt in Ernst und Thätigkeit zu versetzen. Sein Ausspruch galt daher bald im Erziehungsfache für untrüglich, und das Vertrauen zu seiner Kunst, Herzen zu lenken, ist ohne Beyspiel. War irgend ein Jüngling ausgeglitten, oder verirret, so führten ihn die bekümmerten Aeltern zu Unselt, welcher nach einigen Jahren das unaussprechliche Glück genoss, manchen gerettet zu haben, der am tiefsten Abgrunde entweder sorglos schlummerte, oder sich leichtsinnig hineinstürzen wollte. Er führte diese Besserung gern bis auf den Grund aus; liess sich nicht begnügen, blos Ausschwei-

fungen

fungen abzuhalten, und mittelmäfsigen Fleifs zu erzwingen; fondern er brachte auch die faft erftorbenen Gefühle der Gottesfurcht, der Menfchenliebe und Sittlichkeit wieder zum Leben, und fah nach mehrern Jahren feine mufterhafte Seelforge oft durch einen glücklichen Erfolg auf das herrlichfte belohnt.

Beym Unterricht in der lateinifchen und deutfchen Sprache pflegte er durch das Lefen und Auslegen der beften Mufter, durch Übungen in fchriftlichen Aufsätzen, und durch Auswendiglernen claffifcher Stellen feinen Schülern Belehrung und Unterhaltung zu gleicher Zeit zu verfchaffen. Bey Wiffenfchaften legte er kurze Dictate oder ein gutes Lehrbuch zum Grunde, und verfuhr dann beym mündlichen Unterricht nach der eigentlich fokratifchen Methode, wodurch es ihm möglich wurde, die jungen Seelen fo fehr zum Selbftdenken zu bilden, und fo auffallenden Nutzen zu ftiften. Von Strafen war in feiner Schule die Rede nicht; er lenkte eine Menge rafcher Jünglinge blofs durch Worte, die dann aber auch tiefe Stacheln in dem Herzen des Zöglings zurückliefsen, und von denen völlig das galt, was Alcibiades von den Reden des Sokrates fagte, dafs fie dem Vipernbifse glichen. Er kannte vermöge feines Temperaments den aufbrauſsenden Zorn nicht; im Fall des erregten Unwillens trat bey ihm

durch Mine und Sprache ein gewiſſer Ausdruck von Schmerz über die durch das ſchlechte Betragen ihm zugefügte Kränkung ein. Dieſs wirkte mehr als alle harten Worte, als alle Strafmittel. Jeder Knabe oder Jüngling, in dem noch nicht alle edlen Gefühle vertilgt waren, wurde von Beſchämung durchdrungen, den Mann, den alle und auch er, ſo herzlich liebten, gekränkt zu haben.

Wie ſehr ſein Herz an dem Wohl ſeiner Schüler hieng, bewies ein Unternehmen, dem er ſich, ungeachtet ſeiner mannichfaltigen Berufsarbeiten, freywillig unterzog. Um die wirkſame Verbindung mit ſeinen jungen Freunden nicht ganz aufzugeben, wenn ſie aus ſeiner Schule in das Gymnaſium kamen, hatte er mit einem Profeſſor deſſelben, der ſein erprobteſter Freund war, ein beſonderes Inſtitut aufgerichtet, welchem durch förmliche Geſetzbücher und ſeine zwey Obern ein feyerliches Anſehen gegeben war. Nur die Auserwählteſten wurden durch Einſtimmung der Mitglieder und der Obern darin aufgenommen. Die Abſicht der Anſtalt gieng auf die Veredlung des ganzen Menſchen, und da die Mitglieder Gelegenheit hatten, ſich bey andern Lehrern in wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen zu bereichern: ſo wurden hier mehr ſolche Arbeiten getrieben, durch welche der Jüngling zum richtigen Gefühl ſeiner Kräfte,

und

und zur Bekanntſchaft mit ſeinem Herzen gelangen konnte. Dazu gehörte nun, daſs die Schüler mehr untereinander ſelbſt arbeiteten, als daſs der Lehrer Hand anlegte; dieſer durfte nur zuſehen, und die Arbeiten lenken. Man reichte Charakter-Schilderungen ein, wodurch der Lehrer in den Stand geſetzt wurde, manches ihm zeither Verborgene zu bemerken, und auf Beſſerung zu dringen; und da alles unter dem Siegel der Verſchwiegenheit geſchah, ſo konnte daraus keine Kränkung oder Erbitterung entſtehen. Man beſprach ſich über das Leſen der Bücher für jeden Curſus, wo nicht nur durchaus gute Bücher gewählt, ſondern auch ein kurzer Auszug, und eine Beurtheilung des Geleſenen abgefordert wurden. Dieſes wechſelte mit Aufſätzen und Reden über ſelbſtgewählten Stoff ab; und durch alle dieſe Arbeiten wurde eine beſtändige Thätigkeit und Nacheiferung erregt, die ein Jüngling dem andern mittheilte, und die von den Lehrern bloſs geleitet wurde.

Unter ſo ſegensvollen Arbeiten hatte er zwölf Jahre hindurch ein ſehr heiteres und glückliches Leben geführt, aber auch ſo viel von ſeinen Kräften aufgeopfert, daſs ſeine Geſundheitsumſtände ganz bedenklich wurden. Deſto mehr prieſs er es als ein Geſchenk der Vorſehung, daſs er von ſeiner Obrigkeit in eine ſtille Landpfarrey geſetzt wurde, zuerſt

nach Prauſt, einige Jahre darauf aber nach Güttland. Hier liefs ſich keine groſse Veränderung in ſeiner Art zu ſtudiren und ſich zu beſchäftigen bemerken; denn er hatte einmahl ſolche Wiſſenſchaften gewählt, die er überall brauchen, und eben ſo wohl, zum eignen Vergnügen und zur eignen Beruhigung, als zum Nutzen ſeiner Landgemeine anwenden konnte. Er erfüllte den groſsen Zweck ſeines Amtes, Veredlung der Menſchen, in ſeinem ganzen Umfange, und wurde das Muſter eines chriſtlichen Predigers. Schon durch ſein ſanftes Betragen im Umgange bemeiſterte er ſich ſogleich der Herzen ſeiner Gemeine, und hatte in Kurzem ihr ganzes Zutrauen. Auf der Kanzel redete er im Tone der herzlichſten Vertraulichkeit mit ſeinen Zuhörern, wuſste ihnen alles Gute ſo liebenswürdig und beglückend, alles Böſe ſo niedrig und ſchädlich zu ſchildern, ſuchte die Unentſchiedenen zu beſtimmen, die Schwachen zu ſtärken, und die Beſſern immer noch mehr aufzumuntern. Führte ihn ſeine Betrachtung auf die groſsen Gegenſtände der menſchlichen Bewunderung, auf Gott und Vorſehung, ſo riſs er durch eine ſtrömende Beredtſamkeit die Herzen ſeiner Zuhörer mit ſich fort, und deswegen wurden ſeine Feſtpredigten ſo vorzüglich geſchätzt. Eben der wirkſame Lehrer war er im Beichtſtuhl, bey Taufen und Trau-

Trauungen; auch der leichtsinnigste Spötter wäre ernsthaft geworden, wenn er ihn im Nahmen seiner Brüder zur Gottheit hätte beten hören. „Als ich ihn einst, schreibt ein Freund von ihm, alle Handlungen des Gottesdienstes bis zu Ende hatte verrichten sehen, und mit aller Anstrengung nachdachte, was zum Ideal eines vollkommenen Volkslehrers noch für Züge nöthig wären: gestehe ich aufrichtig nicht Einen entdeckt zu haben, der sich nicht schon bey diesem Manne gefunden hätte."

Immer war er thätig und mit Erweiterung seiner Kenntnisse beschäftigt. Was eigentlich zum Studiren aufgelegt seyn oder die glückliche Stunde heisst, war ihm unbekannt; er konnte arbeiten, wenn er wollte, und am Wollen fehlte es ihm nie. Selbstvertrauen hatte er wenig, so dass er sich noch als Prediger im neunten Jahre seiner Amtsführung auf Katechisationen schriftlich vorbereitete, und keine Predigt ohne einen Aufwand von sechszehn oder mehrern Stunden hielt. Bisweilen erlaubte er sich, wohlgerathene Predigten zu wiederhohlen, feilte dann aber so scharf, dass ihm die alten fast eben so viel Zeit als die neuen kosteten. Er hielt mit der neuesten theologischen Litteratur gleichen Schritt, ob er gleich vermöge seiner tiefen Einsichten in die Geschichte der Glaubenslehren

ren gemeiniglich schon voraus ahndete, wie viel an einer Veränderung des Systems Neues oder Erhebliches seyn könne. Er urtheilte hierüber sehr treffend. Die merkwürdige Erfahrung in seiner Jugend, durch Nachdenken zum Zweifler an fast aller Wahrheit geworden zu seyn, hatte ihn nicht nur unerschrocken gegen Zweifel gemacht, sondern ihn auch gewisse Gränzen abstecken lassen, über welche er sich gegen geoffenbarte Lehren niemahls hinaus wagte. Lieblingssätze waren unter andern bey ihm: „Dass man vieles brauchen könne, was man nicht ganz deutlich durchschaue; — dass, wenn Jesus in seinen Werken, nach aller möglichen Bemühung, ihn blos menschlich darzustellen, doch noch immer so übermenschlich bleibe, es am räthlichsten sey, ihn für das zu halten, wofür er sich selbst ausgab.“ Eben so partheylos war er nun auch gegen neue Systeme der Philosophie, ob es gleich eine feste Überzeugung bey ihm war, dass sich von der zu weit getriebenen Speculation niemahls grosse Vortheile für das Menschengeschlecht erwarten liessen.

Einen tiefsinnigen Forscher in dem menschlichen Wissen konnte man ihn nicht nennen; das würde sich nicht mit der Mischung von Seelenkräften vertragen haben, die ihm eigen war. Man kann, ohne zu viel zu sagen, von ihm behaupten, dass er nichts ihm

Un-

Unnützes, hingegen aber alles ihm Nöthige und Brauchbare gewufst habe. Eine sehr zusammen hängende, auf richtige Auslegung der biblischen Stellen und tiefe Kenntnifs des menschlichen Herzens gebaute Moral, ein durch die Lectüre der Alten gebildeter und bis zu einem sehr hohen Grad verfeinerter Geschmack, eine nicht gemeine Belesenheit in den besten deutschen Schriftstellern, — das waren die vorzüglichsten Kenntnisse, die diesen Mann so nützlich und angenehm machten.

Denn ein so gebildeter Verstand, dem eine an sanfte Schwärmerey gränzende Phantasie alles mit Lebhaftigkeit darstellte, und zur Mittheilung immer die fruchtbarsten Bilder darbot, und der sich mit einem wohlwollenden und menschenliebenden Herzen so innig verband, mufste nothwendig den angenehmsten und beliebtesten Gesellschafter bilden. Sein erster Anblick machte schon einen vortheilhaften Eindruck, und die fortgesetzte Bekanntschaft vollendete hernach die Eroberung aller derer, die in seine Bekanntschaft kamen. Sein ganzes Wesen fesselte die Menschen so sehr an ihn, dafs alle gern seines Umgangs und seiner Freundschaft geniefsen wollten, und dafs sich Gelehrte und Ungelehrte schaarenweis zu ihm hindrängten. Als er noch Prediger in Prausk war, sahen alle seine Bekannten gar wohl ein, dafs ihm die häufigen Besuche aus der

Stadt läſtig fielen; alle bedauerten ihn daher: aber niemand war uneigennützig genug, wegzubleiben, und ſich einmahl ſeinen Umgang auf einige Zeit zu verſagen: ſondern wer ihn heute bedauerte, fuhr ſchon Morgen wieder zu ihm hinaus.

Als Gatte und Vater war er eben ſo muſterhaft, als glücklich. Es war ihm das beneidenswerthe Loos gefallen, eine Gattin zu finden, die ſeiner ganz würdig war, und die mit ganzer Seele an ihm hieng. Seine Kinder, zwar jetzt noch unerzogen, ſind das unverkennbare Ebenbild ihres ſanften Vaters und ihrer guten Mutter; ſie zu bilden und zu erziehen war ſein vorzüglichſtes Vergnügen, das er allem Geräuſche der groſsen Welt bey weitem vorzog.

Seine Menſchenliebe im allgemeinen, und ſeine Dienſtfertigkeit gegen Freunde ins beſondere, war aufrichtig und groſs. Welchen Antheil nahm er nicht an den Schickſaalen ſeiner Freunde! wie beſorgt war er bey ihren Gefahren! wie ſanft tadelte er ihre Fehler! welchen ſüſſen Troſt ſprach er im Leiden zu! Was kein Bruder, kein Verwandter leicht für den andern thut, das übernahm er, und linderte den Schmerz des betrübten Freundes oft dadurch, daſs er ihm die Laſt abnahm und ſie ſeinem eignen Hauſe auflegte. Allgemein bekannt iſt der Grad von Menſchenliebe, den

er

er in seinen eigentlichen Berufsgeschäften zeigte, und dessen Märtyrer er endlich auch ward. Es brach vor einiger Zeit eine Seuche in seinem Dorfe aus, die viele auf ein hartes Siechbette hinwarf; hier eilte er nun mit seiner Gegenwart überall hin, half mit Rath, mit Trost, und wo er konnte, auch mit der That, bis das Übel auch ihn ergrif, und ihn zur allgemeinen Betrübtnifs in der Mitte seines thätigen Lebens der Welt entzog.

Dafs der Vollendete so war, wie er hier dargestellt ist, müssen wir dem einstimmigen Zeugnifs seiner Freunde und der vielen Menschen glauben; die diesen Mann gekannt haben, und die ihn immer mit Ehrfurcht und Liebe nennen. Nur über Eine Behauptung ist man im Stande, den Leser aus eigner Empfindung urtheilen zu lassen. Es ist gesagt worden, dafs seine Phantasie und seine Stärke im Ausdruck ihn zum Dichter bestimmten, und dafs er sich gewis einen vorzüglichen Platz unter den vaterländischen Dichtern würde erworben haben, wenn er es darauf angelegt hätte. Folgende Ode, die er 1772. flüchtig und, wie bey seinem mehrsten Arbeiten, ohne ein im Niederschreiben abgeändertes Wort, entwarf, hat sein Freund Lengnich dem Aufsatz über Unselt angehängt. Da jene wenigen Blätter sich nicht weit verbreiten dürften, so kann ich dieses Gedicht wohl noch als Manuscript anse-

anſehen, und dem gröſsern Publicum das Urtheil überlaſſen, ob nicht Stellen in demſelben vorkommen, die der berühmteſte Dichter nicht verläugnen würde; zu geſchweigen, daſs es Geſinnungen und Empfindungen enthält, die uns den geliebten Mann noch geliebter machen, und die man nicht oft genug wiederhohlen kann; welche zu verbreiten und zur Volksmeynung zu machen, die gröſsten Dichter ſich zu ihrem Hauptgeſchäfte wählen ſollten, bis ſie endlich einmahl wirkten, und ein neuer nothwendiger Artikel in das Geſetzbuch der Menſchheit aufgenommen würde. Dieſe ſchöne Blume, die er ſelbſt pflanzte, ſey es daher, mit der wir das Grab dieſes Edlen beſtreuen wollen!

Ode

bey Gelegenheit des Gerüchtes von einem neuen bevorſtehenden Kriege.

Tobt wieder in der Erdegötter Seelen
Der Zwietracht Feuer, das die Erde friſst;
Ein Schwefelſtrom, gleich dem, der aus den Höhlen
Des flammenreichen Aetna flieſst?

Schon

Schon rüſten ſie gedungne Legionen,
Die, wie die Abendwölfe, hungrig ſind,
Die nicht den Greis, den Säugling nicht verſchonen,
Nicht das noch ungeborne Kind;

Die jedem Mitleid ihre Bruſt geſtühlet,
So wie ihr Feldherr, der im Geiſt entzückt
Die Schlachten und die Leichenhügel zählet,
Wohin er fluchend ſie verſchickt;

Wo Menſchen, die der Krieg der Nachwelt raubte,
Mit Wuth der Tieger auf einander gehn,
Und übermannt, mit ſchon geſpaltnem Haupte,
Die Augen, Rache funkelnd, drehn,

Und ihren Feind mit ſtarrer Hand noch füllen,
Daſs beyder Blut in Eine Grube fleuſst,
Und auf einmahl das weite Thor der Höllen
Zehntauſend Seelen zu ſich reiſst;

Wenn ihr Tyrann, dem ſie den Sieg erſtritten,
Hoch im Triumph auf ihren Schädeln fährt,
Der freye Völker von unſchuldgen Sitten
Zu Sclaven macht, ihr Land verheert,

Dafs niemand mehr den Sand der Aecker pflüget,
Und keine Sonn' auf Blumenfelder ſcheint;
Dafs hie und da kaum eine Hütte lieget,
In der ein Weib die Nacht durchweint,

Und bleich und krank, mit ungezählten Klagen
Dem Wandrer ruft: „Seht! da geſchah die Schlacht!
Hier ward mein Sohn, und dort mein Mann erſchlagen,
Und da mein Vater umgebracht!“ — —

O! ſelig iſt, wer in entfernten Gründen
Beym ſtillen Volck, das keine Schwerdter trägt,
Nicht Kriegsmaſchinen hat, aus deren Schlünden
Der Donner Felſen niederſchlägt —

Wer da geboren ward, im Frieden lebet,
Mit frohem Muth der Gottheit Opfer pringt,
Und, wenn er ſtirbt, dem Freunde, welcher bebet,
Mit Lächeln in die Arme ſinkt!

Den

Den 2. May.

M. Philipp Matthäus Hahn,

Pfarrer zu Echterdingen in Wirtemberg. Mitglied der Mainzer Akad. zu Erfurt.*)

Unter allen Lebens-Nachrichten sind diejenigen besonders wichtig, die uns Menschen darstellen, in denen die Kraft der Seele sich von der frühesten Entwickelung an, und vor aller Überlegung und Vergleichung, auf einen be-

*) S. Schwäbische Chronik. 1790. S. 116. — Schubart hat eine ausführliche Lebensbeschreibung dieses seltnen Mannes, nebst dessen noch im Manuscript liegenden Schriften, zum Besten der Wittwe und ihrer Kinder, herauszugeben versprochen. So viel ich weis, ist sie noch nicht erschienen. Möchte doch der vorliegende unvollkommene Abriss, in welchem von seiner besondern Denkungsart und Lebensweise fast gar nichts vorkömmt, dazu beytragen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen ausgezeichneten Mann, so wie den Wunsch, ihn genauer kennen zu lernen, noch mehr zu erregen, damit sein verdienter Ruhm gehörig verbreitet, und zugleich die fromme Absicht erreicht werde, die man bey der Ausgabe der grössern Lebensbeschreibung beabsichtigt. Die Nachrichten, die man hier liest, sind von ihm selbst aufgesetzt, und grösstentheils mit seinen eignen Worten erzählt.

beſtimmten Punkt hin richtet, die gröſsten Schwierigkeiten überwindet, und durch ihre Thätigkeit Erfinder wird; die in irgend einem Fache dem menſchlichen Geiſt neue Wege zeigt, ſeine Kräfte anzuwenden und die zeitherigen Grenzen um etwas weiter hinaus zu ſtecken. Einen ſo auſſerordentlichen Genius bewundern wir in dem Pfarrer Hahn.

Dieſer ſeltne Mann ward 1739. d. 25. Nov. in Scharnhauſen, im Oberamt Stuttgart, geboren, wo ſein Vater Pfarrer war. Schon in ſeinem achten Jahre, da er ſich noch bey ſeinen Aeltern aufhielt, und von ſeinem Vater in den Sprachen unterrichtet wurde, der ihm zuweilen zur Belohnung für das Lernen etlicher lateiniſcher Worte ein Bild mit dem Bleyſtift vorzeichnete, das der Knabe nachher mit Farben anſtrich, machte er beym Sonnenſchein Beobachtungen über den Lauf des Schattens bey jedem Nagel am Hauſe. Er bezeichnete den Schatten von Stunde zu Stunde: es verdroſs ihn aber, daſs dieſer Schatten nach einigen Tagen nicht mehr auf die bemerkte Stunde zutreffen wollte. Er bekam eine Cylinder-Sonnenuhr von Elfenbein, die er aber lange nicht verſtehen konnte, ſo mancherley Proben er immer damit anſtellte. Auch ſein Vater konnte ihm darin keine Erläuterung geben. In der Folge fand er in der Bibliothek ſeines Vaters eine Charte von der Him-

Himmelskugel, nebſt der Beſchreibung. Dieſs ergötzte ihn wieder lange Zeit. Er lernte daraus ſchon im zehnten Jahre etliche Sternbilder kennen, auch von dem Laufe der Sonne durch die zwölf himmliſchen Zeichen etwas verſtehen. Er zog die Charte auf einen Pappendeckel, lernte ſie gehörig ſtellen, und die ungefähre Zeit des Aufgangs der Fixſterne finden.

Im dreyzehnten Jahre ſah er bey einem Conſtabel in Eſslingen, der verſchiedene Sonnenuhren machte, einen kleinen Tractat über dieſe Inſtrumente. Er entlehnte ihn, ſchrieb zu Hauſe mit Freuden Tag und Nacht daran ab, und machte auch die Riſſe nach ohne ſie zu verſtehen. Nach und nach bekam er darin Einſicht, und nun machte er ſelbſt Sonnenuhren.

Das Mahlen ſetzte er fort, und lernte durch eine gelegentlich erhaltene handſchriftliche Anleitung die Farben ſelbſt bereiten, auch Lakfirniſſe machen. Durch den Staub der Farben, die er beutelte, zog er ſich eine ſchwere, hitzige Krankheit, und bey dem Kochen der Firniſſe in verſchloſſenen Gläſern durch ihr Zerſpringen, manche Gefahr zu, ohne ſich dadurch abſchrecken zu laſſen. Nach und nach mahlte er auch Menſchengeſichter nach dem Leben und mit ziemlicher Aehnlichkeit.

Indeſſen wurde ſein Vater Pfarrer in Onſtmettingen, und er bezog im ſiebzehnten Jahre die hohe Schule in Tübingen; hier wurde er mit einem Glasſchleifer, und in ſeinen Univerſitätsferien mit dem jetzigen Schulmeiſter Schaudt in Onſtmettingen, der damahls dort Schulproviſor und mit dem jungen Hahn von gleichem Alter war, bekannt. Beyde Jünglinge hatten ähnliche Talente und Neigungen, gleiche Luſt zu allen Künſten. Sie arbeiteten um die Wette, Sonnenuhren, Sprachröhre, u. dgl. zu machen; ſie ſchliffen Gläſer und ſetzten Tuben zuſammen. Der Proviſor begriff nach Hahns Anweiſung alles mit leichter Mühe; alles was er machte, war nett und genau.

Hahns Aeltern waren in geringen Vermögensumſtänden, und es war ihnen beynahe unmöglich, ihren Sohn auf der Univerſität nach Nothdurft zu unterſtützen. An mathematiſche Bücher und Unterweiſung war gar nicht zu gedenken. Hahn ſchrieb daher die wolfiſchen lateiniſchen und deutſchen Lehrbücher, in welchen die verſchiedenen Zweige der Mathematik abgehandelt werden ab, und zeichnete mit möglichſter Genauigkeit die Figuren dazu nach. Die überaus groſse Begierde, den Bau der Taſchenuhren kennen zu lernen, brachte ihn dazu, daſs er lange Zeit keine warme Koſt aſs, und ſich mit Brod

und

und Waſſer begnügte, um ſich von dem Erſparten eine Taſchenuhr kaufen zu können. Dieſe zerlegte er dann und ſetzte ſie wieder zuſammen, bis er ihre Theile verſtand. Nun hörte er von mancherley neuen Erfindungen; der Wunſch, auch dergleichen zu machen, wurde bey ihm noch lebhafter durch die Begierde, ſich und ſeine Familie aus den dürftigen Umſtänden zu reiſſen; und ſo dachte er nun auf nichts als neue Erfindungen. Dazu kam, daſs ſeine erſte Liebe auf eine Perſon fiel, die reich und von Stande war. Er dachte ſich nun durch anſehnliche Erfindungen hervorzuthun, um ſich in den Stand zu ſetzen, ſeine Neigung entdecken zu dürfen. Erreichte er nun gleich dieſen Endzweck nicht, ſo wurde doch die Liebe ihm, wie ſo vielen andern, ein Sporn, ſeine Talente auszubilden, und das innige Wohlgefallen an den Fortſchritten in ſeinen mechaniſchen Arbeiten entſchädigte ihn für die verfehlte letzte Abſicht.

Zuerſt verfiel er auf die immerwährende Bewegung. Kaum hatte er ſich mit Noth Wolfs Anfangsgründe angeſchaft, als ihn ſeine Armuth zwang ſie wieder zu verkaufen. Lange nachher erſt konnte er ſich dieſs Buch von neuem anſchaffen. Ohne ſein Hauptſtudium zu vernachläſſigen, ſuchte er nun in den Stunden, die andere Studenten dem Vergnü-

gen widmeten, ſein Problem nach übelverſtandenen Geſetzen der Bewegung aufzulöſen, und lebte lange in der glücklichſten Hoffnung; denn wenn er ſeine Riſſe berechnete, fand er alles im Übergewicht, und wartete nur auf eine Zeit, es ausführen zu können. Nach unzähligen Verſuchen mit allen Arten mechaniſcher Hebezeuge, wobey er einmahl drey Wochen lang nicht zu Bette kam, überzeugte er ſich endlich von der Unmöglichkeit der Sache.

Er wurde nun Pfarrvicarius an verſchiedenen Orten, blieb aber immer ſeinen Lieblingsſtudien treu. Er dachte auf ein Inſtrument die Meereslänge zu meſſen; auf eine Maſchine, die auf einen Wagen geſetzt, dieſen durch die Gewalt der Dämpfe über Berg und Thal treiben ſollte; aber es fehlten ihm die Mittel, wirkliche Verſuche anzuſtellen.

Im J. 1761. kam er, da er einſtmahls den geſtirnten Himmel mit Vergnügen beobachtete, auf den Gedanken, den Himmelsbau in einer Maſchine beweglich vorzuſtellen, ohne zu wiſſen, daſs dieſs ſchon von andern verſucht worden ſey. Er ſuchte Wolfs Anfangsgründe der Aſtronomie von neuem hervor, fieng an, das Hauptbild ſeiner künftigen Maſchine auszuſinnen, und die Bewegungen in Rad und Getrieb zu berechnen. Dieſs blieb ſeit der Zeit der Gegenſtand ſeiner Arbeit in den mehrſten Nebenſtunden. Zugleich las er

noch

noch viele chymiſche und allchymiſche Bücher, und machte ſich Anmerkungen daraus, entwarf eine dauerhafte Art von Kirchenuhren, verbeſſerte den Mechanismus der Taſchenuhren, und erfann eine ſehr bequeme und genaue Hauswage.

Das alles that er auf ſeinen verſchiedenen Vicariaten, bis er 1764. Pfarrer in Onſtmettingen wurde. Hier verſchrieb er einen Künſtler, einen Weber aus dem Filial Thieringen, der hölzerne Uhren machte, und ließ durch ihn eine ſehr künſtliche Uhr von Holz verfertigen, deren Pendel nur alle Viertelſtunden einen Stoſs empfieng, und dabey eine Scheibe bewegte, auf welcher Sonne, Mond und die vorzüglichſten Fixſterne zu rechter Zeit auf das ganze Jahr auf und untergiengen, Sonne und Mond zugleich ihren Weg durch die himmliſchen Zeichen beſchrieben, und der Mond noch überdieſs das Ab- und Zunehmen ſeines Lichtes zeigte.

Da in der Folge Schaudt, nunmehriger Schulmeiſter in Onſtmettingen, von einigen dortigen tauben und ſtummen Uhrmachern in Meſſing und Stahl arbeiten lernte: ſo ließ er durch ihn eine kleine aſtronomiſche Maſchine machen, die auf dem Fuſsgeſtell, einem Cubus, auf der einen Seite Stunden und Minuten, auf der andern das corpernicaniſche Syſtem vertical, auf der dritten einen Jahr-

zähler auf 8000. Jahre, oben aber eine bewegliche Himmelskugel hatte, auf welcher die Fixsterne und alle Planeten sich nach der scheinbaren Bewegung drehten. Dieſs berichtete sein damahliger Decan 1767. an den Herzog, der sich nun dieſe Maſchine von ihm weisen liefs. Der Herzog bezeigte ihm seinen Beyfall, beſchenkte ihn mit 300 Gulden, und gab ihm auf sein Begehren die Maſchine zurück, da er sich erbot, eine gröſsere und vollkommnere machen zu laſſen. Dieſs geſchah in der Frist eines halben Jahres; Hahn berechnete alles genauer, richtete alles bequemer und vollkommener ein, und vernichtete hernach die erſte Maſchine. Die gröſsere wurde in der öffentlichen Bibliothek in Ludwigsburg aufgeſtellt, und auf herzoglichen Befehl vom Prof. und Biblioth. Viſcher beſchrieben. Sein Fürſt wollte nun Hahn zum Profeſſor ernennen, er wollte aber lieber Pfarrer bleiben. Es wurden ihm daher die Koſten vergütet, und zur Belohnung ihm ein beſſerer Dienſt in der Nähe von Stuttgart und Ludwigsburg, die Pfarrey Kornweſtheim, und die Antwartſchaft auf Echterdingen gegeben.

Noch ehe er von Onſtmettingen abzog, liefs er den Schulmeiſter Schaudt eine kleine aſtronomiſche Maſchine ausarbeiten, und überliefs ihm zur Belohnung für seine treue

Hülfe,

Hülfe, den ganzen Ertrag davon. Da seine Brüder, die eigentlich Barbier-Gesellen waren, unterdessen bey ihm in Messing und Stahl arbeiten lernten: so konnte er nun, da Schaudt Onstmettingen nicht verlassen wollte, durch sie und durch Uhrmacher-Gesellen weitere Versuche machen lassen. Er liefs durch sie eine neue grofse astronomische Maschine anfangen, weil er durch fortgesetztes Nachdenken Mittel gefunden hatte, alles noch einfacher und vollkommener zu machen. Da er aber in der Berechnung der Trabanten-Räder begriffen war, und wegen der grofsen Brüche beschwerliche Multiplicationen und Divisionen nöthig wurden, die ihn theils im Denken stümpften, theils in seinem Amte hinderten; so fiel ihm ein, gelesen zu haben, dafs Leibnitz eine Rechen-Maschine erfinden wollte, und lange daran arbeiten liefs, ohne sie völlig zu Stande zu bringen. Er fieng daher an, über diesen Gegenstand auch nachzudenken, sah Licht, liefs daran arbeiten, und die erste, welche er verfertigte, durch den Schulmeister Schaudt in Onstmettingen copiren, der alsdann nach diesem Muster auch eine für sich machte. Er mufste auf Einladung des Herzogs seine Maschine dem Kaiser Joseph bey seinem Aufenthalt in Stuttgart zeigen, der ihn seines Beyfalls versicherte, und ihn aufmunterte, sie den Akademien mitzutheilen. Er

gieng aber schon wieder mit Verbesserungsgedanken des Ganzen um, behielt von der ersten blos die äussere Figur bey, und zerstörte einige, die er nach seinem frühern Plane hatte machen lassen. Da er damahls an Aufsätzen aus dem Felde der Theologie, die immer seine Hauptwissenschaft blieb, arbeitete: so hatte er keine Zeit, eine Beschreibung von seiner Maschine zu verfertigen; doch bewog ihn endlich Wieland und der Kriegsrath Merk, im Jahr 1774. eine weitläuftige Geschichte seiner Erfindung in dem Merkur zu geben. Diese ward nachher Veranlassung, dass Müller einen ähnlichen Versuch machte, und seine Maschine in einigen Stücken bequemer einrichtete. Hahn hat sich darüber im d. Merkur 1784. weitläuftig erklärt. Er liess hierauf Additions-Maschinen verfertigen, die viel wohlfeiler als jene grosse Rechnungsmaschinen sind, und mit denen man grosse Reihen spielend und geschwind addiren kann.

Er fuhr nun immer in seiner Thätigkeit fort. Er verfertigte sehr künstliche Uhren mit den astronomischen Kunstwerken, Sonnenuhren, durch die man die wahre und mittlere Zeit, die Erhöhung des Pols an jedem Orte, die Mittagslinie und die Abneigung einer Wand vom wahren Mittag ohne Mühe findet; er verbesserte die Taschenuhren, fand eine neue Art, das Repetiren anzubringen,

ver-

verfertigte Uhren in Ringe, in der Gröſse eines Groſchen, von der nehmlichen Dauer und Genauigkeit, wie die gröſste Taſchenuhr; auch Taſchenuhren, die ſich durch die Bewegung ſelbſt aufziehen. In Verfertigung aller dieſer Kunſtwerke hat er ſeine beyden ältern Söhne, die ſich der Mechanik gewidmet haben, ſehr ſorgfältig unterwieſen; man kann ſie noch alle bey ihnen haben, oder beſtellen, und die Preiſe ſind ſo, daſs ſie nie über den Werth der Stücke gehen. So ſind auch alle ſeine Riſſe und Papiere in die Hände ſeiner älteſten Söhne gekommen. Noch wenige Wochen vor ſeinem Tode ſagte Hahn in Gegenwart aller Tiſchgenoſſen, daſs er nunmehr die Quadratur des Cirkels gefunden zu haben glaube; auch darüber ſind Rechnungen und Papiere bey ſeinen Erben.

Durch einfache und regelmäſsige Lebensart genoſs Hahn von Jugend auf einer ſehr dauerhaften Geſundheit, die aber doch ſeit einigen Jahren durch das unabläſsige Denken und Arbeiten untergraben wurde. Die übeln Folgen davon trafen vorzüglich die Verdauung, der er aber durch eine genaue Diät zu Hülfe zu kommen ſuchte. Die Krankheit, der er unterlag, traf ihn auf einem Spatziergang, den er, ſeit 1781, wo er Pfarrer zu Echterdingen wurde, täglich gleich nach dem Mittagseſſen, bis auf ein gewiſſes Ziel von einer

Viertel-Stunde machte. Es überfiel ihn, da er den 24ſten April auf ſeinem Spatziergang war, ein Frieren, von dem er ſagte, er habe in ſeinem Leben nichts ähnliches empfunden, ſo daſs er ſeine Wohnung kaum erreichen konnte. Darauf folgte ein hitziges Gallenfieber, und ein Seitenſtechen, das den Zuſtand verſchlimmerte. Er hatte immer den vollen Gebrauch ſeiner Sinne, einige Stunden ausgenommen, wo er phantaſirte. Zwey Tage vor ſeinem Tode lieſs er alle ſeine Kinder vor ſich kommen, gab ihnen heilſame Lehren, und tröſtete ſeine Gattin, die, auf dem Arm ein Kind von 9 Monaten haltend, voll Kummer vor ſeinem Bette ſtand. Da ſeine Krankheit wechſelte, und er oft wieder Hofnung zur Geneſung hatte, ſtand er den 1. May auf, legte ſeine Hauskleider an, unterſuchte die Uhren in ſeinem Zimmer, zeichnete ihren Gang in ein dazu beſtimmtes Buch, ja er füllte ſogar die Lücken aus, die während der Krankheit in ſeinem Tagebuch, das er ſehr ordentlich zu halten pflegte, entſtanden waren.

Nur mit Mühe brachte ihn das Zureden der Seinigen dahin, von ſeiner gewohnten Arbeitſamkeit abzulaſſen. Er übertrieb die Anſtrengung ſeiner Kräfte. Ob er gleich, wann er geſund war, nicht nur den ganzen Tag über, ſondern auch bis in die ſpäte Mitternacht ohne Unterbrechung beſchäftigt war:

ſo

so hatte er doch an seinem 50sten Geburtstag ein Gebet niedergeschrieben, worin er Gott um Hülfe zu mehrerer Thätigkeit bittet, weil er sich überzeugt hielt, noch immer nicht genug gethan zu haben. — Vor seinem Todestag fragte ihn jemand nach seinem Befinden; er antwortete: „Ich empfinde in mir das Auflösen meiner äussern Hütte, zugleich aber um so stärkere Regungen des inneren Lebens.“ Während der besten Hofnung der Seinigen zu seiner Genesung, entschlief er im eigentlichen Sinne. Es überfiel ihn in der Nacht auf den 2ten May ein anscheinend erquickender Schlaf, aus dem er nie wieder aufwachte, sondern durch den er ohne Schmerzen und Todeskampf aus der Welt gieng.

Hahn verheirathete sich zweymahl; zuerst 1764., aus welcher Ehe er vier Söhne hatte, davon die ältesten, wie schon erwähnt worden ist, geschickte Mechaniker sind, und der dritte, ein Jüngling von ausgezeichneten Gaben, seine mechanischen Kenntnisse durch ein gründliches Studium der Mathematik auf hohen Schulen zu erweitern sucht. Aus der zweyten Ehe, die er 1777. schloss, hinterläst er auch vier Kinder. Die Wittwe wurde gerührt durch ein Schreiben von der regierenden Herzogin, von der Hahn erst kurz vorher einen Besuch gehabt hatte, worin sie

auf

auf die erhaltene Trauernachricht der Wittwe und den Kindern ihre Unterstützung zusichert.

An Hahns Sterbetag kam ein Brief von einem angesehenen Kaufmanne aus Zürich, der seinen Freund Hahn schon einmahl auf seine Kosten nach der Schweitz hatte kommen lassen, und der ihm jetzt anbot, mit nach England zu reisen, wobey er alle Kosten tragen wolle. Der Verstorbene würde wahrscheinlich dieſs Anerbieten angenommen haben. Der Züricher Freund, den die Todesnachricht so traurig überraschte, bat sich nun aus Liebe zu dem Verstorbenen von der Wittwe eines ihrer Kinder aus, das er wie das Seinige erziehen und unterrichten lassen will. Zugleich verlangte er, dafs alle vorhandene Uhren und Maschinen ihm auf seine Reise nach England mitgegeben werden möchten, um sie dort zum Vortheil der Erben zu verkaufen.

Seine Leichenbegleitung war sehr feyerlich; sogar Einwohner aus seiner vorigen Pfarrey fanden sich dazu ein. So sehr die Wittwe mit 8 Kindern diesen vortreflichen Mann zu beweinen Ursache hat, eben so viel haben seine 8 noch lebende Geschwister an ihm verlohren, für die er von Jugend auf Vater und Versorger war. Auch seinen Amtsbrüdern wird Hahn unvergeſslich seyn. Noch kurz vor seinem Tode war er in ihrem

monat-

monatlichen Cirkel, einer Gesellschaft, die er zur Beförderung nützlicher Thätigkeit unter den Predigern der Gegend gestiftet hatte, gegenwärtig. In dieser Gesellschaft wurde er immer ganz besonders geschätzt, da seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein Briefwechsel, seine Offenherzigkeit und seine Duldsamkeit gegen Andersdenkende für die Mitglieder immer belehrend und aufmunternd waren. Oft überwand er die gröfsten Hindernisse, um in diesem Cirkel zu erscheinen. Ihm zum Andenken, so wie aus Dankbarkeit gegen das mannichfaltige dadurch bewirkte Gute haben sich die Prediger bey Hahns Leichenbegängnifs verabredet, diese kleine Anstalt fortzusetzen.

Die grofsen Kosten, die er auf Verbesserung seiner Maschinen verwendete, und seine Uneigennützigkeit liefsen ihn nicht ein so grofses Vermögen erwerben, als es bey einer andern Denkungsart möglich gewesen wäre. Denn oft liefs er ein Werk wieder zernichten, wenn auch ein Arbeiter ein halbes oder ein ganzes Jahr damit beschäftigt gewesen war. Seine Haushaltung bestand öfters aus 14, 16, und noch mehrern Personen. Seine Kost war von Mangel und Überfluss gleich weit entfernt. Er selbst war in seiner Art zu leben und sich zu kleiden höchst einfach.

Eine

Eine ſtrenge, aber ungeheuchelte Frömmigkeit, eigne, an das Myſtiſche gränzende Meynungen von der Bibel und dem Chriſtenthum, wie ſeine Arbeit über die Offenbahrung Johannis zeigt, dabey die gröſste Treue und Thätigkeit in ſeinem Amte, machen uns noch aufmerkſamer auf die Verbindung ſo ſeltner Talente und Eigenſchaften in einem und demſelben Manne. Bemerkenswerth iſt es, daſs er einmahl den Unwillen des Conſiſtoriums empfinden und erklären muſste, dem herrſchenden Lehrbegriff künftig treu zu bleiben, welches den Geiſtlichen im ganzen Lande zur Warnung bekannt gemacht wurde. Über alles das können wir in der von Schubart verſprochenen Lebensbeſchreibung ſehr viel Ausführliches und Glaubwürdiges erwarten, da man ihm Auszüge aus den Papieren und Briefen, ja ſelbſt aus dem Tagebuche des Verſtorbenen übergeben hat. Sein Bildniſs findet ſich vor einem Buche von ihm, das unter dem Titel: die heilige Schriften der guten Botſchaft vom verheiſſenen Königreiche, oder das ſogenannte neue Teſtament etc. zu Winterthur, 1777. herausgekommen iſt.

Den

Den 6. May.

JOHANNES GESSNER,

Lehrer der Phyſik und Mathematik, Chorherr des Caroliniſchen Stifts zum groſsen Münſter in Zürich, Mitglied der meiſten Europäiſchen Akademien der Wiſſenſchaften, Stifter und Vorſteher der naturforſchenden Geſellſchaft in Zürich. *)

Groſse Talente, Kenntniſſe und Tugenden, verbunden mit dem Glücke, ſie ein langes Lebensalter hindurch zu entwickeln, zu vermehren und zu bewähren, machen dieſen Mann zu einem Gegenſtand unſerer verdienten Aufmerkſamkeit und ungeheuchelten Verehrung. Er war geliebt von ſeinen Freunden, geachtet von ſeiner ganzen Stadt, wie ein Vater geehrt von dem thätigen gelehrten Cirkel, den er ſtiftete, und der zum Theil wieder aus berühmten Greiſen beſtand, die ehemahls ſeine Schüler geweſen waren, gekannt und geſchätzt von der ganzen Welt, ſo weit ſie nur durch die Strahlen der Wiſſenſchaften erleuchtet wird. Es iſt Pflicht für uns, das Andenken dieſes groſsen Mannes zu feyern und zu verbreiten. Denn wenn derjenige groſs zu heiſsen verdient, der durch auſser-

*) S. D. Hans Caſp. Hirzel's Denkrede auf Johannes Geſsner. Abgeleſen am 5. Heumonat, 1790. Zürich.

aufserordentliche Talente und durch weise Anwendung derselben sich so auszeichnet, dafs seine erworbenen Verdienste einen immer fortdauernden Einfluss auf das wahre Wohl seiner Nebenmenschen und seiner Mitbürger erhalten; so darf Johannes Gesner wohl auf diesen Beynahmen Anspruch machen, und sich mit Recht an zwey andere grosse Männer aus seiner Familie anschliessen, an Conrad, der Zierde des sechszehnten Jahrhunderts, und an Salomon, den von allen Nationen bewunderten Sänger der Natur.

Er wurde d. 18. März 1709. in Zürich geboren, wo sein Vater, Christoph, ein allgemein geschätzter Prediger war, und sich um die frühere Bildung seiner drey Söhne, unter denen Johannes der jüngste war, sehr verdient machte. Alle drey wählten den gelehrten Stand, indem der älteste und jüngste sich zu Aerzten, der mittelste aber zum Prediger bestimmte. So bald nehmlich Johannes die öffentlichen Schulen besuchte, fasste er Neigung für die Naturgeschichte, aufgemuntert durch den Ruhm seines Ahnherrn Conrad, und durch seinen berühmten Landsmann Scheuchzer, der durch die Vorweisung seiner grosen Sammlung die Liebe seiner Mitbürger zu diesem Fache allgemein belebte. Früh begleitete er schon einen andern Arzt auf seinen botanischen Wanderungen und zu

den

den Operationen in die Spitäler, und vom zwölften Jahr an widmete er sich ernstlich der Arzneywissenschaft, nachdem er vorher die Einwilligung seiner Aeltern dazu erhalten hatte. Neben einem gründlichen Studium der Hülfskenntnisse wurde er nun Scheuchzers fleisigster Zuhörer, war bey allen Zergliederungen gegenwärtig, und nutzte dessen Unterricht in der Arithmetik und Mefskunst, studirte Physik unter Johannes von Muralt, und machte nun schon jährlich sehr ansehnliche botanische Reisen. Auf einer derselben 1723. zerbrach er den Arm, ohne dafs dieses seinen Eifer verminderte. Er brachte immer eine beträchtliche Ausbeute an Pflanzen und Fossilien mit zurück, so dafs seine Sammlung bald gegen 3000. Pflanzen enthielt, und unter diesen viele seltne, ja vor ihm noch gar nicht bemerkte Alpenpflanzen; er untersuchte auf diesen Wanderungen zugleich die Mineralwasser, bestimmte die Höhe der Berge durch barometrische Versuche, beschrieb die Lage und Beschaffenheit der Berge, machte an allen Orten Bekanntschaft mit Naturforschern, und setzte sich in Briefwechsel mit ihnen, um durch Austauschung seine Sammlung zu vermehren. So war er am Ende seines siebzehnten Jahres mit einer encyklopädischen Kenntnifs aller Wissenschaften, die zur Bildung eines philosophischen Arztes und Naturforschers gehö-

ren, ausgerüſtet, und in den Stand geſetzt, ſeine akademiſchen Reiſen mit dem gröſsten Nutzen anzutreten, ja ſogar die Aufmerkſamkeit der gelehrteſten Männer, die er mit ſeinen ſeltnen Naturſchätzen beſchenkte, auf ſich zu ziehen, ſo daſs Haller von ihm ſagt, er habe ſich als Knabe ſchon des groſsen Boerhave Freundſchaft eigen gemacht.

1726. reiſste er mit ſeinem Bruder über Baſel nach Holland, um in Leyden ſeine Studien weiter fortzuſetzen. Hieher zog ihn Boerhave, unſtreitig einer der gröſsten Menſchen, mit denen jemahls die Vorſehung die Erde geſeegnet hat, ein Mann, in welchem ſich die ſeltenſten Geiſtesgaben und Kenntniſſe, und das edelſte Herz miteinander vereinigten. Ihn wählte ſich Geſsner zum Lehrer, und Boerhave fand ihn ſeiner ſo würdig, daſs er ihn bald wie einen Sohn liebte. Sein Garten, der 6000 Pflanzen aus allen Enden der Erde enthielt, ſeine Bücherſammlung, ſeine Studierſtube, ſein ganzes Herz ſtand ihm offen, und am Ende nahm er die Bezahlung für die Vorleſungen weder von ihm, noch ſeinem Bruder und Vetter, da ſie doch für jeden über 100. fl. betrug. „Der hippokratiſche Eid, ſagte er, verbindet den Arzt, die Söhne ſeiner Lehrer umſonſt zu unterrichten; ich verehre aber Conrad Geſsner als einem wahren Lehrer; wie ſollte ich von den würdigen

En-

Enkeln des grofsen Mannes eine Belohnung annehmen können?" — Aufserdem benutzte er noch Albins Unterricht in der Anatomie und Oſterdykſchachts Anweiſung in der Praxis; unter S'Graveſand ſtudirte er Pkyſik. Nebenbey vermehrten ſich ſeine Sammlungen von Büchern und Pflanzen ſehr anſehnlich. Alle Vorleſungen ſchrieb er mit Einſicht nach, ſo dafs Haller ſich vorzüglich auch ſeiner Hefte bey der Herausgabe von Boerhavens Vorleſungen bediente. Zu allen dieſen Vortheilen, die ſeinen Auffenthalt in Leyden nützlich und angenehm machten, kam noch das Glück der Freundſchaft. Er lernte den berühmten Naturforſcher, Friedrich Gronov, kennen, und wurde von ihm ſehr hoch geſchätzt. Haller ſtudirte um dieſe Zeit auch in Leyden, und gleiches Vaterland, gleiche Studien und gleicher Eifer knüpfte ein Band der innigſten Freundſchaft zwiſchen dieſen Eidgenoſſen, das nie zerriſs, und wovon man das ſicherſte Zeugniſs in den von Haller herausgegebenen Briefen gelehrter Männer findet, wo Geſsner alle ſeine gelehrten Entdeckungen, alle geheimen Empfindungen bey den Vorfällen ſeines Lebens in den Schoos ſeines Freundes niederlegte.

Von Leyden aus durchreiſste er die holländiſchen Städte, machte in Amſterdam Bekanntſchaft mit dem berühmten Ruiſch, der

ihm einiges von ſeinen anatomiſchen Schätzen überlieſs, und gieng mit Boerhavens Empfehlungen nach Paris, um ſich hier noch mit allen Theilen ſeiner Wiſſenſchaft vertraut zu machen. Hier ſtörte ihn ein unglücklicher Zufall in ſeinem Fleiſse, und lieſs eine ſolche Schwäche in ihm zurück, die ihn für die ganze Folgezeit an einem angeſtrengten Studiren hinderte. Er wartete nehmlich einſt in einem Ballhauſe auf den berühmten Chirurgen Gregoire, der ihn zu einem Krankenbeſuch mitnehmen wollte; ein Ball traf ihn hier auf den Backen, welcher davon ſehr ſtark ſchwoll; man muſste ihn operiren, worauf er in eine heftige Krankheit fiel, ſo daſs ihn nur die unermüdete Sorgfalt ſeines Bruders dem Tode entriſs. Um durch Veränderung der Luft ſeine Erhohlung zu beſchleunigen, verlieſs er nun Paris, und ſtudirte in ſeines Hallers Geſellſchaft bey dem groſsen Johann Bernoulli in Baſel die höhere Mathematik und den Differential-Calcul.

Geſsner war ſchon lange mit dem Gedanken umgegangen, eine Pflanzen-Geſchichte der Schweitz nach Art der Rajaniſchen *Synopſis Plantarum Angliae* zu ſchreiben. Haller hatte erſt in Baſel angefangen, die Botanik lieb zu gewinnen, und gerieth auf denſelben Gedanken. Beyde Freunde entdeckten ſich ihren Vorſatz, und vereinigten ſich, ihn gemeinſchaftlich ins Werk zu ſetzen. Sie theil-

ten

ten sich auch seitdem ihre Entdeckungen mit, und Haller bezeugt es nachher in der Vorrede zu seiner *Enumeratio methodica Stirpium Helvetiae*, wie viel er seinem Gesner bey diesem Werke zu danken hatte, indem fast auf allen Seiten, wo Kräuterkenner angeführt werden, welche die Pflanzen zuerst in ihrem Geburtsorte aufsuchten, J. Gesners Nahme vorkömmt. Sie machten zusammen eine botanische Reise durch einen grosen Theil der Schweitzergebirge, die reich an merkwürdigen Beobachtungen war. Mehrere solche Reisen, die er späterhin mit Haller verabredete, wurden durch Krankheiten von einer oder der andern Seite vereitelt.

1729. erhielt Gesner die Würde eines Doctors der Arzneykunst, und vertheidigte dabey eine gelehrte Abhandlung über die Dünste. Er gieng darauf nach Zürich zurück, um seine erlangten Kenntnisse zum Nutzen anderer anzuwenden, besorgte die ihm sich anvertrauenden Kranken mit grosser Vorsicht, und gab jungen Studirenden in den verschiedenen Zweigen seiner Wissenschaft Unterricht. In den Nebenstunden suchte er seine Kenntnisse immer noch zu erweitern, ordnete seine grose Kräutersammlung und seine Fossilien nach dem System, und fieng an, die Saamen ausländischer Pflanzen zu sammeln, deren Anzahl sich bald auf 600. belief. Da sein

Bruder sich verheirathete, und die Arzneykunst für sich auszuüben anfieng, blieben ihm nur wenige Kranken zur Besorgung übrig. Seine Hauptbeschäftigung bestand daher darin, über Mathematik, Physik, Botanik und Anatomie Unterricht zu geben. Er trug zu dem Ende in das durchschossene Handbuch, das er zum Grund legte, aus seinem Büchervorrath die besondern Meynungen der Gelehrten aller Zeiten ein, wodurch er die Litterarkenntniss mit dem System verband. Dieses trug sehr viel bey, seine Begriffe aufzuklären und sein Gedächtniss zu bereichern, und er setzte diese Gewohnheit bis an sein Ende fort. Aus allen Büchern, die er durchlas, zog er den Kern aus, ordnete ihn, und trug ihn in die weitläuftigen systematischen Register ein, die er für jede Wissenschaft verfertigt hatte. Durch einen Schüler Wolfs, Fischer aus Königsberg, machte er sich näher mit der Wolfischen Philosophie bekannt; er vermehrte seine Sammlungen, und machte wiederhohlt sehr nützliche botanische Reisen.

So wenig Aussichten sich ihm auch in seinem Vaterlande zeigten, so hielt ihn doch die Zärtlichkeit seiner Aeltern und seine schwächliche Gesundheit ab, die Stelle eines Professors der Botanik in Petersburg, zu der ihn Boerhave vorgeschlagen hatte, anzunehmen. Er fuhr vielmehr mit Eifer im Unterricht der vater-

städti-

städtischen Jugend fort, indem er seinen Schülern täglich sechs Stunden widmete, und dabey nur bedauerte, dass er immer bey den Anfangsgründen stehen bleiben musste. Er schloss mit Johann Escher, Paul Usteri und Jacob Ott enge Freundschaften, und zählte Scherb, Hegner, und selbst Sulzer, den Weltweisen, unter seine Zuhörer. Bey seinem Unterrichte musste er mit manchen Schwierigkeiten kämpfen; denn es stand ihm dabey kein botanischer Garten, kein anatomisches Theater, kein Spital zum freyen Zutritt offen; mit Mühe, und selbst mit Gefahr seiner Ehre, musste er sich Todtenkörper zum Zergliedern verschaffen; und doch überwand er dieſs alles, und sammelte die wichtigsten Beobachtungen. Er lernte noch das Zeichnen, als eine so nöthige Hülfswissenschaft für den Naturforscher, und Musik zur Erhohlung von ernsthaften Arbeiten. Er forschte bey dieſer Gelegenheit den ersten Grundbegriffen des Schönen, welches in leicht zu fassenden Verhältnissen besteht, nach, und suchte sie in algebraische Formeln zu bringen. Das Gefühl, das aus der Bemerkung des Wachsthums an Einsichten entspringt, belohnte ihn hinlänglich für die Hindernisse, von denen er in seiner Laufbahn aufgehalten wurde.

Doch bald eröffneten sich ihm freundlichere Aussichten. 1733. starb der oberste

Stadtarzt, Johann von Muralt; Jacob Scheuchzer folgte ihm in seinen Aemtern, starb aber auch noch in demselben Jahre; und nun erhielt Scheuchzers Bruder, Johann, den Lehrstuhl der Physik, Gesner aber den der Mathematik. So sah er auf einmahl seinen liebsten Wunsch erfüllt, im Dienste des Vaterlandes sein ganzes Leben seinen Lieblingswissenschaften widmen zu können. 1738. wurde Gesner, nach Johann Scheuchzers Tod, zugleich zum Lehrer der Physik gewählt, und erhielt das ansehnliche Canonicat. Er war nun im 29. Jahre s. A. im Besitz einer Stelle, die man in seiner Vaterstadt für sehr einträglich und ehrenvoll ansieht. Dazu kam noch das Glück, eine Gattin zu finden, deren Charakter ganz mit dem seinigen übereinstimmte, und welche bis bald an seinen Tod seine treueste Freundin blieb. Sie war aus dem adlichen Escherschen Hause, eine sanfte, liebevolle Seele, die ihm alle häuslichen Sorgen abnahm, und ihm bey seinen Geschäften, die oft auch mechanische Arbeit erforderten, nicht geringe Hülfe leistete. Sie richtete sein Hauswesen nach den Regeln der Sparsamkeit, und doch mit Anstand verbunden, so gut ein, dass er sich ungeachtet der vielen Ausgaben bey Aufhäufung seiner gelehrten Schätze, am Ende im Besitz grosser Reichthümer sah. Diese glückliche Ehe blieb ohne Kinder, so dass Gesner,

frey

frey von den Sorgen der Erziehung ganz für die Wiſſenſchaften leben konnte. Indeſs wurde er Vater der hinterlaſſenen Töchter ſeines Bruders, des Arztes, der frühzeitig bey einer anſteckenden Krankheit als Held in ſeinem Berufe ſtarb; ſie verheiratheten ſich in der Folge an D. Schinz und Hptm. Lavater, und belohnten durch ihre Gegenliebe und ihr Glück die Zärtlichkeit ihrer Pflegältern. Von der Zeit an, wo ſein Bruder ſtarb, lehnte Geſsner auch alle Beſorgung der Kranken von ſich ab.

Die folgende, obgleich gröſsere Hälfte ſeines Lebens, floſs ohne auſſerordentliche Zufälle, in getreuer Fortſetzung ſeiner Arbeiten und in Anwendung ſeiner Kenntniſſe zum Nutzen der Geſellſchaft dahin. Mit Talenten und erworbenen Kenntniſſen ausgerüſtet, an einen Platz geſtellt, von wo aus er ſehr wirkſam zur Beförderung von mannichfaltigem Guten ſeyn konnte, ſchenkte ihm die Vorſehung das Glück, eine lange Reihe von Jahren hindurch ſich durch Unterricht, Schriften, Briefwechſel, Umgang und beſonders durch die Stiftung und Leitung der naturforſchenden Geſellſchaft um ſeine Vaterſtadt groſse und bleibende Verdienſte zu erwerben, und zugleich die Aufmerkſamkeit und Achtung des ganzen Auslandes auf ſich zu ziehen.

In dem öffentlichen und Privat-Unterricht, den er ertheilte, zeigte er den gröfsten Fleifs. Keine Stunde wurde verfäumt, und nur Krankheit, wenn fie heftig wurde, konnte ihn von feinen Berufsarbeiten abhalten. So lange es ihm noch die Kräfte verftatteten, liefs er feine Schüler vor das Bette kommen. Leider waren aber folche Unterbrechungen nicht felten, da er faft in jedem Jahre ein oder zwey Mahl mit harten Krankheiten, die von Engbrüftigkeit herrührten, zu kämpfen hatte. In keine Vorlefung kam er unvorbereitet; er verfertigte mit Sorgfalt kurze Syfteme von allen Wiffenfchaften, die er lehrte, und dictirte fie feinen Schülern. Indeffen waren bey aller Gründlichkeit diefe Vorträge nur wenigen Zuhörern recht faflich und angenehm, indem er aus Eifer, die Sache recht genau vorzulegen, die pädagogifchen Hülfsmittel nicht achtete, um fich nach den Fähigkeiten feiner Schüler zu richten, und feine Sätze durch Bilder und Beyfpiele zu erläutern. Hieran hinderte ihn feine natürliche Schüchternheit und der Mangel an einer lebhaften Einbildungskraft. Das fchreckte nun viele feiner Schüler, die fich nicht vorzüglich auf diefe Wiffenfchaften legen wollten, ab; wer aber feine Dictate zu Hafe wiederhohlte und ernftlich ftudirte,

dirte, sah sich bald im Besitz einer gründlichen Kenntniss, die er ohne diese Hülfe erst mit Mühe aus vielen und kostbaren Werken hätte sammeln müssen. Es wurde einem solchen nun leicht, vor sich weiter zu kommen, oder auch die Vorlesungen anderer Gelehrten viel sicherer zu benutzen, und daher haben sich auch so viele seiner ehemaligen Schüler durch Gelehrsamkeit und Gründlichkeit in ihrem Wissen ausgezeichnet.

Seine Schriften sind nach Verhältniss seiner weitumfassenden Gelehrsamkeit nicht zahlreich. Er hatte von seinen holländischen Lehrern, die nicht nöthig hatten, um des Gewinns willen zu schreiben, den Grundsatz angenommen, lange zu sammeln, und gehörig zu verarbeiten. Seine ihm eigenthümliche Bescheidenheit kam dazu; er glaubte, ein Schriftsteller müsse Ehrfurcht vor das Publicum haben, und nicht eher etwas aus seinem Pulte hervorgehn lassen, bis er sich alles schon Vorhandene vollständig bekannt gemacht, bis er etwas Wichtiges und Neues, oder das Bekannte im hellerm Lichte mittheilen könne. Bey seinen unabläßigen Studiren fand er daher immer noch etwas hinzu zu fügen, und zu verbessern, und verschob die Bekanntmachung seiner angefangenen Werke. So fand er auf seinen Reisen und durch Correspondenz immer neue Schweitzerpflanzen, und zauder-

te deswegen mit der Ausarbeitung seiner Geschichte der Pflanzen in der Schweitz so lange, bis Haller ihm zuvorkam, der zwar Gesners Nahmen mit auf den Titel seines Buchs setzen wollte, welches aber der so bescheidene Mann verbat.

Er trieb diese Schüchternheit so weit, dafs man schwerlich etwas Gedrucktes von ihm besitzen würde, wenn er nicht von Amtswegen jährlich eine Abhandlung zum Stoff einer Disputir-Übung für die Candidaten des Predigtamts hätte verfertigen müssen; aber auch diese arbeitete er so langsam aus, dafs er zur Beschleunigung des Drucks jedes Mahl von den Obern erinnert werden mufste. So besitzen wir 36 Abhandlungen von ihm über wichtige Gegenstände der Mathematik, Physik, und Naturgeschichte, die durch Gründlichkeit und Vollständigkeit durchaus den Kenner verrathen. Eine Reihe dieser Abhandlungen über die Grundstoffe, Ursache und Endzweck, Kräfte, Bewegung und Veränderung der natürlichen Körper und über die Kräfte der flüssigen, macht ein zusammenhangendes System einer allgemeinen Naturlehre aus. Eine andere Reihe von Abhandlungen bearbeitet die heilige Pflanzengeschichte; in einigen zeigt er die Weisheit des Schöpfers aus den Bau und den Wirkungen der Pflanzen, in andern ordnet er alle in der Bibel angeführten Pflanzen

nach

nach den Claſſen des linnäiſchen Syſtems, mit Anführung der hebräiſchen und griechiſchen Nahmen. Einige ſeiner Aufſätze handeln auch von der Anwendung der Naturkunde auf den Nutzen der Geſellſchaft im gemeinen Leben; in der einen (1748.) ſtellt er Beobachtungen über die Dauer des menſchlichen Lebens an, worin er zu genauen Verzeichniſſen der Gebornen, Geſtorbenen und Ehen nach Alter, Lebensart, Krankheiten etc. auffordert; in einer andern (1761.) handelt er von den Mitteln, das Getraide aufzubewahren und gegen ſeine Feinde zu ſchützen. Andere Abhandlungen von ihm finden ſich in den Schriften der von ihm geſtifteten Geſellſchaft. Es wäre zu wünſchen, daſs man dieſe einzelnen Schriften, die in ihrer jetzigen Geſtalt und Zerſtreuung mehr als Manuſcripte anzuſehen ſind, zuſammendrucken möchte; man würde aus ihnen in der Zukunft ſehen können, wie weit man es bis auf Geſsnern in dieſen verſchiedenen Diſciplinen gebracht hatte, und von welchem Grenzpunkt man ausgehen müſſe, um weitere Fortſchritte zu machen.

Groſse Schätze hat er noch im Manuſcript zurückgelaſſen; denn ohne ſeine lehrreichen Collectaneen zu rechnen, finden ſich von ihm noch viele ausgearbeitete oder doch angefangene Manuſcripte, unter denen ſich vorzüglich ſeine Phytographiſchen in Ku-

Kupfer geätzten Tafeln (1768. fol.) auszeichnen. Es sind darinn die Kennzeichen der Geschlechter nach der Sexual-Methode dargestellt. Mehrere Nachricht von diesem Unternehmen findet man in Andreäs Briefen im hannöverischen Magaz. 1764., im Hausvater von Münchhausen, und in den götting. Anzeigen von 1768. Es würde dieses das Werk geworden seyn, mit dem er sich der Nachwelt vorzüglich wichtig gemacht hätte. Er arbeitete von 1754. etliche Jahre daran, und unterhielt in dieser Absicht einen geschickten augsburgischen Künstler, Geisler, vier Jahre in seinem Hause. Es ist zu wünschen und zu hoffen, dass einer der jüngern Aerzte in Zürich Hirzels Aufmunterung beherzigen und das, was sich noch davon vorgefunden hat, ausarbeiten und herausgeben wird.

Mit den berühmtesten Naturforschern aller europäischen Länder war Gesner durch Briefwechsel verbunden, und selbst von Franklin erhielt er durch Bertram in Pensylvanien Beyträge zu seinen Sammlungen. Wie reichhaltig an vortreflichen Bemerkungen seine schriftliche Unterhaltung gewesen seyn muss, kann man aus den 156 Briefen schliessen, die Haller aus einer weit grösern Anzahl von Gesner an ihn geschriebener in seine bekannte Sammlung aufgenommen hat, und welche ihn allein schon der Nachwelt als einen grossen

Kräu-

Kräuterkenner zeigen würden. Wie sehr schätzten ihn aber nicht auch alle Gelehrten, und suchten ihm dieses durch die Aufnahme in so viele gelehrte Gesellschaften zu bezeigen! In den Jahren von 1742. bis 1786. wurde er Mitglied der schwed. Akad. zu Upsal, der kaiserl. Akad. *Naturae Curiosorum*, der botan. Gesellsch. zu Florenz, der Berliner und Basler Akademie, der königl. Soc. in Göttingen, der Akad. in Petersburg, der engl. Gesellsch. zur Aufnahme der Künste, Manufact. und Handlung, der phys. ökon. in der Lausitz, der Soc. zur Aufnahme des Feldbaues in Vicenza, *Societatis Georgicae* zu Pavia, der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, der pfalzbayerischen Gesellschaft zu Burghausen, der Soc. der Naturwissenschaften in Lausanne, und der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Der sanfte, gefällige Charakter, den er mit seiner tiefen Gelehrsamkeit verband, machte ihn zum angenehmsten Gesellschafter. Nichts geht über die Bereitwilligkeit, mit welcher er die gelehrten Schätze, die in ihm und in seinen Schränken waren, seinen Schülern, seinen Freunden und so vielen Reisenden mittheilte. Freylich war es ihm am liebsten, wenn Fremde seine Sammlungen in einer bestimmten, nützlichen Absicht zu sehen wünschten; solchen zu Gefallen hatte er den wichtig-

tigsten Theil seiner Naturalien mahlen lassen, damit sie sich gleich die ihnen merkwürdigsten Stücke zum Besehen auswählen könnten; ihnen hielt er nicht einmahl seine Handschriften zurück. Aber auch denen, die seine Sammlungen nur aus Neugierde besahen, begegnete er mit vieler Höflichkeit, und sie konnten es ihm nicht abmerken, wenn ihre Besuche ihm beschwerlich fielen. Wie wahr dieses alles ist, bestätigen die Reisebeschreiber der Schweiz, als Andreä, Graf d'Albon, Coxe u. a. Kennern seine gelehrten Schätze zu zeigen machte wirklich, neben der Arbeit, das gröste Vergnügen seines Lebens aus, und er wurde leicht ihr wahrer Freund. Er half durch Rath und Mittheilung; er empfahl zu Versorgungen, er sammelte Unterschriften auf herauszugebende Werke, nahm sich des Nachlasses der Gelehrten an, und unterstützte, wenn es Noth that, durch veranstaltete Collecten. Um Institute, die seine Fächer betrafen zu befördern, einen botanischen Garten, eine Bibliothek anzulegen, war er, bey aller sonstigen Sparsamkeit, sehr freygebig, und liefs der von ihm gestifteten Gesellschaft noch ein Legat von 200 fl. Aber auch gegen das Verdienst in andern Fächern war er gerecht; so schätzte er unter andern Salomo Gesner als eine Zierde seiner Stadt und seiner Familie, und füllte mit dem Lesen der Dich-

ter

ter seine Erholungsstunden aus; so verehrte er die Männer, die dem Vaterland in öffentlichen Geschäften dienten, einen Escher, Blaarer, Heidegger, mit der Achtung eines freyen Bürgers. Auch gegen Niedere war er überaus liebreich, und seine Dienstboten hatte er immer viele Jahre. Aus allen seinen Handlungen leuchtete unverstellte Liebe zur Religion hervor, in welcher, und besonders in der Hoffnung einer glücklichen Zukunft, er seinen besten Trost suchte. Seine Grundsätze hierüber drückt er in seiner *phytographia sacra generali* sehr zusammenhängend aus. Er besuchte die öffentlichen religiösen Versammlungen sehr strenge, und hielt noch täglich häusliche Andachten; während einer der leztern schlummerte er sanft aus diesem Leben hinweg.

Das, wodurch sich aber Gesner so ganz vorzüglich um seine Vaterstadt und die Wissenschaften verdient machte, was ein immer bleibendes, lebendiges, ehrenvolles Denkmahl für ihn seyn wird, ist die naturforschende Gesellschaft, die er stiftete. Seit 1750. war durch seinen Unterricht der Geschmack an der Naturkunde in Zürich genährt worden; viele seiner Schüler wurden Aerzte oder Apotheker, oder reisten, und sammelten, und suchten in freyen Stunden in der Betrachtung der Naturproducte Erholung. Es entstand da-

her der Wunſch nach wiſſenſchaftlichen Verbrüderungen; es traten einige angeſehene Männer zuſammen, baten Geſsnern, als Vorbereitung einen Curs der Experimentalphyſik mit ihnen durchzugehen, und er hielt ihnen auch wirklich von 1745 an hundert Vorleſungen, mit den nöthigen Verſuchen begleitet. An einem Ort, wo ſo viele Gleichheit herrſcht, und ſich der Geſchmack für jede gute Sache ſo leicht durch alle Stände mittheilt, brauchte es nur dieſer Veranlaſſung, um den Wunſch nach einer naturforſchenden Geſellſchaft allgemein rege zu machen. Geſsner entwarf daher einen Plan. Unter der Leitung eines Präſidenten, eines Quäſtors, und zweyer Sekretäre, deren einer die gelehrten, der andere die ökonomiſchen Geſchäfte protocolliren ſollte, theilten ſich die übrigen Mitglieder in ordentliche, die ſich zum Arbeiten verpflichteten, und auſſerordentliche oder Zuhörer, die aber doch Geld-Beyträge entrichteten. Einſtimmig wurde Geſsner zum Präſidenten der Geſellſchaft ernennt, die ſich 1747. zum erſten Mahle verſammelte, und aus 21 ordentlichen, und 59 auſſerordentlichen Mitgliedern beſtand; ſeitdem iſt die Zahl bis auf 130 geſtiegen. Von nun an war er die Seele der Geſellſchaft; man legte von 1761 bis 66 drey Bände ihrer Arbeiten dem Publicum vor, fand es aber bald zuträglicher,

je-

jedem Mitglied die Freyheit zu laſſen, ſeine Arbeiten auf welche Art er wolle bekannt zu machen. Die Mitglieder theilten ſich hernach wieder in zwey engere Geſellſchaften, die botaniſche und landwirthſchaftliche. Die erſte, über die Geſsner ſelbſt die nähere Aufſicht hatte, legte einen botaniſchen Garten an, der nach Linne's natürlichen Claſſen eingetheilt, und mit einem Gewächshaus verſehen iſt. Die landwirthſchaftliche engere Abtheilung der Geſellſchaft ſtand ſchon lange unter des vortreflichen Hirzels Leitung, und iſt zum Wohl des Vaterlandes überaus thätig geweſen. Sie unterſucht das Eigenthümliche des Landes, prüft in ihrem ökonomiſchen Garten die Vorſchläge, ſtellt Preisfragen für die Landleute auf, läſst ſich Nachricht von dem Zuſtande einzelner Gemeinen geben, theilt die gutgefundenen Mittel durch gedruckte Anweiſungen mit, und auch auf Reiſen in dem Vaterlande haben die Mitglieder immer ihre edle Abſicht beſtimmt vor Augen. Die angeſehenſten Männer, unter denen man nur den ſo ſehr verehrungswürdigen Peſtalozzi zu nennen braucht, arbeiten hier mit warmem Eifer zur Beförderung von mannichfaltigem Guten.

Da dieſe Verbindung groſse Fortſchritte machte, ſo vereinigte ſich die militäriſch-mathematiſche Geſellſchaft in Zürich mit ihr; andere Corporationen machten ihr Geſchenke,

grofse Herrn, berühmte Gelehrte, und besonders erfahrne Landwirthe traten ihr bey, so dafs sie viele auswärtige Ehrenglieder und Correspondenten bekam, und sich ein Siegel beylegte, um ihre Diplome damit zu bekräftigen. Gefsner genofs die Freude, diese seine Stiftung 45 Jahre hindurch zu leiten, und aufblühen zu sehen. Er entsagte 1778. seinen öffentlichen Lehrämtern, um sie seinem würdigen Neffen Schinz zu übergeben, behielt aber noch sein Canonicat und die Würde eines Examinators in Kirchen und Schulen bey. Er hätte nun den Abend seines nützlichen Lebens in voller Heiterkeit und Ruhe hinbringen können; aber der Tod seines Neffen, (1784) der seine Stütze war, und allen seinen Erwartungen so vollkommen entsprach, störte diese Zufriedenheit sehr. 1788. verlor er auch noch die Gefährtinn seines Lebens, wodurch sein Muth und seine Seelenkräfte sehr geschwächt, obgleich sein Fleifs nicht unterbrochen wurde. Zu Anfang des Jahrs 1790 besuchte ihn Hirzel, von dem er auf immer Abschied nahm, und ihm das Wohl seiner Gesellschaft empfahl. Nach einem Besuch in seinem Garten bey feuchter Witterung erkrankte er und starb unvermerkt und sehr sanft.

Zwey Tage darauf versammelte Hirzel die Gesellschaft, und eröffnete ihr den Verlust

lust ihres Stifters und Vorsitzers. Am 10. May wurde hierauf dieser verdiente Greis selbst zum neuen Präsidenten gewählt, und im August hielt er in einer dazu besonders bestimmten Versammlung eine Lobrede auf den grosen Gesner. Sie war mit einer Trauermusik verbunden, zu der Lavater den Text gemacht hatte, in welchem es sehr wahr heisst:

Stets ist Wahrheitsliebe kindlich,
Stets vereint mit Huld und Licht;
Weiser wird die Weisheit stündlich
Oder sie ist Weisheit nicht.
Gesner! Jüngling, Mann und Greis!
Wer ist dess wie du Beweis!

Den 6. May.

starb

D. Joh. Friedrich Brandis,

Prof. der Rechte in Göttingen.

Die Nachrichten von seinem Leben, so wie von dem hamburgischen Arzt, D. Joh. Dom. Schulze, der am 22sten May starb, konnten wegen Mangel an Raum in diesem ersten Bande nicht geliefert werden, und sollen daher den Anfang des zweyten machen.

Den 7. May.

Georg Christoph Oertel,

Rector des Gymnasiums zu Neustadt an der Aisch.

Er wurde 1715, den 15. Dec. in eben dieser Stadt geboren, wo sein Vater Stadtvogt war. Bis in das 11te Jahr besuchte er die öffentliche Schule in Neustadt; alsdann aber bewog der Ruf des Gymnasiums zu Heilbronn und der Genuss eines Stipendiums daselbst seine Aeltern, ihn dahin zu bringen. Hier machte er unter dem Rector Schmidt und andern Lehrern gute Fortschritte; sein Vater hatte ihn, nicht ganz mit Einwilligung der Mutter, dem Studium der Rechte bestimmt; aber in einer harten Krankheit, die ihn um diese Zeit überfiel, that er das Gelübde, Theologie zu studiren, und erlernte alles was zu diesem Endzweck nöthig war. Er bezog darauf die Universität zu Altdorf, und studirte mit grosem Fleiss unter Bernhold, Feuerlein und andern, besonders unter dem berühmten Schwarz, der sich alle Mühe gab, ihn für das Studium der alten Litteratur, welchem Oertel nur die Nebenstunden widmete, ausschliessend zu bestimmen. Er disputirte hier einige Mahl, studirte dann drey Jahre in Jena, und ging darauf als Hofmeister zu einigen jungen Grafen nach

nach Ebersdorf, wo man ihn ungern entliefs, als er schon 1740. als Collaborator an das Gymnasium seiner Vaterstadt gerufen wurde. Fünf Jahre darauf, wo die Lehrer der Schule wegen vorgefallener Veränderungen gerückt und er Conrector geworden war, verheirathete er sich mit einer Tochter des nachherigen Generalsuperint. Silchmüller, mit welcher er in einer glücklichen Ehe vier Söhne und vier Töchter erzeugte, die bey seinem Tode noch alle am Leben waren.

Bey einer neuen Veränderung (1748) wurde er Rector, und bekam nun Gelegenheit, durch öffentliche Schulschriften auch Auswärtigen bekannt zu werden. 1752. ertheilte ihm die Akademie zu Erlangen die höchste Würde in der Philosophie, und nachdem er mehrere ansehnliche Anträge zu andern Lehrstellen ausgeschlagen hatte, und seinem Gymnasium, das unter ihm in grofses Ansehn kam, treu blieb, erhielt er von seinem Fürsten eine Besoldungszulage, und widmete sich nun mit neuem Eifer seinem Amte. Er hatte eine grofse Anzahl fremder Zöglinge an seinem Tische, machte mit einigen derselben eine gelehrte Reise durch Franken, Hessen, Baiern und Schwaben, und errichtete viele Bekanntschaften, mit denen er bis an seinen Tod lateinische und deutsche Briefe wechselte. Seine Verdienste wurden von seinen

nen Obern geschätzt; man ernannte ihn mit einer neuen Zulage zum Director und Inspector der Schule und 1770. wurde er nebst dem vortreflichen D. Junkheim und dem Professor Wiesner als Commissarius verordnet, den Zustand des Anspachischen Gymnasiums zu untersuchen und zu verbessern.

Wer seinen Unterricht genossen hat, stimmt in sein Lob ein. Er war strenge in Absicht auf das sittliche Verhalten seiner Schüler; aber seine Würde und der Ernst beym Unterricht und in seinem ganzen Benehmen machte harte Strafen unnöthig. Er hatte Sinn für den Genuss der Natur, und machte zuweilen an einem schönen Sommermorgen mit seiner ganzen Classe einen Spaziergang. Lebhafte Religionsgefühle, die mancher für Pietismus nahm, waren innig mit seinen Ideen verwebt, und giengen auch in seine Leitung der Schule über, auf welcher dieser Ton der Religiosität schon durch Steinmetz, Layritz, Sarganeck, und D. Lerche eingeführt war; „aber warlich, schreibt ein berühmter Gelehrter und sein ehemahliger Zuhörer, es war nicht Heucheley und Worttändeley, sondern es gieng in das Herz, und auf den wesentlichen Zweck. Ich danke es der Vorsehung, und werde es ihr ewig danken, dass ich unter diesen Leuten mit der Religion vertraut geworden bin.“ Mit väterlicher Sorgfalt sah

er

er auf Gesundheit und Sittlichkeit seiner Schüler; um sie vor heimlichen Ausschweifungen zu bewahren, suchte er, wie von ohngefähr, Bücher in ihre Hände zu bringen, die sie über die traurigen Folgen derselben belehrten. Sein Unterricht in den alten Sprachen war überaus gründlich und lehrreich; nicht so gut war seine Methode in der Geschichte und Theologie. Nie gieng er unvorbereitet in die Lehrstunden. Er lebte verträglich mit seinen Collegen, deren er in 50 Jahren nach und nach 40 hatte, und seine bekannte Rechtschaffenheit und seine gute Lebensart machten, dass er auch von Vornehmen mit Unterscheidung geschäzt wurde. Er vermehrte die Bibliothek, das Naturalien- und Münz-Cabinett der Schule. Auf sein Gesuch schenkte der Markgraf Friedrich Christian 1000 Gulden zur Ausbesserung der Gebäude, und seit 1772. giebt der Markgraf Alexander jährlich 500 Gulden zur Schulcasse; er erlaubte auch diesem Lehr-Institut, sich nach seinem Nahmen nennen zu dürfen, das unter Oertels Rectorat von 1068. Schülern besucht worden ist.

Er war ein glücklicher Gatte, und treuer Vater seiner Familie, und ein gesunder und fröhlicher Greis. Schon als solcher schrieb er an seinen geliebten *Feder* in Göttingen: *senescere me non tam sentio, quam video.* Es sind mehrere wichtige Männer aus seiner

Schu-

Schule hervorgegangen; aber unter ihnen ſcheint er den Göttingiſchen Philoſophen doch ganz vorzüglich geliebt zu haben; das letzte Programm, das er in dem Jahre vor ſeinem Tode ſchrieb, handelte von deſſen Leben und Schickſalen.

Am 23ſten Febr. des Jahres 1790. hätte er ſein Amtsjubiläum feyern können; aber er war ſo wenig Freund von Allem, was ihn auf gewiſſe Weiſe auszeichnete, daſs er ſogar ſeinem Sohn, der ſein College und Conrector war, verbot, in dem Programm, das er eben ſchrieb, etwas davon zu erwähnen. Er verrichtete ſein Schulamt ununterbrochen bis zum 22ſten April, und arbeitete eben an einem Programm für das im May zu haltende Examen, als ihn die Krankheit überfiel, die ſeiner ſeltnen Thätigkeit ein Ende machte. Er beſchäftigte ſich nun ganz mit den Dingen jenſeit des Grabes, und lieſs ſich öfters ganze Capitel aus dem Evangelium Johannis vorleſen. Am 3ten May, wo Examen gehalten und zugleich ſeines funfzigjährigen Dienſtes gedacht werden ſollte, überreichte man ihm noch einige Gedichte; er nahm ſie mit Dankbarkeit an, und tröſtete die Anweſenden, die darüber klagten, daſs dieſer Freudentag ſo getrübt werde. Drey Tage darauf ſtarb er.

Er hat in den vielen Jahren ſeiner Amtsführung 46 Programme geſchrieben, viele von ihnen enthalten Biographien neuſtädtiſcher Schullehrer, einige die Geſchichte der daſigen Schule, und wieder andere behandeln Gegenſtände der Pädagogik und des öffentlichen Unterrichts. Es ſind auch von ihm mehrere lateiniſche Gedichte gedruckt. 31 Schulreden, einige Poeſien, und eine exegetiſche Streitſchrift über 1 B. Moſe III, 15. ſind als fertige Manuſcripte gefunden worden.

Inhalt.

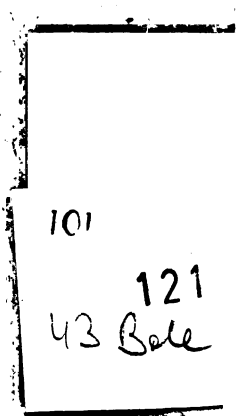
Inhalt.

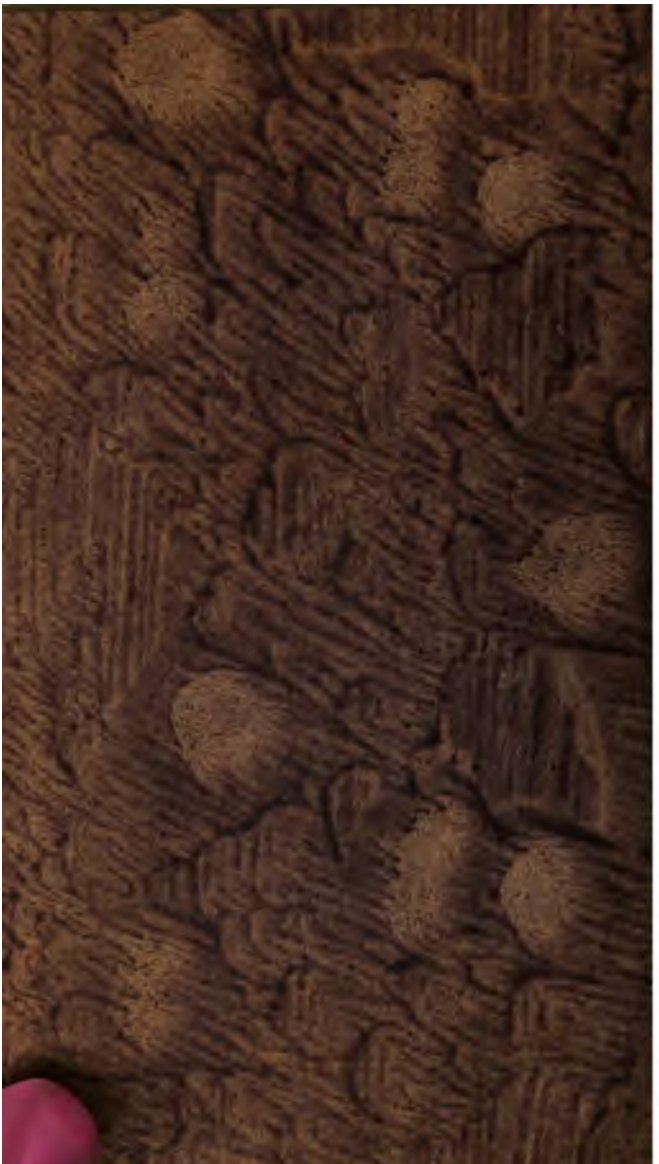
Januar.	Seite
5. Schäffer.	65
5. Roſt.	73
20. Howard.	90
24. Domeier.	109
28. Stahl.	112
30. Mallet.	119
Februar.	
2. Reiz.	127
7. Gräfinn v. Baſſewitz.	141
15. Meier.	146
18. Prinz. Eliſabeth.	150
20. Joſeph II.	154
22. Schlegel.	188
März.	
8. Lenz.	200
11. Reinhardt.	201
13. Krahe.	205
16. Schulze in Weimar.	213
17. Schultze in Berlin.	220
23. Crollius.	223
28. Dötzner.	234
April.	

April.	Seite
5. Ludwig IX. Landgraf.	235
8. Moldenhawer.	246
12. Ferber.	256
12. Huter.	261
17. Franklin.	262
19. Winkler.	312
30. Heinicke.	313
May.	
1. Unfelt.	316
2. Halm.	335
6. Gefsner.	351
7. Oertel.	374

Einige Druckfehler.

Seite 16. Zeile 3. von oben lies vor ſtatt von
— 147. — 11. von unten l. auſſerordentlichen ſtatt äuſſerlichen.
— 176. in der Note, Z. 2. l. quod is ſtatt quod in,


101
121
43 Bale



3 2044 019 951 045